

NACH DEM ENDE II

Die Suche

2012

Inhaltsverzeichnis

1	Prolog	4
2	Das Ende	6
3	Das Rätsel	15
4	Die Besinnung	22
5	Die Sehnsucht	28
6	Der Weg	42
7	Die Stadt	48
8	Der Untergrund	59
9	Die Wahrheit	82
10	Zum Besinnen	103
11	Am höchsten Punkt	139
12	Der Horizont	206
13	Die Flucht	215
14	Die Erinnerung	224
15	Das letzte Puzzleteil	253
16	Der Süden	265

17 Der Niedergang	301
18 Der Code	319
19 Die Minderung	354
20 Akzeptiert	374

1 Prolog

Wohin führen uns die Wege des Lebens? Doch nur in den Tod! Diese Erfahrung habe ich jedenfalls machen müssen, als *ich* starb, mein Leben starb, meine Zukunft und die ganze Welt gleich mit. Als wäre der Menschheit nun endlich einmal die Rechnung präsentiert worden für all ihre der Natur zugefügten Ungerechtigkeit; für ihre grenzenlose Vergewaltigung des Planeten und dessen Ausbeutung in jeder nur denkbaren Weise.

Sicher, nun gibt es Aufschreie: »*Ich* doch nicht! Ich habe die Natur stets geschützt! Und ich war immer gut zu Tieren!« – »Zu welchen Tieren?« frage ich. Zu einem Hund? Oder warst du gut, weil du nie nach einer Katze getreten hast? Was ist mit den Tieren, die du tötetest, weil sie dir lästig sind? Mücken, Spinnen und dergleichen? Zertrittst Ameisen auf dem Boden, weil du nicht auf sie achtest! Bestimmt die Größe eines Lebewesens dessen Wert? Ekelst dich vor *Krabbeltieren* und doch hat jeder Haarbalgmilben auf den Wimpern und symbiotische Mikrofauna im Darm. Im übrigen: Wer ahnt schon, daß die simpelste Lebensform von allen – das Bakterium – am ältesten, am weitesten verbreitet und am höchsten divers ist? Und dieses war es auch, das die von mir beschriebenen Ereignisse überlebte. Gemeinsam mit Vertrauten, Mitopfern, Gleichgesinnten. Nur der Mensch bleibt dieser Reihe außen vor. Jedenfalls all jene, die eines Überlebens nicht wert gewesen sind.

Meine Einführung klingt wie die Predigt eines Sektenführers, dessen Sekte es sich zur Aufgabe gemacht hat, auf die Mißstände der Welt hinzuweisen und an Gott und das Vertrauen zu ihm zu appellieren. Oder der Aufschrei ei-

nes verdammten Naturschützers, den ich *verdamm*t nenne, weil jeder *Naturschützer* heuchelt, indem er nur das schützt, das er sieht. Nun, ich bin keines von beiden. Es wäre sogar richtiger, mich als Blau gefärbtes Kamel mit Rüssel zu bezeichnen, als einen Naturschützer oder Sektenanhänger.

Stattdessen sehe ich mich lieber als gewöhnlicher Mensch – mit all seinen Fehlern, jedoch der seltenen Fähigkeit, mir diese zuzugestehen und dagegen anzugehen. Allein das Streben, nicht das Erreichen, sind die Mittel einer Änderung! – Doch genug der *weisen* Worte, die Geschichte soll mit Trauer beginnen:

Viel detaillierter als sonst – so ähnlich wie an besonders peinliche Momente seiner Kindheit – erinnerte ich mich an jenen Tag, einem Tag im Juni. Für viele Menschen war der Juni-Anfang der Inbegriff des Beginns einer Jahreszeit, die dem Winter so kontrahent steht, daß sie nur der Sommer noch übertreffen kann. Dieser einfachen Logik liegt in Wirklichkeit eine Komplexität zugrunde, die nur jene wenigen Menschen verstehen können, die diesen Tag im Juni überlebt haben.

Brach etwa ein Krieg aus?, wird man sich fragen. Und ich kann nur antworten, es nicht zu wissen. Ist man allein, hat man fast keine Chance, sich eine vernünftige Erklärung für alle erlebten Geschehnisse zu bilden. Auf Grundlage von Erfahrung und Erinnerung kommt man jedoch zu dem Schluß, daß es nur ein Krieg gewesen sein kann, der herbeiführte, was ich sah.

Kriege – wie ich sie verabscheue! Noch nie habe ich eine Schußwaffe in der Hand gehabt, noch nie einen Schuß abge-

feuert. Und doch kenne ich die Grausamkeiten, zu denen Menschen in Kriegen fähig sind. Aber es gibt Ausnahmen: Meiner Meinung nach sollte man Kriege nur dann anfangen, wenn man sich unmittelbar in seiner Freiheit bedroht fühlt. Und würde sich jedes Land an diese simple Regel halten, gäbe es überhaupt keine Kriege mehr! Wie auch immer, ich kann nicht sagen, was geschah, oder welche Seite angefangen hat. Ich fuhr doch nur in meinem Wagen umher!

2 Das Ende

So ziellos fuhr ich eigentlich gar nicht umher. Um genau zu sein, war ich auf dem Weg zur Arbeit, meiner Arbeit in einer Tischlerei. Vor vielen Jahren hatte ich als einer der Besten meines Jahrgangs die Ausbildung abgeschlossen, doch was nützte mir dies? Diese Frage stellte ich mir viel zu oft, zumal bereits meine Eltern sorgenvoll darauf hingewiesen hatten, daß ein Handwerk wie das Tischlern keine Zukunft habe; ich sollte doch lieber Arzt werden. Denn – und damit hatten sie recht – krank wird jeder einmal und dann braucht man einen Arzt. Aber war das wirklich mein Ziel? Sollte das die Erfüllung meines Lebens sein? Dagegen steht, daß ich gegen das Tischlern nichts einzuwenden habe; es ist ein verantwortungsvoller und traditionsreicher Beruf, der höchstes Geschick erfordert! Aber richtig befriedigt hatte er mich nie. Was suchte ich eigentlich?

Meine Tischlerei lag am Rand der Stadt, in der Nähe der Slums, aber auch nicht zu verborgen. Jeden Tag nun tat ich das, was man bei der Berufswahl eigentlich zu vermeiden gedenkt: Sich niemals zur Arbeit zu quälen, sondern in ihr

einen Sinn zu finden, der einen glücklich macht. Nur war das bei mir nicht so. Wie eine lästige Mühsal erschien es mir, Möbel zu zimmern und dann auf Käufer zu hoffen, die mich für meine Fähigkeiten bezahlen würden. Was für ein vergebenes Leben das doch war! Jedoch will ich nicht behaupten, daß mein darauffolgendes Leben von besserer Beschaffenheit gewesen ist. Vielleicht ... war es etwas aufregender.

Gerade drehte ich am Knopf des Autoradios, um die Frequenz zu wechseln. Der aktuelle Sender brachte wieder einmal Reklame, was mich immer schon am Rundfunk verrückt und aggressiv machte. Kurz abgelenkt von der Straße schaute ich auf den kleinen Drehknopf und versuchte ihn trotz holpriger Straße zu fassen. An diesem Moment endete das Weltgeschehen.

Ich weiß nicht genau, ob zuerst das Radio plötzlich ausging oder das Motorengeräusch verblaßte und nach einer weiteren Sekunde gänzlich verreckte. Fast schon wollte ich schimpfen, da ich mich sofort an die bisherigen Motorenprobleme mit meinem Wagen erinnerte: Schon seit zwei Wochen gab es diesen Defekt in der – wie ich meine – Zündspule, und schon mehrmals war der Wagen einfach während der Fahrt ausgegangen, zum Glück nur im langsamen Stadtverkehr, sodaß ich immer an die Seite fahren konnte. Und seit zwei Wochen hatte ich die Reparatur aufgeschoben, da mir Zeit und auch Geld fehlten. Wie ich sagte, wollte ich gerade meine Hand erheben, um voller Wut auf das Armaturenbrett zu schlagen, da erschien *mit einem Mal* ein Lichtblitz in Front voraus – so hell, wie man sich nur den Begriff *blendend* vorstellen kann – alles überstrahlend, das in meinem Sichtkreis lag; sogar so hell, daß mir vor Schmerz

die Augen aus dem Kopf fallen wollten und ich sie mit meinen Händen augenblicklich unter Schreien abdeckte. (Ich werde diesen Schmerz niemals in meinem Leben vergessen können, auch wenn dies bis heute nicht das einzige Leiden war, das mir widerfuhr. Auch wenn ich nachts die Augen schließe, sehe ich noch Reste dieses Lichts in Form eines unscharf begrenzten Oval, das mich – wenn ich nicht wirklich müde wäre – effektiv am Einschlafen behindern würde.)

Das grelle Licht, das mir so intensiv in die Augen drang, daß ich nicht einmal sagen kann, welche Farbe es hatte, schmerzte nicht nur meinen Augen, sondern zwang mich auch zu Boden: Ich warf mich vor Schmerz gekrümmt auf den Beifahrersitz und dann auf den Fahrzeugboden, unmittelbar zwischen Schaltknüppel und Handbremse. Der Kopf wollte mir vor Weh auseinanderreißen und mein Wunsch, der Schmerz der Augen möge vergehen, wurde erfüllt, als ein gewaltiger Knall meine Ohren betäubte und ich nicht wußte, wie ich Ohren und Augen gleichzeitig abdecken sollte. Fast bewußtlos vor Schmerz, schien mein Gleichgewichtssinn noch ganz gut zu funktionieren: Ich konnte weder sehen noch hören, spürte aber, wie ich schwerelos wurde, da das Fahrzeug wie von Riesenhand bewegt abhob und ich kurze Zeit im Auto schwebte; das war wohl auch der Moment, als ich mich vom Anschnallgurt löste, da ich durch ihn hindurchrutschte. Mit einem weiteren gewaltigen Krach schlug ich nach rund zwei Sekunden wieder auf dem Boden des Autos auf und prellte mir einigermaßen heftig meinen rechten Ellenbogen und den Kopf an der Tür. Noch während sich das Auto weiter drehte, rutschte ich aus dem geöffneten Fenster und spürte den harten Asphalt unter mir.

Danach wurde mir innerhalb von fünf Sekunden schwarz vor Augen, mich befiel Müdigkeit, war dann wieder aufgeregt, dann wieder schläfrig, bis ich ganz die Augen schloß. Das Klingeln gab auch dann nicht nach, als ich das Bewußtsein verlor und ich bilde mir sogar ein, dieses Klingeln im Wechsel mit Taubheit noch im Prozeß der Bewußtlosigkeit vernommen zu haben.

Nur langsam (wie auch sonst?) kam ich wieder zu Sinnen und ich konnte nicht einmal sagen, wieviel Zeit wirklich vergangen war. Die Sonne sah ich nicht, Nacht schien es trotzdem nicht zu sein. Aber das verschwommene Bild vor meinen Augen konnte mich freilich auch täuschen. Das Gesicht fühlte sich verklebt an, die Augen konnte ich nur schwerlich öffnen, mehr als ein dumpfes, kränkelndes Atmen war nicht möglich. Und nun erinnerte ich mich auch wieder, warum ich aus der Bewußtlosigkeit aufwachte – ich fühlte Schmerz. Erst nicht genau wissend wo, regte ich die Glieder meines Körpers und strengte meine Augen an, schärfere Bilder zu fokussieren. Die Lokalisation des Schmerzes über mein Nervensystem war jedoch schneller und rasch zog ich meine rechte Hand zum Körper zurück; durch irgendetwas schmerzte mir die Haut auf dem Handrücken. Nah bei meinem Körper schaute ich auf die Hand und sah eine rote Befleckung, ähnlich einer Verbrennung.

Abgelenkt von dieser Beobachtung, fühlten sich meine Beine und Hüfte beengt. Ich selbst lag auf dem Bauch, konnte mich aber weder aufrichten noch umdrehen, da einige größere Platten oder so etwas mich abdeckten und entsprechend abdunkelten. Der Blick auf meine Beine offenbarte, daß sie zwischen einem Haufen Ziegelsteinen und einer ebenfalls größeren Betonplatte eingeklemmt waren. Es schi-

en aber nichts gebrochen zu sein.

Mit jedem neuen Augenzwinkern wurden auch meine Blicke schärfer und ich entdeckte, daß um mich herum vollständige und angebrochene Ziegelsteine nebst kleinere Splitter, Holzteile und Metallstücke lagen; eines der Segmente schien einmal das glattgehobelte Stück eines Besenstiels zu sein, ein anderes war wohl einmal Bestandteil eines metallischen Wasserrohrs gewesen.

In meinem Kopf sprangen die Synapsen an und ich begann mir die Frage zu stellen, was es gewesen war, das mich umherschleuderte und nun hier einklemmte. Wenn beispielsweise nur mein Auto explodiert ist, so fragte ich mich, wieso war ich dann zwischen Trümmern eingeklemmt, die Bestandteil eines Hauses gewesen sein könnten? Ja, es stimmt, daß ich mit meinem Auto gerade auf Höhe mehrerer Häuser fuhr, vielleicht wurde das Auto mitsamt meiner Person in eines der Behausungen geschleudert und zerlegte dort die Einrichtung?

Da ich der Meinung war, nicht zu fest mit meinen Beinen in den Trümmern zu stecken, wollte ich mich hervorziehen. So ragte ich meine Hände vor, faßte mit der linken Hand einen großen angebrochenen Betonblock, mit der rechten Hand aber griff ich auf den Boden, etwa an jene Stelle, wo ich erstmals den Schmerz einer Verbrennung gespürt hatte. Es mag an der bereits schmerzenden Wunde gelegen haben, daß ich nicht sofort meine Hand zurückzog. Doch mit jeder Sekunde, die meine rechte Hand an dieser Stelle verblieb, verstärkte sich der Schmerz. Ich schaute genauer auf die Hand und sah nun, daß sich einige der Haare darauf zu kräuseln begannen und schließlich abschlorteten! Sofort zog ich meinen Arm einige Dezimeter ein und der Schmerz ließ

nach. Und in der Tat lag ich selbst sowie meine Gliedmaßen in gänzlicher Dunkelheit, verborgen und eingeklemmt hinter den Trümmern. Lediglich an der Stelle, wo meine Hand zu brennen begann, schien ein helleres Licht durch einen Spalt hinter den Trümmern hervor! Kam ich also in den Bereich des Lichtkegels, verbrannte ich mir die Haut, dahinter nicht!

Experimentierfreudig griff ich nach dem erwähnten Fragment des Besenstiels und hielt dieses Holz aus sicherer Distanz in den Lichtschein. Es brauchte etwa zwanzig Sekunden, dann stiegen von dessen Oberfläche kleine Dampfschwaden auf; es sah aus, als würde man ein Stück Plastik in die Kohlen eines Feuers werfen. Irritiert und verängstigt warf ich den Stock fort und zog beide Hände an mich heran. Dann rief ich um Hilfe.

Es hätte mir schon eher auffallen sollen, aber mein Geist wurde erst jetzt wieder klarer: diese unheimliche Geräuschlosigkeit! Mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen lauschte ich in den Wind, der nicht vorhanden war, nach Geräuschen, die nicht vorhanden waren. Ginge mit einem Feuer, das in meiner Nähe brennt und fähig ist, mir die Haut zu versengen, nicht ein gewisses Knistern einher? Nichts. Absolut nichts war zu hören.

Und wieso antwortete niemand auf meine Rufe, obwohl ich so laut schrie, wie ich konnte? Ich mag einige Minuten oder einige Stunden bewußtlos gewesen sein – auf jeden Fall lange genug, damit irgendwer nach mir ruft oder in meiner Nähe steht, um mich zu hören! Aber da schien niemand zu sein! Durch meine eingeklemmte Lage blickte ich nicht ins Freie, sondern auf eine Art Hauswand, beschädigt und mit verbrannter Farbe. Eines dieser modernen Holzhäuser, die

selbst ein Unwetter umbläst und von dem wohl einige der auf mir lastenden Trümmer stammten. Umso überraschter war ich über meine Lebendigkeit. Denn früher, so stellte ich mir vor, würde einen die Last der Steine auf den Körpern eingeklemmter Personen erdrücken. Doch erst jemand, der selbst einmal in meiner Lage ist, wird verstehen, daß sich die Trümmer selbst verkeilen und gegenseitig abstützen. Und wenn man, so wie ich, Glück hatte, könnte man das Ganze gänzlich ohne Beschädigungen überleben!

Was sollte ich also tun? Mich befreien konnte ich gewiß mit etwas Anstrengung, aber ich hatte angesichts meiner Verbrennungen große Angst in Kontakt mit diesem Lichtschein zu kommen. Und was wäre, wenn die Trümmer über mir zusammenfallen, während ich mich befreie? Sollte ich nicht besser warten, bis mir jemand zu Hilfe käme? Nur das verblieb mir zu tun!

Mein freiliegender Oberkörper gestattete mir einige Beweglichkeit und ich erreichte einige der Gegenstände um mich herum, nach einigen grub ich. Leider, so wußte ich, befand sich mein Mobiltelefon im Handschuhfach meines Autos, sonst hätte ich jemanden anrufen können. Irgendwo dort lagen auch ein paar Glasscherben, was mich auf die Idee brachte, erst jetzt einen Blick auf meine Armbanduhr zu werfen! Doch das Glas war gesprungen, die Flüssigkeit der LCD-Anzeige verlaufen. Dann war ich wieder ganz still und lauschte einfach in den Wind, um Stimmen zu hören. – Nichts. Nicht mal Wind. Das konnte gar nicht sein! So glaubte ich erst, daß meine Ohren noch nicht ganz erholt waren und ich noch etwas Zeit benötigte, um den Rest meiner Hörqualität zurückzugewinnen. Dann machte ich aber den Gegenversuch und schnippte mit den Fingern neben

meinen Ohren, klopfte mit der Glasscherbe auf einen Stein nah meinem Gesicht. All diese Geräusche klangen nicht verfälscht, sondern genau so, wie sie klingen sollten, wenn alles in Ordnung mit mir (und der Umwelt) wäre.

Als zwei Stunden vergangen war, hatte ich das Warten satt und wollte mich eifrig befreien, um endlich meine Neugierde zu stillen, wieso man mich so lange unter den Trümmern ließ. Es macht einen auch eine gewisse angst, zu wissen, daß man nicht sonderlich tief verschüttet ist (immerhin dringt Licht durch einen Spalt ein!), aber niemand auf die Rufe »Hilfe! Ich bin hier, ihr könnt' mich hier drüben suchen!« antwortet! Doch ich mäßigte meine Ungeduld und dachte an die Verbrennungen. Ich nahm abermals einen Span Holz und hielt ihn in den Lichtschein. Diesmal dauerte es rund eine Minute, bevor ich den weißen Rauch aufsteigen sah. Die Intensität des Lichts schien sich also abgeschwächt haben! Aber ein Feuer war es ganz sicher nicht, das die intensive Hitze erzeugte! Nur was dann?

Mit einer größeren Scherbe, die ich in den Lichtschein warf, wollte ich einspiegeln, um zu sehen, was dahinterlag. Denn wo Licht herkommt, da kann man auch auf die Welt blicken! Aber die Scherbe fiel unglücklich und für mich außer Reichweite, sodaß mir dieser Versuch mißfiel. Und langsam gingen mir auch die Dinge aus, die ich zu greifen in meiner Nähe fähig war. Interessanterweise beobachtete ich noch, daß die Glasscherbe, die im Bereich des Lichtkegels liegegeblieben war, mit der Zeit rötliche und grünliche Farbtöne annahm!

Im Zuge meiner Schläfrigkeit dachte ich mir aber nichts dabei und auch die Umgebungshelligkeit schien abzunehmen. Brach die Dämmerung ein? Meinen Kopf auf den

Dreck der harten Erde ablegend, hörte ich meinen Pulsschlag recht deutlich; der Rest stank nach Asche und Rauch. Eines der wenigen Geräusche der letzten Stunden! Dann fielen meine Augen zu und ich träumte.

Mein Traum entsprach einer psychologischen Selbstanalyse und wertete meine Situation aus: Was geschah hier nur? Viel zu seltsam, daß niemand auf meine Rufe antwortete! Wenn ich doch nur etwas sehen könnte! Nur einen kleinen Blick hinter die Ecke, woher das Licht scheint! Doch wenn ich das tue, verbrennt mir wahrscheinlich die Netzhaut!

Des Nachts war mir so gewesen, als schimmerte die Hitze noch immer – durch die Trümmer hindurch, die mich bedeckten und die ich als Schutz wahrnahm. Aber es kann auch ein Traum gewesen sein. Der nächste Morgen jedenfalls verhielt sich genauso still wie mein Träumen: geräuschlos, emotionslos, hoffnungslos. Noch ehe ich meine Augen aufschlug, hörten meine Ohren bereits in die Umgebung hinein, hofften nach dem, was auch der Rest von mir erhoffte: Geräusche. Simple Geräusche. Denn sie würden beweisen, daß ich mich in meiner abgekapselten Welt nicht auf dem Weg ins nächste Dasein befand. Oder sollte ich etwa tot sein? Dort liegengeblieben, wo ich gestorben bin, und seit dem außerhalb der bekannten Wirklichkeit? Die Strafe mir auferlegt, nichts zu erfahren, nichts zu hören? Bis in alle Ewigkeit gefangen unter den Trümmern? Aber eigentlich konnte ich mich doch befreien, wenn ich wollte! Nur diese Wärmestrahlung hatte mich ja bislang daran gehindert, zu entfliehen.

Den Mut gefaßt, einen neuen Versuch zu wagen, fumelte ich mir etwas Stoff von Handkragen meines Hemdes ab und warf den Streifen in jenen Bereich, der am Vortag

noch so verheerend auf organisches Gewebe wie meine Haut gewirkt hatte. Doch wider meinem Erwarten begann der Lappen nicht zu brennen. So zog ich ihn heran und befühlte ihn, roch an ihm – nichts ungewöhnliches. Nun wagte ich es, meine Hand abermals in das Licht zu halten, stellte aber fest, daß ich sie dort minutenlang lassen konnte, ohne daß sie Schaden nahm. Daß die Haut etwas warm geworden ist, mochte ich mir eingebildet haben. Es hielt mich jedenfalls nicht von dem Gedanken ab, daß es das Risiko wert sey, mich nun zu befreien.

3 Das Rätsel

Also entfloh ich aus meinem Gefängnis: Schob einige der Trümmer beiseite und zerrte meine (zum Glück unverletzten) Gliedmaßen hervor. Zur Öffnung vorgekrochen streckte ich meinen Kopf heraus und erwartete, von einer Gruppe überraschter Menschen empfangen zu werden, die mich als Vermißten erkennen und umsorgen würden. Doch da war niemand.

Erst blendete mich das Licht der Sonne und ich meinte, es wäre sehr viel greller als sonst. Denn auch wenn man nicht direkt hineinsah, konnte man kaum etwas erkennen. Aber das lag wohl daran, daß sich meine Augen an die relative Dunkelheit unter dem Trümmerberg gewöhnt hatten und ich mit der Zeit wieder klarer sehen könnte.

Mit der Hand das Licht schirmend und einen Schatten auf mein Gesicht werfend sah ich mich um, klopfte mit der anderen Hand den Staub aus der Kleidung. Die verschwommenen Bilder wurden unter zusammengekniffenen Augen

schärfer, zeigen mir aber ein surreales, unerwartetes Bild: keine Rettungskräfte, keine Menschen irgendeines Status. Totenstille. Auch um die Trümmer auf der Straße schien sich noch niemand gekümmert zu haben. Ablenkend von dieser Beobachtung gab es den dumpfen Schmerz in meiner Hüfte, der von meiner letzten Prellung herrührte und sich beinahe bis zu den Knien ausbreitete.

Diese Form der Isolation ängstigte mich so sehr, daß ich am liebsten wieder unter *meine* Trümmer gesprungen wäre, nur um mich in einer *vertrauten* Umgebung zu wissen. Aber was weiter?

Zunächst kniete ich nieder, doch der Schock saß so tief, daß mir sogar Speichel aus dem Mundwinkel lief. Nach weiteren Sekunden erhielten ich auch meinen Fernblick zurück und blickte auf das Ferne: Ich blickte auf den Ort, an dem es einst eine Stadt gegeben hatte. Von meiner Position aus – einem Hügel in der Umgebung der besagten Stadt – schaute ich hinab in das seichte Tal, erkannte jedoch nur die umliegenden Kuppen wieder: Dort der Kuhsprung und daneben der Hügel, auf dem die Stadt immer ihre Jahrfeier verbringt! Aber wo war der Rest, wo war die Stadt?

Das Zentrum des Tales war gleichmäßig mit grauen und schwarzen Trümmern übersät, etwa so weit verbreitet wie die Stadtfläche einst einnahm. Da rauchte nichts, da lagen nur die Gebäudeteile umher. Jegliche Farbe, die die Stadt einst besessen hatte, war getilgt worden. Bäume und Büsche, die Parks und das sonstige verteilte Grün der Vegetation verschmolz mit Automobilen, Häusern und Brücken zu einem einheitlich grauen Brei alles bedeckend, sogar den Fluß stauend, der am Rand des Tals bereits einen kleinen See angesammelt hatte.

Im ehemaligen Stadtkern blieben ein paar Grundfeste der größeren Gebäude rechteckig erhalten. Jedoch konnten die Fassaden nicht höher als ein paar Meter stehen. Alles andere um sie herum war umgelegt wie Kornähren bei Starkregen. Ein befremdendes Bild und in Wahrheit nur eines, das ich bislang nur in Schwarz-Weiß kannte:

»Hiroshima?!« stammelte ich mit entsetzter, kraftloser Stimme. »Das kann doch nicht ..., das gibt's doch gar nicht!«

Und nun war mir das Geschehnis so klar, wie mein Blick geworden. – Welcher normale Mensch vermag zu begreifen, das einen mit Leichtigkeit in den Wahnsinn führt? Wie lange wird es dauern, bis man diesen Anblick wieder vergißt? Ich denke: niemals.

Die Luft roch nach Asche und Tod, was vor allem jetzt einen Sinn ergab, als mir die Leichen auffielen, die ich zuerst und bei nicht näherem Beschauen für Trümmer gehalten hatte. Dort lag mitten auf der Straße ein Beton-grauer, aber anhand des Kleides als Frau identifizierter Leichnam, der in zwei Teile gerissen worden war. Genau genommen lag dort nur noch der Teil von der Hüfte abwärts, darüber war das Blut eingedickt und mit Asche vermischt. Vorsichtig ging ich darauf zu, schreckte aber einige Meter vorher zurück. Dieser Anblick war zu extrem für einen ersten Toten.

Ein wenig weiter lag dort der nächste Leichnam. Nun, da ich darauf achtete, schienen sie so weit verstreut wie die Trümmer und ebenso von wahllosem Alter und Geschlecht, so wahllos auch die Zerstörung gewirkt hatte. Ein Mann, auf dem Bauch liegend, war in Richtung Stadt ausgerichtet. Nachdem ich neben ihm niedergekniet war – wohlwissend, daß er nicht mehr leben würde – faßte ich meinen Mut

und drehte ihn um. Permanent auf sein Gesicht starrend, erschrak es mich weit weniger als angenommen, aber immer noch von wirksamem Effekt. Sein Gesicht war nicht wirklich erkennbar, denn es war abgebrannt. Die Verbrennungen sahen so ähnlich aus wie die auf meinem Handrücken. Und überhaupt – nachdem ich mir einige Körper genauer angeschaut hatte – wirkten sie alle von so unnatürlich roter Hautfarbe, daß ich mir diesen Umstand nur mit jener Hitzeabstrahlung erklären konnte, die meine Hand versengte, die aber auf die anderen stundenlang eingewirkt haben mußte. Waren sie daran gestorben oder schon vorher tot gewesen?

Der Anblick von fünf oder sechs Toten reichte mir, um mir ein Resümee zu fassen: Stillter als bisher setzte ich mich an den Bordstein nieder, neben mir ein totes Kind liegend. Zunächst auf es schauend, dann entlang meiner Füße bis hinunter zu meinen Schuhen, die gleichermaßen schmutzig wie beschädigt waren. Meine Handflächen vor meinem Gesicht ausbreitend, die rissige, trockene Haut bemerkend, zu Fäusten ballend und wieder – gleich einer Aufgabe – ineinander verschränkend auf meinen Knien ablegend, lief vor mir mein Leben ab. Das dauerte gewiß nicht lange – drei oder vier bemerkenswerte Wendungen –, dann war ich fertig. Mein Leben war geradezu unbedeutend. Und was war mit dem Jungen neben mir? Was hätte aus ihm werden können?

Wenige Tränen befeuchteten mir die Augenwinkel; mehr noch spürte ich den trockenen und immer enger werdenden Hals, der mir das Atmen erschwerte. Hier mußte ich weg!

Doch auch, als ich – den geschauten Schrecken hinter mich lassend – mehrere hundert Meter weiterlief, änderte sich nichts am Bild: zusammengefallene Häuser, brennende

oder umgeschlagene Autos, tote Menschen überall – unter den Trümmern, auf den Trümmern oder auf freiem Feld. Es war eine Stadt der Toten. Und bei all dem erschauernden Anblick fiel mir nicht auf, daß ich lebte! Zum Beispiel hätte ich mich fragen können: »Wenn ich – was auch immer – überlebt habe, dann sicher auch andere!« Aber wo waren die?

Tatsächlich wurde ich von Schritt zu Schritt aufgeregter und es mag dieser Umstand gewesen sein, der mich befließ, immer weiterzulaufen. In Richtung des Stadtkerns wagte ich mich nicht, so lief ich aus der Richtung, aus der ich mit dem Auto gefahren war. Und gewiß: Ich erkannte die meisten der Merkmale wieder, die mir begegneten. Ein Brückenkopf, nunmehr halb zerstört; eine Reihe von rot und braun gestrichenen Häusern und deren Vorgärten – nunmehr abgedeckt und eingefallen. Aus manchen stieg sogar Rauch auf! Und wohin ich mein fassungsloses Blicken auch lenkte: Bei keinem Bild fehlten die Toten. Es war mindestens immer einer zu sehen!

Der Blick gen Himmel offerierte nichts Gutes. Denn obwohl ich freie Sicht nach oben hatte – die meisten Bäume, wenn sie überhaupt noch standen, waren größtenteils entlaubt und deren Äste lagen überall herum – erkannte ich die grauen Wolken nicht so recht wieder: Seltsam nachgezeichnete Wirbel und Verknüpfungen der einzelnen Wolkenballen, von denen man sich zwar vorstellen konnte, sie mögen einer Gewitterfront angehören; und doch so ungewöhnlich, daß stets ein bißchen Restzweifel blieb. Mich mit skeptischem Blick davon abkehrend, lenkte ich meine Aufmerksamkeit wieder auf den Boden, damit ich beim Rennen nicht über eins der vielen Hindernisse fiel: Baumteile, Tote,

Schrott und Trümmer, Löcher, Bretter und anderes brennendes Zeug.

Eine Zeit meines Weges lief ich sogar schreiend und weinend durch die Straßen, was wohl jeder in einer solch unbegreiflichen Situation getan hätte. Doch irgendwann gestand ich mir ein, daß mich das einfach zu viel Kraft kostete. Also lief ich nur noch mit unfaßbaren Blicken herum. Die Unfaßbarkeit des Moments ließ mich annehmen, mich in einer Simulation zu befinden, aber korrigierte meine Befürchtung, als ich erkannte, daß dies viel zu komplex und realistisch sey. Jawohl, mich in einen Alptraum wissend und den Verstand verloren, glaubte ich mich zu nennen!

Für etwa eine Stunde mochte ich die Kraft aufgebracht haben, zu Rennen statt zu Gehen. Dann hielt ich inne und keuchte, die Hände auf meine Oberschenkel stützend, mit meiner Lunge. Immer wieder wiederholte ich die Worte: »Das kann nicht sein!« oder »Das ist doch unmöglich!«, aber es war so. Es war zu meiner Wirklichkeit geworden!

Das Schlimmste an meiner Lage war eventuell nicht die zerstörte Umgebung an sich, sondern die Unmöglichkeit, irgend jemanden davon zu unterrichten! Jemandem zu erzählen: »Hier bin ich und ich lebe noch!« Denn zweifellos hätte man in großer Entfernung von diesem Inferno die totale Zerstörung einer Stadt wahrgenommen! ... Und Hilfe geschickt?

Doch wo war diese Hilfe? Hier jedenfalls nicht. Aber vielleicht in einem anderen Stadtteil? Aus angespannter Neugierde drehte ich noch mehrere Stunden lang in meiner Umgebung Tote um oder zog ihre Überreste aus den Trümmern, nur um mir weitere Informationen aus deren Zustand ableiten zu können. Doch bei fast jedem stellte ich

die gleichen Merkmale fest: Eine mehr oder weniger verbrannte Haut, verbranntes Haar, verbrannte Kleidung. Die wenigsten konnte man noch als Menschen identifizieren, bei einigen konnte ich nicht einmal mehr erkennen, welchen Körperteil ich vor mir hatte. Dieses Leichen-Inspizieren tat ich solange, bis ich der Meinung war, ich könne keine mehr anfassen, ohne mir vorher wenigstens einmal die Hände gewaschen zu haben. Das tat ich an einer geeigneten Stelle, als ich einen Van erreichte, durch dessen kaputte Scheiben ich zwei Flaschen Limonade und eine halbe Flasche Wasser entdeckte. Eine der Limonade-Flaschen vollständig getrunken, wusch ich mir die Hände mit dem Wasser und nahm die zweite Limonade-Flasche in der Hand mit mir. Wer wußte schon, wann ich wieder auf etwas zu trinken stoße? Mir zu Hilfe zu kommen schien jedenfalls niemand.

Als ich mir an diesem Abend eine Bleibe auf einer Veranda gesucht hatte, hatte ich nicht mehr den Wunsch, irgendwelche Leichen zu bergen. Mir schien sowieso jede Hilfestellung angesichts ihrer Verfassung sinnlos. Wie gesund und agil wirkte doch gerade ich mit meinem bißchen Schmerz in der Hüfte! Sonst war mit mir ja alles in Ordnung!

Die Veranda wählte ich aus, da man von ihr einen guten Blick auf die Straße hatte und gleichzeitig von Rettungseinheiten gut gesehen werden konnte. Da es nicht wirklich kalt wurde, blieb ich draußen und schaukelte im Stuhl bis zur Dunkelheit. Und erst jetzt wurde ich wieder ruhiger, was wohl damit zusammenhing, daß ich aufgrund der Dunkelheit weder Zerstörung noch Tote sehen konnte. Ein wenig Hoffnung bewahrte ich mir, daß sich am folgenden Morgen herausstellt, alles nur geträumt zu haben. Ich würde meine Augen öffnen und in eine belebte und intakte Welt schauen.

Wo Kinder mit Hunden spielen, Frauen tratschen und handeln, Männer die Hecken scheren oder ihre Autos waschen. Alles wäre so wie immer. Und mit diesen Worten schief ich auch ein, obschon mir die Stille der Umgebung mehr angst machte als die Einsamkeit im Dunkeln.

4 Die Besinnung

Wie so oft im Leben kommen einem im Schlaf diejenigen Antworten zugeflogen, nach denen man sich zur Tageszeit den Kopf erfolglos zerbrochen hat. Und so erkannte und bewertete ich nun erstmals meine Situation objektiver. Man verstehe mich richtig: Als ich erwachte und mir diese Überlegungen kamen, da war es noch so finster, daß ich meine Hand nicht vor Augen sehen konnte. Mit fortlaufender Zeit jedoch gewährte das erste schummrige Sonnenlicht mir einen Blick auf die zerfetzten Gebäude-Umriss und ich stellte enttäuscht fest, mir nichts von all dem Gesehenen eingebildet zu haben. Hier, wo ich jetzt war, sah die Welt noch wenigstens so ähnlich aus, wie ich sie kannte. Abgesehen von den beschädigten Hauswänden, quer gestellten Autos und einigen entlaubten Bäumen, war die Gegend hier noch vergleichsweise erhalten geblieben. Dies ließ mich schlußfolgern, daß ich mich hier in weiterer Entfernung vom Zerstörungszentrum, das den Stadtkern offensichtlich vollständig umriß, befand. Und deswegen stellte ich mir die Frage, inwiefern ich mutig wäre, meinen Weg weiterzugehen und diese Gegend hier zu verlassen. Vernünftig betrachtet, mußte ich weiter, da ich sonst nie gefunden werden würde. Ich müßte mich ja jenen anschließen, die hierher

unterwegs waren, um zu helfen!

Der Schock hatte mich vermutlich daran gehindert, mir das nun Folgende zu überlegen: Was geschehen war, wußte ich im Grunde schon, als ich das erste Mal auf den zerstörten Stadtkern schaute und »Hiroshima« brabbelte. Damals mochte ich die Situation erkannt haben, konnte aber nicht verarbeiten oder in mein Schicksal einordnen. Eine andere Erklärung ist nicht möglich, es gibt keinen anderen anthropogenen Vorgang, der eine ganze Stadt zerstören könnte. Wenn es ein Asteroid gewesen ist, was ich zunächst nicht ausschließen wollte, so meinte ich, sey sehr viel mehr zerstört worden und nicht nur eine Stadt. Dann würde wohl gar nichts mehr stehen und ich vor allem nicht leben. Aber wie gesagt, war die Atombombe die sinnvollste Erklärung.

Selbst wenn ich irgendwann diejenigen Rettungskräfte treffen würde, die hierher unterwegs waren, hätte sich die Welt doch grundlegend geändert. Bisher wurden in der Geschichte der Menschheit nur zweimal eine Stadt von einer nuklearen Bombe zerstört. Nun war es das dritte Mal. Und ganz egal, wer die Bombe gezündet hatte – es würde zu einem Krieg führen. Und das war es auch, was ich verachtenswert an der Menschheit finde – Kriege. Sich wegen Geld oder Macht die Köpfe einzuschlagen oder die Natur zu zerstören, einen anderen Menschen zu töten oder zu mißbrauchen, zu täuschen und zu chaotisieren, die Anarchie herbeizuführen und Unruhe zu stiften. Und wofür? Wir töten uns doch nur gegenseitig, was man zunächst nicht wörtlich nehmen darf: Denn ich meine, daß wir uns innerhalb der Rasse töten, was wir nicht sollten. Wenn wir absichtlich töten, sollte es nur gegen eine bedrohliche Macht sein, die nicht menschlich ist! Aber hier würde mit Sicherheit ein Krieg folgen, gleich,

ob die Bombe unbeabsichtigt oder gezielt gezündet wurde.

Die Menschheit läßt sich im übrigen auch gut nach ihren Kriegen datieren, je nachdem, was der Mensch derzeit als wichtig und verteidigungswürdig erachtet: Nach Religionskriegen kamen die Rassenkriege, dann die Prestigekriege. Derzeit sind wir wohl bei den Rohstoffkriegen, wobei es hauptsächlich um Öl und seltene Erden geht und als Kriegsgrund entweder eine Nichtigkeit oder eine Lüge angegeben wird. In Zukunft werden uns schließlich Lebensmittel- und Lebensraumkriege ereilen.

Ich meine, nicht daß mich die Weltpolitik in irgendeiner Weise beeinflussen oder tangieren würde! In dem, was ich tue, bin ich recht unabhängig. Auch wenn man immer sagt, daß wirklich jeder in irgendeiner Hinsicht vom Öl und anderen mineralischen Rohstoffen abhängig ist, war ich es doch nur gering. Der plötzliche Entzug von Öl oder anderen Rohstoffgütern hätte mich in keiner Weise gehindert, Hauptsache ich habe etwas Kleidung am Leib. Alles andere – meine Erfahrung und mein Wissen – trage ich stets in meinem Kopf bei mir. Und sollte ich das verlieren, lebt vermutlich auch nicht mehr der Körper, der diese Quelle gebrauchen muß.

Noch nie hatte ich einen Computer oder ein Mobiltelefon. Jeglicher Umstieg auf digitale Eingabe führt sowieso nur zu einem liederlichen Schriftbild. Und die Anfertigung von Schrift, das heißt die geschriebenen Buchstaben des Alphabets seines Kulturkreises in einem sinnvollen Kontext zu setzen und Informationen auf Papier festzuhalten, ist meiner Meinung sowieso eine der bedeutendsten Errungenschaften der menschlichen Zivilisation. Und weiterhin meine ich, man sollte seine Lebenszeit lieber mit der An-

häufung von Wissen verbringen als mit der Anhäufung irgendwelcher Dinge, denen man einen illusionären Wert zuordnet! Denn so was kann man sowieso nicht mitnehmen, wenn man stirbt. Das andere schon.

Krieg. Wovon ich abgekommen war. – Und man sollte sich fragen: Hat die Menschheit in den letzten Jahrhunderten nicht dazugelernt? Manchmal wünschte ich, die einzelnen Menschen würden ewig leben, sodaß sie mehrere Kriege und ihre Schrecken miterleben. Sodann würden sie niemals versuchen, sich an einem folgenden zu beteiligen oder ihn zu unterstützen! Das Problem ist ganz einfach, daß die vom Krieg Geschreckten und Gepeinigten aussterben und durch eine Generation ersetzt wird, die sich immer wieder aufs neue einbildet, sie hätte nun die überlegene Feuerkraft und könnte eine beliebige Schlacht gewinnen. Nur wenn die Armeen weiterhin auf Spinner hören, die einen Krieg wegen einer mündlichen Beleidigung beginnen, werden auch weiterhin Tausende Unschuldiger und Kinder sterben. Es werden immer solche sterben, die möglicherweise noch nicht einmal den Namen des Regenten oder Landes schreiben können, das den Krieg beginnt. Und trotzdem sage ich: Krieg wünscht man keinem Land. Außer dem, das einen beginnt.

Nun stellte ich mich also als unabhängig vor und war es auch weitgehend. Mein Beruf beweist dies, und auch meine Verwandtschaft. Ich habe nämlich keine. Aber ich habe Mitleid. Das Fehlen irgendwelcher Geschwister oder familiärer Angehöriger macht mich nicht zu einem gefühllosen Psychopathen! Wenn ich ein Kind sehe, das Hilfe braucht, werde auch ich mein Leben geben, um es zu schützen! Jedoch – und das will ich eigentlich sagen – erfuhr ich keinen

Schmerz und keine Sorge über vermißte Familienangehörige. Da gab es niemanden, zu dem ich hätte gehen wollen.

Und was mit Freunden ist, fragt man sich? Nun, natürlich hatte ich Freunde, wie jeder andere Mensch auch. Selbst jemand, der keine Familie hat, hat doch irgendwelche Bekannten und Freunde! Sonst wäre er kein Mensch! Aber sollte ich deswegen schreiend losrennen und jene wenigen Freunde suchen, die in dieser Stadt wohnten?, stellte ich mit nüchternen Gedanken fest. Sollte ich vor deren Haus stehen und frustriert feststellen, daß es nicht mehr da sey oder gar ihre toten Körper finden, verbrannt und zerfetzt? Würde mir dies helfen?

Unglaublich, wie kalt meine Feststellung auf einmal war. Und so endgültig! Nun, da ich die eine Wahrheit festgestellt hatte – nämlich, daß eine atomare Explosion für all das verantwortlich wäre –, beschäftigte mich ein weiteres kleines Rätsel. Es ging dabei um die Toten. Während dieser Feststellung drängte sich alle paar Sekunden ein lästiger Einfall in meinen Denkprozeß – und zwar die Wahrnehmung der Gefahr von radioaktiver Verstrahlung. Aber dies ignorierte ich für den Moment, nicht nur, weil ich sowieso der größte Glückspilz dieser Stadt war, als einziger lebend davongekommen zu sein. Darüber hinaus fühlte ich mich sehr stark und gesund, mit Ausnahme meiner immer weniger schmerzenden Hüfte.

Wie die ersten Sonnenstrahlen die Straße erreichten, leuchten sie auch die Leichen an. Bewegungslose, viergliedrige Wirbeltiere; verendet, als hätte ein Laborant Gift in ein Wasserglas mit Kaulquappen geschüttet. Während mein Herzschlag ganz gleichmäßig ging, kam mir die unausweichliche Frage vor Augen, wieso es da diesen einen Leichnam gab ...

– das mußte ich unbedingt überprüfen.

So erhob ich mich aus meinem Stuhl, auf dem ich die ganze Nacht gesessen hatte, streckte mich und joggte langsam die Straße hinunter. Zu jeder Sekunde war ich mit der häßlichen und bitteren Wahrheit konfrontiert, daß diese Stadt dem Erdboden gleichgemacht wurde und es wohl Tausende Tote gab. Was mich aber interessierte, war ein ganz bestimmter Toter, den ich am Vortag als einen der letzten Körper umgedreht hatte. Da ich noch ungefähr wußte, wo dieser lag, lief ich die Hundert Meter dorthin zurück und fand ihn sogleich. Das lag aber nicht daran, daß ich mich erinnerte, wo er gelegen hatte, sondern weil er sich von den anderen Toten unterschied, wie er mir auch schon am Vorabend aufgefallen war.

Noch immer auf den Rücken liegend, wie ich ihn umgedreht zurückgelassen hatte, hatte ich einen jungen Mann vor mir, etwa in meinem Alter. Was ihn von den anderen nicht unterschied, war seine Lebendigkeit. Was ihn aber unterschied, war seine, wie will man sagen, *tote Lebendigkeit*. Damit meine ich die Weise, *wie* er mir tot erschien, nämlich recht lebendig, wie ein Schlafender.

Noch näher herangetreten, setzte ich mich neben ihn und hatte nun keine Angst. Denn er sah aus wie ich, wenn ich schlafen würde. Die Lider heruntergeklappt, der Mund geschlossen. Sicherlich, sein Haar war etwas durcheinander und das Gesicht ein bißchen dreckig, die Kleider angerissen. Aber alles in allem weder verbrannt, noch beschädigt. Keine blutenden Wunden, keine blauen Prellungen oder anderes. Er war auch der Erste, dessen Hand ich nahm und fühlte. Kam mir alles ganz normal vor. Ein Griff in seine Jackentasche und die darin befindliche Briefftasche verrieten mir

den Namen *Joshua Grator*, ein 28jähriger mit polnischem Paß. Armer Junge, dachte ich, und legte seine Papiere zu ihm zurück. Dann fiel mir ein, daß – wenn es nicht die Hitze oder Detonationsgewalt des Nuklearschlags gewesen war – er vielleicht an chemischen oder biologischen Waffen gestorben war. Etwas, das mich aufschrecken und ein paar Meter zurücktreten ließ. Doch ein Blick in sein friedliches Gesicht und meinen Gedankenweg sagten mir: Wäre ich dann selbst nicht längst auch irgendwie erkrankt oder tot? Nun gut, meinte ich, wer weiß in diesen Zeiten schon Genaues?

5 Die Sehnsucht

Mich wieder auf den Weg gemacht, verließ ich die zerstörte Stadt in östlicher Richtung und bemerkte den abnehmenden Zerstörungsgrad. Seltsamerweise aber nahm nicht die Menge der Toten ab, denen ich begegnete und die in meiner bewußt ignorierenden Wahrnehmung bereits unsichtbar geworden waren. In der Tat begegnete ich nach einem Marsch von anderthalb Tagen keinem lebenden Menschen, jedoch Toten, die in intakten Autos saßen oder auf der Straße lagen, die Einkaufstüten in ihrer Hand. Eine Frau war in den Kinderwagen, den sie vor sich hergeschoben hatte, hineingefallen und dort hängengeblieben! Der Säugling war natürlich auch ..., nun ja. An anderer Stelle trieb eine dreiköpfige Familie in einem Pool, vermutlich ertrunken. Woanders lagen Personen auf einem Parkplatz zwischen den Autos oder ein Verkäufer eines Zeitungskioskes zwischen seinen Magazinen! Zwei junge Männer, noch angeschnallt in einem Sportwagen, die Köpfe zurückgelegt und leblos. Einer war

wohl gerade Fahrrad gefahren, denn er lag noch darunter, die Füße am Pedal. Aber erst derjenige, der in seine Torte gefallen war, zeigte mir, daß etwas grundsätzlich nicht stimmen konnte.

Der Besagte ging wohl in Richtung einer Gruppe aus toten Männern und Frauen, die ganz in der Nähe gruppiert waren. Jedenfalls hatte derjenige gerade einen großen Teller mit einer Sahnetorte getragen, die er wohl fallengelassen und darin hineingestürzt war. Ebenso leblos wie die anderen, aber weder verbrannt noch zerfetzt, was im übrigen auf alle Leichen hier zutraf. Als ich mir dies überlegte, schaute ich genauer hin und suchte speziell solche, die ich nahe der Stadt gesehen hatte, dort, wo ich aufgewacht bin. Alle hier schienen von einer nuklearen Explosion nichts gewußt zu haben. Ich meine, natürlich kommt ein Atomschlag immer überraschend. Da gibt es keine Warnleuchten oder Sirenen auf den Straßen (in Friedenszeiten schon gar nicht), die aufheulen, wenn eine Rakete im Anflug ist! Nein, diese Menschen hier scheinen nicht durch die Auswirkungen einer Atomexplosion gestorben zu sein. Doch was es auch war, es muß ebenso plötzlich gewirkt haben. Wie anders wäre erklärt, warum jemand eine Sahnetorte transportiert und dann niedergeht, als hätte man mit den Fingern geschnippt?

Etwas Besonderes war ein Auto mit laufendem Motor, genauer gesagt ein großes Taxi, das gegen die Wand in einer Toreinfahrt gekracht ist. Ich kam heran, war vorfreudig auf einen lebenden Menschen, und wenn es nur ein Verletzter war. Zum halb heruntergedrehten Fenster hereinschend, saß dort eine junge Frau, die so tot war, wie alle hier. Als ich ihren Puls fühlen wollte, zeigte sich an ihr kalten Haut natürlich gar nichts. Nur der Motor lief noch und zeigte

Leben. Den Schlüssel drehend, beendete ich auch dieses. Anschließend – nur um mich zu vergewissern – rief ich laut in die Umgebung ein Hallo und fragte, ob dort jemand sey. Aber wie jedesmal: Totenstille. Nur der Nachhall eines müden Echos.

Etwa sechzig Menschen sah ich mir genauer an, doch keiner zeigte Verbrennungen so wie ich. Alle hatten eine noch frische Gesichtsfarbe, was gut möglich ist, wenn sie erst vor zwei Tagen gestorben sind. Doch niemand trug Wunden von sich oder hatte Einschußlöcher, wie man es von urplötzlich ihr Leben lassenden Toten erwartet. Einer zeigte einen blutverkrusteten Kopf, allerdings war er hart gegen ein Geländer an einer Treppe geknallt, als er vermutlich *tot umfiel*.

Und nun?, fragte ich mich. Wohin soll ich jetzt? Wenn ich schon anderthalb Tage laufe und nur Toten begegne, wohin soll mich das führen? Wenn ich rufend durch die Straßen laufe und niemand antwortet? Wenn lediglich der Wind um die Gebäude streicht und Fahnen wehen läßt? Erstmalig sah ich auch eine Schar schwarzer oder grauer Vögel, die – wie ich sah – gerade noch um eine Häuserecke glitten, ehe ich sie aus den Augen verlor. Die ersten lebendigen Lebewesen seit zwei Tagen, wußte ich.

Auf meinem weiteren Weg schaute ich immer wieder auf die Fenster der Häuser, in der Hoffnung, eine vertraute Bewegung wahrzunehmen. Doch da war einfach nichts. Und so stieg ich weiter über die Toten mit dem momentanen Ziel, eine weitere Entfernung zurückzulegen und mehr Bereiche der Stadt und vor allem lebende Menschen zu sehen.

Die Menge und Totalität der Toten erzeugte einmal für ein paar Sekunden die Idee nach Plünderung in mir, was wahr-

scheinlich ein ganz normaler menschlicher Trieb ist, der in jedem von uns steckt. Und wirklich hätte ich in all die offenen Geschäfte gehen können, um mir zu nehmen, was ich wollte. Ich hätte aber auch jedem unterwegs Gefundenem die bei sich tragenden Geldscheine abnehmen können. Auf diese Weise hätte ich mühelos zwei Einkaufsstäten voll mit Geld gefüllt ... aber dann auch mit mir herumgeschleppt. Und wenn ich dann wirklich einem lebendigen Menschen begegnet wäre, wie hätte ich erklärt, warum ich Hunderte Geldscheine in zwei Einkaufsstäten mit mir herumtrage? Als einziger Lebender? Die Situation wäre sofort klar gewesen! Und sowieso war mir momentan wichtiger zu ergründen, was um mich herum geschehen ist.

Ebenso, wie mich die Idee mit dem Plündern kurzzeitig in eine Fantasie abschweifen ließ, ebenso erinnerte sie mich an den realen Durst. Ein Supermarkt war da ganz in der Nähe, er gehörte zu dem vor Kurzem erwähnten Parkplatz. Ich dachte, sich eine Flasche Wasser zu nehmen, würde mir niemand verwehren. So betrat ich den Laden, rief aber vorher ein Hallo hinein und nachdem mir niemand – wie immer – geantwortet hatte, ging ich weiter. Auf dem Weg zu den Wasserflaschen kam ich am Obstregal vorbei und griff zu einer Plastiktüte, um darin die gestohlenen Äpfel zu transportieren. Auch bei den Müsli-Riegeln griff ich zu und verließ dann das Geschäft auf schnellsten Wege wieder, weil mich die zwischen ihren Einkaufswagen liegenden Toten ängstigten.

Gerade die Tür des Supermarktes passierend, bemerkte ich auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein Mobiltelefon-Geschäft. Die Straße aufmerksam überquerend, mich stets nach menschlichen Bewegungen umsehend, kam ich

näher und fand, daß dies die Rettung sey. Ich hatte kein eigenes Mobiltelefon, konnte aber mit einem der hier zum Verkauf Angebotenen mühelos einen Hilferuf absetzen! (Trotzdem kam mir alles recht merkwürdig vor, weil ich mich in einer Stadt voller Toter herumtrieb, die noch niemand bemerkt zu haben schien.) Sehr oft nun drehte ich mich schlagartig um, weil ich glaubte, jemand würde hinter mir stehen. Aber natürlich irrte ich mich stets. Es ist wohl im Menschsein gelegen, bei totaler Isolation langsam paranoid zu werden.

Die Ladentür stand offen und gewährte mir einen Blick ins Innere. Nicht erwartend, jemandem zu begegnen, trat ich zauderlich herein und erblickte sogleich die an der Wand angehängten Mobiltelefone, doch alle mit dunklem Display. An einigen drückte ich herum, um sie zu aktivieren. Aber keines von ihnen zeigte irgendeine Form der Funktionalität. Als nächstes trat ich hinter den Verkaufstresen und entdeckte einige Kartons, in denen sich fabrikneue Geräte befanden. Obwohl ich den Akku eingesetzt hatte, zeigten auch diese keine Aktivität. Nun gut, dachte ich, ist der Akku also nicht geladen. Doch auch die Verbindung über das Ladekabel an der dortigen Steckdose blieb ohne Erfolg. Den Lichtschalter betätigend stellte ich fest, daß der ganze Laden ohne Strom war. Ebenso, wie mir schon drüben im Supermarkt aufgefallen war, daß es dort kein Licht gab und die Kühltruhen abgedunkelt.

Erst jetzt fiel mir ein, daß ich ja auf die vielen Mobiltelefone zurückgreifen könnte, die die Toten bei sich tragen! Auf der Straße fand ich mühelos eine mittelalte Frau und durchsuchte ihre Handtasche. Aber da war nichts. Einige Meter weiter lag ein Mann auf einem Fahrradständer, dem

ich lieber nicht in die Augen sehen wollte. In seiner inneren Jackentasche hatte er zwar ein Mobiltelefon, aber es blieb trotz Tastendrücken ohne Funktion. Gleiches stellte ich bei drei weiteren Mobiltelefonen fest, die ich von verschiedenen Personen aufnahm. Wieso nur ist hier alles tot?, fragte ich mich: die Menschen, die Technik? Beim letzten Mobiltelefon, das ich einer jungen Frau abnahm, blitzte beim Tastendruck für eine Sekunde das Display auf, ging aber sofort wieder aus. Nachfolgendes Drücken führte zu nichts. So blieb mir nichts weiter, als in die bisher eingeschlagene Richtung zu laufen – in der Hoffnung, doch noch jemandem zu begegnen. Gerne erinnerte ich mich auf das für eine Sekunde aufblitzende grüne Display, um darauf für einen Augenblick einige Worte zu lesen. Dieser Moment rüttelte mich für einen kurzen Moment aus meinem Alptraum heraus und warf mich sogleich wieder in meine neue Welt.

Nach etwa einer halben Stunde sah ich in einer Seitenstraße, an der ich beinahe vorübergerannt war, eine Telefonzelle. So ging ich darauf zu, mich stets nach Bewegungen an den Fenstern oder der Straße umsehend und meine Ohren für die Aufnahme vertrauter (oder ungewöhnlicher) Geräusche gespitzt.

Es war eine dieser ganz alten Telefonzellen, sehr selten in unserer heutigen Zeit. Aber als ich den Hörer abnahm, hörte ich tatsächlich das Freizeichen! Erleichtert ließ ich meine Wasserflasche fallen und wählte sogleich die Nummer der Polizei. Immerhin kam ein Rufzeichen, als würde in irgendeinem Büro auf der Welt ein einsames Telefon klingeln – aber niemand rangehen. Etwa zwanzigmal ließ ich es klingeln und beobachtete weiterhin gespannt die Umgebung zu beiden Seiten der Telefonzelle. Nun rief ich die

Nummer der Feuerwehr, dann die des Notarztes. Bei beiden kam nichts. Da ich diese einmalige Gelegenheit aber nicht verstreichen lassen wollte, rief ich wahllos irgendwelche Nummern an, die ich im beiliegenden Telefonbuch fand. Blätterte bei B, dann bei F und bei R. Gab irgendwelche Nummern ein, die dort standen. Bei etwa der Hälfte kam zwar ein Rufzeichen, aber niemand ging ran. Bei der anderen Hälfte ertönte überhaupt kein Signal. »Das kann doch nicht wahr sein!« gestand ich mir ein und verfluchte den Fund dieses hoffnungverheißenden Telefons. Frustriert machte ich mich wieder auf den Weg.

Am Abend dieses Tages – ich mochte um die zehn Kilometer zurückgelegt haben und passierte dabei nicht nur die Stadtgrenze, sondern auch noch ein weiteres Dorf – suchte ich mir abermals eine Bleibe für die Nacht. Je länger ich unterwegs war, desto unverständlicher erschien mir meine Situation und die Hoffnung auf Rettung. Glaubte ich anfangs noch, ich sey nur ein unter Trümmern eingeklemmter Vermißter, vermißte ich nun selbst die Welt. Obwohl alle da waren, und zwar tot, kam mir alles so surreal vor und ich rannte die meiste Zeit kopfschüttelnd und ausspuckend durch die Gegend. Ab und zu blieb ich stehen, schaute mich um, rief und fluchte, schrie und wettete. Aber niemand antwortete mir. Noch nicht einmal Haustiere schienen aufzufinden zu sein; die Welt hatte mich verlassen.

Kann so was wirklich sein? Ist das das *Ende der Welt*? Muß man sich das *so* vorstellen? – Ich dachte immer, beim Ende der Welt würde ein gewaltiger Asteroid einschlagen oder Außerirdische würden uns überfallen und vernichten. So wie in diesen ganzen Kinofilmen. *Shit*, wie naiv zu glauben, daß es so wäre. In Wirklichkeit ist alles sehr viel trostloser



So zeigte sich mir die leblose Innenstadt mit ihren verwaisten Geschäften und Fenstern. Eine gespenstische Stille umhüllte die verlassene Stadt und erschreckte mich mehr als der Anblick eines Toten.

und unspektakulärer. Und einige Male wünschte ich mich unter die Toten, um nicht all das miterleben zu müssen. Wie ängstigend die Einsamkeit wirklich sein kann, sieht man erst an der realen Situation. Die Angst während des Alleinseins kann nicht künstlich erzeugt werden, etwa, wenn man jemanden für eine Zeit in einem Haus einsperrt, ohne ihm Kontakt zur Außenwelt zu gewähren. Es mag sein, daß ein solcher mit der Zeit Gespenster hinter jeder Ecke

sieht, aber es ist doch etwas anderes. Die tatsächliche, reine Angst kommt nur dann, wenn man wirklich allein ist. Wenn es kein Traum, keine Einbildung ist. Wenn man ruft: Das Experiment reicht jetzt! Ich will zurück! – Und niemand antwortet. Wenn man sich schlafen legt und hofft, die bösen Erlebnisse seien beim nächsten Augenschlag beendet, das Leben wieder normal. – Und genau das geschieht eben nicht.

Für diese Nacht, entschied ich, wollte ich in einem richtigen Bett schlafen und brauchte nur die Auswahl zu treffen. Mir ein Haus zu suchen, war nicht schwer, ich wollte nur keine Toten sehen. Also ging ich während der Dämmerung zum erstbesten Haus, klinkte an der Tür und sie ging auf. Noch bevor ich einen Schritt hereintrat, rief ich sehr laut nach Antwort. Aber wie zu erwarten, tat sich nichts. Vorsichtig ging ich vorwärts, stand sogleich in der Küche und versuchte den Wasserhahn. Meine Flasche zur Hälfte gefüllt, ließ der Druck nach und riß ohne ersichtlichen Grund ab. Das Wasser schmeckte jedoch frisch und normal. Alle Zimmer durchsucht, fand ich im ersten Stockwerk ein frisch bezogenes Schlafzimmer-Doppelbett und entschloß mich, hier zu bleiben. Es wirkte nicht so, als sey dies ein sehr belebtes Haus. Um genau zu sein, hatte ich vermutlich das Gästezimmer betreten eines Hausherrn, der kaum Gäste hat. Aus dem Fenster sah man zum Teil in Nachbargärten, zum Teil auf die Straßen. Aber keine Toten in meinem Blickfeld – welch' willkommene Abwechslung. Da fehlte nicht mehr viel mir einzureden, es wäre ein ganz normaler Abend, bei dem alle Leute eben nicht mehr auf der Straße seien, sondern vor dem Fernseher sitzen (auch wenn alle Häuser wegen fehlendem Stroms dunkel waren). Die Welt sah hier

sehr viel heiler aus, als anderswo. Nur eben unbelebt. Wie eine dieser Musterstädte, in denen alles aus Plastik ist – die Hydranten, die Laternen, die Zäune, sogar die Möbel und Pflanzen.

Ich schlief so gut wie schon lange nicht mehr, was wohl am anstrengenden Laufen gelegen hat. Trotzdem erwachte ich noch bevor die Sonne aufging und döste im Bett. Die Decke war kaum dick genug, um die Kälte vor dem Eindringen abzuhalten. Der Morgen war recht frisch für diese Jahreszeit und ebenso ruhig. Nebel hätte sehr gut in diese Szenerie gepaßt, dachte ich mir. Aber es war nicht nebelig. Nur still und dunkel. Totenstill.

Während ich döste und mir – die mich umgebende Wirklichkeit kaum begreifend und erst recht nicht akzeptierend – die Bettdecke zurechtschob, dachte ich darüber nach, wer ich war, woher ich kam. Ich, der nun seit 35 Jahren auf dieser Welt lebt, hat sie nie zuvor so gesehen, wie sie jetzt ist. Leer und vereinsamt wie mein Glauben; tot und unwirklich wie mein Verständnis. Nun muß man wissen, daß ich einige Jahre verheiratet gewesen bin, genau genommen elf. Nach der Rechnung eines Jeden habe ich demnach mit 24 geheiratet, was der anderen Hälfte, die nachzurechnen zu faul war, sehr jung erscheint. Und es war noch nicht einmal eine Heirat aus Liebe, sondern aus Gelegenheit. Nicht des Geldes wegen, nicht des Prestiges wegen. Sondern allein aus Angst.

Angst soll eine Heirat bewirken? Oh ja, das kann sie! – Wenn man sich fürchtet, niemals einen anderen zu finden, der zu heiraten willig ist. Und so tut man dies, verbindet sich vor dem Gesetz mit einem Weib und hofft, daß alles gutgeht und sich die meisten Unklarheiten mit der Zeit in Luft auflösen. Meistens – und so auch in meinem Fall – ist

das aber nicht so.

Sie war keine schlechte Frau, sehr fleißig und bestrebt in jeder Hinsicht. Aber auch eitel wie ein Pfau. Und genau das war auch der Grund für ihren Tod dieses Jahr im Frühling: Sie starb, weil sie beim Über-die-Straße-Gehen in ihrer Eitelkeit nicht nach links schaute, da der Wind, der aus der gegenüberliegenden Richtung wehte, sonst ihr Haar zerzaust hätte! Und dann wurde sie von einem Lastwagen überrollt.

Ich hatte das damals alles mitansehen müssen, doch als nach ein paar Tagen der erste Schock verflog und ich mich an ihr Fehlen gewöhnt hatte, war es nicht mehr so schlimm. Es mag kalt und grausam klingen, aber es ist zumindest die Wahrheit. Was anderes soll ich auch empfinden, wenn sie nicht so geliebt habe, daß ich mich für sie vor eine Kugel geworfen hätte? Und soll ich mich dafür schuldig fühlen?, zeigt ein Beschuldiger mit dem Finger auf mich. Vermutlich ja, vermutlich nein. Mein Gott, ich wollte doch nicht, daß sie stirbt! Sie war mir keine Last; niemals hätte ich mir gewünscht, sie würde durch einen Unfall sterben! Aber nun, da es geschehen war, bestürzte es mich auch weniger. Die Heuchelei, die ich im Beisein von Freunden und Polizeibeamten zeigte, tut mir als einziges Leid. Wer niemals seine wahren Gefühle zeigt und emotionslos durchs Leben geht, kann auch niemals als Mensch erkannt werden, meine ich. Soll man mich hassen. Aber soll man mich hassen für das, was ich wirklich bin!

Nun lief ich natürlich nicht eine Woche nach ihrem Unfall los und suchte mir eine neue Frau! Nun, da ich sozusagen entkettet worden war. Selbst für meine kühle und herzlose Art wäre das falsch gewesen. Nein, ich habe zu dieser Zeit

erkannt, daß die Heirat oder die Bindung an eine Frau an sich für mich das Falsche im Leben ist. Für immer war mit ihrem Tod ein Teil von mir gegangen, aber kein Wesentlicher. Er zeichnete und zernarbte mich nur mehr – und machte mich damit einzigartiger.

Ich erwähnte einige Sätze zuvor die Empfindung, jemanden so sehr zu lieben, daß man sich für diese Person vor ein Gewehr-Projektil geworfen hätte; meine Frau war eine solche Person nicht. Aber ich kannte jemanden, für den ich das gemacht hätte. Ihr Name ist Cadaida. Zumindest war er das noch, als ich sie vor rund 17 Jahren das letzte Mal gesehen habe. Damals war ich freilich noch viel jünger als zum Zeitpunkt meiner Heirat. Noch dümmel und naiver. Und zwar so naiv, daß meine Liebe bis ins Unermeßliche stieg und ich – eine freie Sekunde vorausgesetzt – nahezu sechs Jahre lang ununterbrochen an sie dachte. Erst nach meiner Heirat vergaß ich sie allmählich: So dachte ich nur noch einmal am Tag an sie, später kam die Erinnerung erst durch ein zufälliges Ereignis, das mir widerfuhr. Und ich wußte, mir ihr hübsches Gesicht schon mehrere Tage nicht mehr ins Gedächtnis gerufen zu haben. Doch ist es Frevel? Ständig an jemanden zu denken, und doch mit einer anderen Frau zusammen zu sein? Die Frauen mögen einstimmig rufen: Ja, es ist Frevel, du Schwein! Aber was kann ich schon dafür? Ich könnte sie ja nicht einmal vergessen, wenn ich es wollte! Wie soll ich das Spiel gegen meinen eigenen Körper, meine natürlichen Triebe gewinnen? Die Frauen mögen in dieser Hinsicht ihre eigenen Erinnerungen, Sehnsüchte und Triebe haben, können sie aber besser verbergen. Im Grunde steht ein Mann, der so ist und denkt wie ich, stets als Sündenbock, als Alibi-Schuldner da – vertreten für alle

Menschen, die genau das gleiche gemacht haben. Und ich denke, das sind alle.

Cadaida war deswegen etwas Besonderes, nicht, weil sie sich von der Menge abhob, oder augenscheinlich bildschön gewesen ist. Sie war nicht intelligenter, emanzipierter oder verrückter als ihre Freundinnen, noch nicht einmal bescheidener. Für jeden Menschen auf der Welt war sie die Nummer 544 von 3697. Eine Zahl in einer Zahlenkolonne. Nicht auffälliger als ein verfaulendes braunes Ahorn-Blatt in einem herbstlichen Mischwald. Unscheinbar, unbedeutend. Genau wie ich.

Und es mag diese Gleichheit an globaler Unerheblichkeit gewesen sein, die uns annähern und vertrauen ließ. Die wenigen Begegnungen, die wir hatten, prägten uns gleichermaßen für den Rest unseres Daseins. Noch heute, wo ich tausend Menschen mehr kenne als damals, fiele mir niemand ein, zu dem ich schlagartig mehr Vertrauen aufbauen würde, als zu ihr. Tatsächlich ist die Liebe zwischen zwei Verliebten umso stärker, je weniger sie zusammen sind. Aneinandergewöhnung und Routiniertheit in jedweder gemeinsamen Handlung führen stets und unausweichlich zu einer Abschwächung des Verbundenheitsgefühls. Das ist eines der Gesetze der Liebe, ein sehr natürliches Gesetz, bitter aber perfekt. Und ich nenne es ganz gerne *eine Blende im Reigen des Schmutzes*.

Jetzt erst wurde ich richtig wach und schaute mich im leicht erhellten Zimmer um. Durch die Jalousie schienen einige Strahlen matten Sonnenlichts und wanderten nur langsam weiter über die Wände. Was wäre, wenn ich aus der Tür trete und die Welt ist so wie gestern? Tot und leer? Meine Angst wuchs mit jeder Sekunde, in der ich mir diese

Welt ausmalte und mir vorstellte, welche erschreckenden Anblicke mir noch begegnen würden. Könnte mein kleines Gehirn all das verstehen? Was ist, wenn dieser Alptraum niemals endet?, fragte ich mich.

Schon häufiger habe ich geradezu erbärmlich schlecht geträumt. In einigen Motiven war ich Vergewaltiger und Mörder und fürchtete gefaßt zu werden. In einem anderen Traum vernahm ich Geräusche, die meiner Meinung nach nur von einem landenden UFO vor meiner Wohnung stammen konnten. In dieser einen Nacht schwitzte ich am ganzen Körper und zitterte vor Angst, von den Außerirdischen entführt zu werden. Was dem Leser aber naiv und lächerlich erscheinen mag, war meinem träumenden Gehirn nüchterne Wirklichkeit, und somit auch mir. Die Angst war echt. Und authentisch war auch die Erleichterung, danach erwacht zu sein. Ich dankte so sehr, all das nur erträumt zu haben und nicht in dieser Welt *festzuhängen*. Leider war meine derzeitige Situation ebenfalls echt und nicht erträumt.

Nun muß ich aber auch sagen, daß mit steigender Angst auch eine Idee in mir wucherte und zu stützen gewünscht wurde, damit sie nicht allzu ausufert. Als ich vom Bett aufstieg und den Kleiderschrank im Nachbarzimmer nach einigen sauberen Klamotten durchwühlte, reifte diese Idee weiter in mir und verdrängte schließlich die Angst vor der andauernden Einsamkeit. Dabei war es gerade diese, die mich zur Entscheidung brachte, nach Cadaida zu suchen.

6 Der Weg

Es muß ein Vater mit seiner Tochter in dem Haus gewohnt haben, denn ich fand Männer- aber keine Frauenkleidung. Ein Zimmer war dagegen sehr mädchenhaft gefärbt und zeigte auch typisches Mädchenspielzeug. Zu meinem Glück trug der Vater eine für mich akzeptable Größe und so deckte ich mich mit einer Jeans und zwei Überhemden ein. Eine graublau wetterfeste Jacke nahm ich ebenfalls. Allein meine Schuhe behielt ich aus Bequemlichkeit.

Nach weiterem Herumsuchen begegnete mir am Boden des Kleiderschranks auch ein kleiner Rucksack, in den ich meine aufgefüllte Wasserflasche und das Obst aus der Küche steckte. Dort legte ich mir auch das kleine Obstmesser zu, das ich ebenfalls im Rucksack unterbrachte. Mich bereit für meinen Weg sehend, ging ich fort. Und die Sonne stand schon über dem Horizont.

Cadaida hatte ich damals in Geffeln, einer Nachbarstadt zu der meinigen, zuerst gesehen. Dort habe ich zum ersten Mal mit ihr gesprochen, ihr das erste Mal meine Hand zum Gruß gereicht. Am Stadtrand von Geffeln gab es ein Viertel für neureiche Einwohner; solche, die ihre schicken Autos in der Einfahrt von Hand wuschen. Und genau dort würde ich auch, wie ich mich erinnerte, in einem Haus aus roten Steinen Cadaida finden. Dort wohnte sie jedenfalls bei ihren Eltern vor siebzehn Jahren. Ob sie immer noch dort wohnen würde, war freilich ungewiß, schließlich wäre sie nun so alt wie ich, und ich wohne schon seit meinem 20. Lebensjahr nicht mehr dort. – Trotzdem mußte ich es versuchen; war sie doch die einzige, die mein Leben und meine angespannten Nerven retten konnte. Wenschon niemand mehr da sey,

den ich kannte, so doch wenigstens das Mädchen, das ich liebe.

Obwohl ich schon seit einiger Zeit unterwegs gewesen bin, wurde mir erst jetzt bewußt, insgeheim in Richtung von Cadaidas letzter bekannter Adresse gewandert zu sein. Was anfangs noch wie ein zufällig eingeschlagener Weg erschien – wenn auch möglichst in Gegenrichtung zum völlig zerstörten Stadtkern –, erwies sich nun als unterbewußt wahrgenommene Option, mein Leben neu zu fassen.

In meiner Erinnerung sah ich diese Stadt und Geffeln auf einer Karte circa zwanzig Kilometer voneinander entfernt. Würde ich zügig vorankommen, könnte ich diese Distanz nach einem Tag überwunden haben. Anfangs überlegte ich mir, den direkten Weg zu gehen, das heißt Luftlinie, um Zeit und Energie zu sparen. Allerdings kannte ich nicht das Gelände, das trotz der direkten Linie hinderlichen Wald und Flüsse enthalten konnte. So bewegte ich mich stattdessen zur nächstgrößeren Autobahn-Auffahrt und wollte dieser folgen, bis ich in Geffeln über die Verkehrsstraßen angekommen wäre.

Mich nur auf das Wesentliche konzentrierend, blendete ich all die umherliegenden Leichen aus, die mir unweigerlich begegneten und noch immer so aussahen, als seien sie einfach tot umgefallen. In einem besonders interessanten Fall fand ich unweit des Hauses, in dem ich geschlafen hatte, ein junges Pärchen auf dem Gehweg liegend – die Hände noch umklammert! Man sah förmlich, daß die beiden einfach nur spazieren waren und dann – Zack! – scheinbar einfach umgefallen sind. Es muß wie ein Blitzschlag gewirkt haben! Aber auch hier stellte ich keine äußerlichen Schäden wie Verbrennungen fest. Die junge Frau drehte ich um,

schaute ihr ins Gesicht und sie rief mich in meiner Fantasie an: »Was ist nur geschehen? Warum ist dies mir geschehen? Siehe, wie unschuldig ich bin!« Aber auch ich konnte ihr keine Antwort geben. Trotz daß ich der einzige Lebende des Bezirks, vielleicht sogar des ganzen Landes war, wußte ich keinen Deut mehr als einer der Toten. Sicher, ich hatte Informationen aus Beobachtungen gesammelt, konnte mir aber trotzdem keinen vernünftigen Konsens daraus bilden.

Ich legte die Frau wieder ihrem Freund beiseite und setzte meinen Weg fort. Langsam kam die Autobahn-Auffahrt in Sicht, einige Autos standen auf der Straße. Nur wenige von diesen zeigten eine Bremsspur, zwei waren umgekippt und lagen auf der Straße oder an der Leitplanke. Der Rest der Autos stand chaotisch auf der Fahrbahn verteilt.

Im Unterschied zu meinem bisherigen Weg schaute ich in keines der Autofenster, um die Toten zu sehen. Es würden sich ohnehin keine neuen Erkenntnisse ergeben. Nun zählte allein mein Weg, mein Ziel, Cadaida. Mit raschen aber kontrollierten Schritten überholte ich die stehenden Fahrzeuge, nur die Fahrbahn fixierend und wissend, jeder weitere Schritt würde mich Meter um Meter näher an Gefellen heranbringen.

Wie ich vermutete, dauerte meine Reise nach Gefellen fast zehn Stunden und wurde nur ein einziges Mal durch eine halbstündige Pause unterbrochen, in der ich all meinen Proviant aufbrauchte. Hunderte Autos müssen mir unterwegs begegnet sein, alle wie anfangs beschrieben: auf der Seite liegend, im Graben, gegeneinandergeprallt und andere Anordnungen. Einmal mußte ich sogar über die Mittelplanke klettern, um auf der Gegenfahrbahn eine Stelle auf der eigenen Seite zu passieren, die von geschrotteten und ver-

unfallten Autos völlig verstellt war. Ich mochte mir nicht ausmalen, wie viele Kinder bei all diesen Geschehnissen ums Leben gekommen waren. Aber auch die anderen taten mir einigermaßen leid – sie erweckten ihr Mitleid, als ich ihnen zwangsläufig ins Gesicht sah, sowie ich die Gegenfahrbahn betrat. Einige schauten mich direkt durch die Frontscheibe an, andere hatten ihren Kopf auf das Lenkrad niedergelegt, wieder andere saßen unterhalb der Sichtlinie, den Anschnallgurt noch über der Schulter.

Die Dunkelheit am Abend nach diesem Marsch zwang mich zur Unterbrechung meiner Reise. Ich erreichte das Abfahrtsschild der Autobahn mit der Aufschrift »Geffeln«, das ich bei den gegebenen Lichtverhältnissen gerade noch erkennen konnte. Diesmal suchte ich mir keine bebaute Bleibe (ich hätte bei der Dunkelheit sowieso keine gefunden), sondern legte mich einfach am Straßenrand auf meiner Jacke nieder. Mild begrüßte mich die Nacht.

Ich sprach bedrückt, leidig und müde vor mir daher: »Ich habe Hunderte Autos geschaut, und nur wenige Tote. In allen Wagen haben Leute gesessen, die nun nicht mehr leben. – Ferner begegnete ich seit zwei Tagen keinem lebenden Menschen, was mir zeigt, daß ich etwas Besonderes sein muß. Denn je mehr Menschen ich tot sehe, desto besonderer werde ich! Einfachste Kausalität.«

Den Rest meiner Gedanken hatte ich schweigend in die Dunkelheit gestarrt: ... wenn ich so besonders wäre, wie es meine Lebendigkeit impliziert, wieso war ich so besonders? Wieso war ich am Leben geblieben? Ich trug die gleiche Kleidung wie die anderen, begegnete Männern gleichen Alters, gleicher Statur. Äußerlich unterschied mich nichts von den anderen, vielleicht etwas in mir drin? Aber was

sollte das sein?

Mittlerweile zeigte ich nicht einmal mehr Angst vor dem Anblick der Toten. Vermutlich deswegen, weil sie noch wie (unbewegliche) Lebende aussahen. Ich wußte freilich, daß sich diese Einstellung in den nächsten Tagen und Wochen ändern sollte. Vorausgesetzt, die Toten liegen im ganzen Land, könnte es zu Seuchen kommen, wenn die Leichen verwesen. Jedenfalls hatte ich nicht erwartet, mich an den Anblick von Toten so schnell zu gewöhnen. Ich nahm immer an, daß der Anblick eines einzelnen (meines ersten) Toten ein Schock für mich wäre. Und dies stimmte auch zum Teil, als ich einen Tag zuvor die ersten Toten besah. Aber schon nach dem fünften oder zehnten Toten stumpfte ich ab und betrachtete die Verschiedenen mit Aufmerksamkeit aber auch Gleichgültigkeit. Mitleid trat bislang nur im Einzelfall auf.

Kann man verrückt werden, trotz daß mit einem alles in Ordnung ist? Mit mir *ist* alles in Ordnung! Und wie ich sagte, hatte ich mich rasch an den Anblick der Toten gewöhnt. Doch das Unverständnis für meine derzeitige Situation – nicht zu wissen, warum man selbst lebt, und warum in jeder Richtung Tote verstreut liegen – kann der Eigenbewertung zu schaffen machen. So stellt sich die Unglaublichkeit meiner Lage, das heißt nach derzeitigem Kenntnisstand der einzige Überlegende unter Tausenden oder gar Millionen zu sein, als ein Realitätsverlust dar. Obwohl die Welt die gleiche ist, und auch ich mich nicht aus dem lokalen Raum-Zeit-Kontinuum bewegt habe, bin ich doch Teil einer abgeänderten Wahrheit geworden, an die ich mich vielleicht nie gewöhnen kann.

Man stelle sich selbst vor, alle sieben Milliarden Men-

schen auf der Welt seien tot und man selbst ist der letzte seiner Spezies. Man wüßte, sich niemals wieder irgendwelchen Obrigkeiten unterwerfen zu müssen, aber auch niemals wieder einen Partner für Sex zu finden, geschweige denn sich fortpflanzen. Aber wenn es niemanden mehr gäbe, für den man arbeitet, und es niemanden mehr gibt, den man besuchen könnte, keine Freunde, keine Familie ... – was tut man dann mit seinem Leben? Unmöglich erscheint mir, die Situation als Freizeit anzusehen, um nun endlich einmal all das unbeschwert zu tun, das man seit Jahren plant. Nun noch einfacher, da man für nichts mehr bezahlen muß und es keine Grenzen gibt.

Doch die Freiheiten trügen und der vordringliche Traum eines jeden Jugendlichen, seine Zeit völlig frei zu gestalten, ist eine Illusion: Nun gilt es zu überleben und – sofern das gesichert ist –, nun ja ... , was dann? Was tut man dann? Kein Traum würde je wahr werden, alle Hoffnung wäre schon vor ihrem ersten Andeuten eine Totgeburt! Die Reise, die man immer machen wollte, ist irgendwann getan. Und dann? Das Studium, von dem man immer geträumt hat, dafür aber nie Zeit oder Geld hatte, könnte man verwirklichen, sich belesen und lernen. Doch wofür? Für wen? Wem hilft das? Wem kann man seine Fähigkeiten zeigen und wen will man lehren? Jedwede Tätigkeit wäre zur Verlorenheit verdammt! Was verbleibt – und das mit Gewißheit – ist die Idee, sich einen Ort zum Sterben zu suchen, ein nettes Plätzchen, das einem gefällt. Aber so weit war ich noch nicht. Erst mußte ich Cadaida finden, und dann wollte ich weitersehen.

Aber was, wenn ich sie als Leiche finde oder überhaupt nicht? Was dann? Was tue ich *dann*?

7 Die Stadt

Nach einer unruhigen Nacht, die ich einem steifen und sehr kalten Wind zu verdanken hatte, erwachte ich im Morgengrauen und schaute direkt in die Sonne. Voller Dunst und unwirklich erschien sie mir, doch immerhin hatte ich sofort akzeptiert, daß heute alles so sein würde wie am Abend zuvor.

Trist und unwillig schaute ich drein, obwohl in Aussicht war, meine große Jugendliebe wiederzutreffen. Und wer kann das schon von sich behaupten? Doch irgendetwas hielt mich von überschwenglicher Freude ab; innerlich alternd schaute ich meiner trostlosen Zukunft entgegen, die weder von Hoffnung noch von privatem Glück – auch wenn ich Cadaida finden sollte – beeinflußt sein würde.

Was nur tut man in einer Welt – und ich verzeihe die sich wiederholenden Fragen, aber jemand in meiner Situation stellt sie sich nun mal in jeder Minute –, die völlig anders ist, als man sie seit seiner Kindheit kennt? Vertraute Orte existieren nicht mehr. Verwandte und Freunde, die man jederzeit besuchen konnte und um deren Gesundheit man jederzeit wußte oder sie erfragen konnte, waren vermutlich tot. Niemand würde sich mit einem zusammensetzen, um Erfahrungen und bemitleidenswerte Geschichten auszutauschen. Niemand gäbe einem Trost. Niemand wüßte zu sagen, wie es zu all dem gekommen ist und warum sogar der Wind so leise ist, daß es einen zu jeder Sekunde gruselt!

Man stelle sich einen Wind vor, den man sanft in seinem Ohr pfeifen fühlt, aber steril ist. Steril an sonstigen Geräuschen. Vertraute Laute wie das Brummen von anfahren- den Automotoren an Ampeln und deren Hupen bei unvor-

sichtiger Fahrweise; das Schreien spielender Kinder im Park und das Geschimpfe der Eltern, diese in Zaum zu halten; der Ruf eines Kranichs, der über den Kopf hinwegschwebt. – Wo nur waren all die Vögel hin?

Ich schaute um mich. Deutlich fiel mir vor Augen, wie tot meine Umwelt geworden war. Nicht nur die Leichen, die ich seit Tagen sehe, beunruhigten mich, sondern auch die Leblosigkeit der sonstigen Natur. Sicherlich, Büsche schwangen auch weiterhin im Wind. Aber kein Vogel flog derzeit oder zwitscherte, kein Hund kläffte, keine Ente schnatterte.

Nun gut, an der Autobahn hörte man auch *in den alten Tagen* keine Ente schnattern oder Hunde bellen. So ging ich auf die benachbarte Wiese, legte mich hin und schaute ganz genau zwischen die Grashalme. – Nichts.

Hier und da ein paar tote Käfer, nichts Aufregendes. Dort noch drei, vier Ameisen . . . , leblos. Sogar eine Heuschrecke und eine Spinne mit eingefalteten Beinen lagen darunter. Okay. Aber wo waren die lebenden Insekten? Und die lebenden Spinnen?

Ich schaute genauer. Ich schaute eine Minute lang. Ich lief an eine andere Grasstelle, bückte mich auch hier und suchte. Wieder eine Minute. Dann erst wurde mir Erschreckendes klar: Wo nur war all das Viehzeug hin? Da krabbelte *nichts* auf der Wiese! Ich meine: *nichts*!

Ich fühlte mich entstellt und veralbert; Teil eines Tests. Das konnte doch nicht sein!?! Die einzigen aufzufindenden Insekten waren tot? Normalerweise schaut man auf einen beliebigen Flecken Wiese und findet zumindest eine Milbe den Grashalm aufsteigen oder irgendeinen ihr nachstellenden Käfer. Aber auch das Wischen mit meiner Hand durch das Gras brachte keine neuen Erkenntnisse hervor. So brach

ich den Versuch ab und konzentrierte mich wieder – wenn auch nichts begreifend – auf meinen ursprünglichen Plan. Das Fehlen jedweder Insekten war auch nicht abstrakter als eine Welt, in der ich scheinbar der einzige Lebende bin!

Hinter einer Kurve, gleich nach dem Abfahrtschild, sah ich die ersten Ausläufer der Stadt – Häuserruinen. Ich befürchtete das Schlimmste und beschleunigte meinen Schritt. Weiterhin der kurvigen Straße folgend erreichte ich einen Punkt, an dem ich freien Blick auf Geffeln hatte, zumindest den Südostteil davon. Kannte man Geffeln, wäre man an meiner statt der Meinung gewesen, es nun nicht mehr zu kennen.

Zwar war ich kein Einwohner von Geffeln, konnte aber gut genug abschätzen, daß von dieser Stadt noch weniger übriggeblieben ist, als von meiner Heimatstadt. Es mußte hier das gleiche stattgefunden haben, wie bei mir. Mit offenem Mund glotzend schaute ich auf eine Reihe von Trümmern, die unmißverständlich einmal ein Straßenzug gewesen sein müssen, nun aber nicht einmal mehr Ähnlichkeit mit einem geometrischen Objekt hatten! Keine höher als zwei Meter errichtete Struktur stand noch dort, wo sie die Erbauer platziert hatten. Nur die Trümmerhaufen türmten sich höher, waren von Bränden schwarz, hatten Risse, waren staubig, waren grau wie mein Blick. Stahlträger, geknickte Laterne­maste und versengte Plastik-Teile schauten gelegentlich aus den Haufen hervor, manchmal blitzte mich sogar etwas geschmolzenes Glas an. Und all das war umhüllt von der ewigen Stille, die mich schon seit Tagen begleitete. Hätte

ich nach Antwort gerufen, wäre ich vom Echo zusammengezuckt.

Reste von Säulen und Pfosten, die einmal Zäune getragen hatten, waren zur Hälfte noch stehengeblieben und belegten, daß hier einmal jemand gelebt hatte. Umgeworfene Mauern und Tore, quer gestellte und unter Schutt vergrabene Autos blickte ich an, stets in Wahrnehmung der Toten. Nur hier waren es erstaunlicherweise viel weniger. Zwischen Bauteilen und mit einer dicken grauen Asche-Lage bedeckte Körper, manche kaum als Menschen wiederzuerkennen. Bäume entlaubt, sofern sie noch standen. Oftmals traf ich nur Reste eines zerborstenen Stammes an. Was auch immer hier geschehen sein mag, mußte furchtbar heftig und schlagartig gewirkt haben. Und – sofern als primäres Ziel einer solchen atomaren Bombe stets der Stadtkern angenommen wird – umso erschreckender die hiesigen Verwüstungen. Denn das Stadtzentrum lag noch mindestens acht Kilometer von mir entfernt!

So weit mußte ich zum Glück nicht mehr gehen, sondern nur etwa den halben Weg entlang des Autobahn-Gürtels, den die Stadt umgab. Also kämpfte ich mir den Weg bis zur nächsten Kreuzung frei – oder zumindest das, was ich dafür hielt. Aufgrund der umherliegenden Trümmer befand ich eine angemessene Orientierung recht mühselig und hielt mich teilweise entlang der noch sichtbaren Bürgersteige. So konnte ich den Straßenzügen folgen, die ich in meiner Erinnerung abrief.

Ich wußte, es würde nicht mehr weit sein, vielleicht zwei Kilometer. Als ich auf einer Anhöhe angelangt war, schaute ich um mich und entdeckte, daß in der vor mir liegenden Senke die Zerstörungen nicht so gravierend waren wie auf



Die trostlosen Überreste von Geffeln präsentierten sich mir in diesem Bild: Den Boden bedeckende Schutthaufen, die die Lücken zwischen einzeln stehen gebliebenen Häuserruinen auffüllen.

meinem bisherigen Weg. Das paßte auch zu meiner Hypothese, eine atomare Explosion habe die Stadt Geffeln vernichtet; entsprechend drückte die Druck- und Hitzewelle alles nieder, außer in tiefer gelegten Bereichen wie dieser Senke. Gebrannt hatte es hier trotzdem und von den Häusern blieb auch keines mehr stehen. Doch der Gesamteindruck zeigte ein vermindertes Maß an Zerstörung; die Straßenzüge waren teilweise noch sichtbar.

Dann kam ich langsam an einen Punkt, von dem ich wußte, daß er mir das Weiterkommen schwieriger machen würde. Denn nach meiner Erinnerung mußte ich entlang

einer langen Straße, in dessen Mitte die öffentliche Straßenbahn verkehrte. Von der zweiten Haltestelle ab der großen Kreuzung aus müßte ich an eine Stelle kommen, von wo aus man am Anfang zweier optisch sehr ähnlicher Straßenzüge steht. Derjenige, an dessen Ende ein schlanker Kirchturm zu erkennen sey, wäre der Richtige. Das Problem war nun, daß weder die Haltestellen noch die Häuser entlang des Straßenzugs noch der Kirchturm die Wucht der Detonation überstanden hatten. Wenigstens die große Kreuzung war auszumachen – auf dieser hielt ich nun inne.

Mich ratlos umsehend fiel mir auf, daß die Verwüstungen an dieser Stelle wieder auffälliger gewesen sind. Wie nur sollte ich mein Ziel erreichen, wenn ich kaum sagen könnte, aus welcher Richtung ich gekommen war? Man versetze sich in meine Lage und stelle sich einen Platz vor, an dem jedwede Orientierungspunkte fehlen oder schwer zu merken sind. Die Einheitlichkeit der Umgebung würde selbst einen wandernden Jäger überfordern und mich erst recht. Woher ich kam, hatte ich mir in diesem Fall gemerkt, weil dort drei Leichen in ungewöhnlicher Stellung lagen – beinahe alle aufeinander und halb verbrannt.

Doch war ich nun auch wirklich an der Kreuzung, die ich für diese hielt? So oft schaute ich mich um und versuchte, irgendetwas wiederzuerkennen. Aber wenn man in einer Stadt ist, in der man sich aufgrund nur gelegentlicher Aufenthalte sowieso nicht gut auskennt, machen einem fehlende Orientierungspunkte erst recht zu schaffen!

Dann blitzte mir etwas entgegen, ein Stück Metall. Ich ging hin und zog aus dem Dreck ein verbeultes und angeschmortes Straßenschild; der Lack war wie von einer hitzigen Flamme abgebeizt. Doch die Buchstaben darauf waren

eingestanzt und somit noch lesbar. Ich *war* an der richtigen Kreuzung!

Diese Erkenntnis beflügelte meinen Mut so sehr, daß ich schnellen Schrittes in die von mir angemessene Richtung über die Trümmer stieg. Dem teilweise sichtbaren, das heißt nicht von Trümmern und Asche verdeckten Bürgersteig folgend, schätzte ich die Entfernung bis zur nächsten Kreuzung ab und suchte dort nach einem weiteren Straßenschild. Auch hier fand ich eines, wenn auch von seinem ursprünglichen Standort einige Meter entfernt liegend. Auf diese Weise *hangelte* ich mich noch zwei Querstraßen weiter und erreichte nun endlich die angestrebte Straße, in der Cadai-das Haus stehen sollte.

Wie ich aber schnell feststellte, sah ich auch hier nichts Neues: ein Meer aus Trümmern, über das ich kletterte, durch das ich kroch und mir einige Schnittwunden an den Beinen zuzog, wenn ich nicht aufpaßte. Die Stahlträger und die Laternen verbogen, Holzteile und Möbelreste, Fassadenbruchstücke und Ziegelscherben – alles vermengt und bis zur Unkenntlichkeit miteinander verwoben. Am hinteren Ende der Straße standen tatsächlich noch einige Häuser, jedoch nur die Grundmauern. Wie alle anderen noch einigermaßen verschonten Gebäude sind auch diese völlig abgedeckt gewesen, die Fenster ohne Glas und die Rahmen teilweise herausgerückt. Massive Brandschwärze bekleidete die Fassade, Schriftzüge oder Schilder nicht mehr erkennbar. Von den drei Dingen, die sich noch als Gebäude identifizieren ließen, hatte nur eines noch zwei Stockwerke, bei den anderen waren die Decken durchgebrochen. Ein erschütternder Anblick und ein solcher, den man eindeutig mit Krieg identifiziert. Hier sah es nicht nur so aus, als hätten

Dutzende Bomben das Stadtbild verwüstet; nein, hier wußte man einfach, daß es ein Nuklearschlag gewesen sein mußte. Und wieder fragte ich mich – durch wen? Soweit ich wußte, führte mein liberales Land gegen keinen anderen Staat offiziell Krieg! Und wenn es so wäre, würde sich ein solcher nicht eher mit dem Einmarsch einer feindlichen Armee äußern statt eines nuklearen Erstschlags? Jedes vernünftige Staatsoberhaupt, das die Hand am Drücker einer solchen Waffe hat, muß doch wissen, daß auch der Gegner – und wenn nicht der Gegner, dann seine Alliierten! – über diese Technik verfügen wird, um einen Gegenschlag zu initiieren! *Niemand* kann so dumm sein und glauben, daß durch seinen Erstschlag *alle* feindlichen Raketensilos vernichtet sind! Nicht umsonst gibt es U-Boote und andere geheime und wenig offensichtliche militärische Abschußbasen! Ein Kreis des Todes. Ein Kreis der Dummen.

Und neben dem, wäre der Mensch doch selbst schuld nicht zu überleben – so wie er heutzutage angepaßt ist! Ein Bürger in einem Industriestaat wußte, wie man ein Steuerformular ausfüllt und an welcher Ecke die besten Klamotten-Läden zu finden sind. Er könnte – als wäre es das Normalste der Welt – an der Tankstelle mit der Geldkarte bezahlen und den Fernseher programmieren, um eine Sportsendung aufzunehmen. Aber ist all das für sein Überleben wichtig und notwendig? – Ich denke, die einzige Antwort lautet: Nein. Und setzt man den gleichen Menschen in einer Wüste aus – er fände kein Wasser, könnte kein Feuer entfachen, nicht giftige von eßbaren Pflanzen unterscheiden; ja, seine Hände wären zu derartigen Geduld fordernden und ausdauernden Arbeitsweisen gar nicht imstande! Woher kommt sein Essen, wenn nicht aus dem Supermarkt?

Und das wichtigste und erschreckendste: Manche wissen noch nicht einmal etwas mit sich anzufangen, sobald der Strom ausfällt! Keine E-Mails, kein Mobiltelefon laden, kein Fernsehen. Kein Kühlschrank und die Wurst verdirbt. Kein Licht, aber auch keine Kerzen im Haus. Die Raucher können sich mit einem Taschenfeuerzeug aushelfen.

Nun, der Konsens lautet: Allein der Vorbereitete wird überleben. Derjenige, der unter seiner Stadtwohnung einen tiefen Keller mit Vorräten angelegt hat. Derjenige, der es vermeidet, in Großstädten¹ und Erdbebengebieten zu leben. Derjenige, der nicht so dumm ist und am Fuß eines Vulkans lebt oder an der Küste. Bei einem Asteroiden-Impakt hätte natürlich niemand was zu lachen, auch nicht die Vorbereiteten. Aber diejenigen, die globale Katastrophen überleben, befinden sich in Westafrika, Sibirien oder Ostkanada (einige der geologisch stabilsten Regionen des Planeten), sitzen in einem zwanzig Meter tiefen Bunker und haben Verpflegung für die nächsten drei Jahre gespeichert. Alle anderen, die häufig in unseren Breiten anzutreffenden Stadtmenschen, hätten keine Chance. Und das hatten sie auch nicht, wenn ich mir die Anzahl der Toten ansehe.

Langsam wage ich mich vor, Schritt um Schritt. Nun vorsichtiger, da ich mich meinem Ziel nähere, halte ich nach allem ungewöhnlichen Ausschau, auch wenn ich nicht sicher war, was das sein könnte. Mit einer geringen Wahrscheinlichkeit und Hoffnung versprach ich mir, den Leichnam Cadaidas zu finden, obwohl ich sie schon so lange nicht mehr gesehen hatte, daß mir bereits die Vorstellung ihrer Gesichtszüge schwerfiel.

¹Großstädte werden im Kriegsfall selbstverständlich zuerst bombardiert!

An einem der wenigen noch aufrechtstehenden Laternenpfähle hielt ich mich fest und schaute mich um: nichts als Trümmer. Nun nicht einmal mehr Leichen. Hier irgendwo – im Umkreis von etwa zwanzig Metern – mußte das Haus von Cadaida gestanden haben. Nun nur noch ein Berg von angehäuften Trümmerteilen. Es wäre unmöglich gewesen, eine solche Detonation zu überleben, solange man sich im Haus befand. Vielleicht war Cadaida gar nicht daheim gewesen! Aber was machte das für einen Unterschied, da ich es erstens nicht feststellen konnte und zweitens – wenn sie sich zum Zeitpunkt der Explosion woanders in der Stadt aufgehalten hätte – ebenso tot wäre, wie alle anderen.

Es kam mir so vor, als wäre meine Isolation schon zu einer gewissen Grundbetrachtungsweise für mich geworden. Gleichso einem Höhlenforscher, der sich viele Tage unterhalb der Erde aufhält und einfach eine Begegnung mit irgendwem unmöglich erwarten kann! Ebenso hatte ich es aufgegeben, einem lebenden, wenn auch im Sterben liegenden Menschen zu begegnen.

Meine Augen suchten sich unermüdlich durch den Schutt. Hier mußte es doch einen Hinweis geben! Wenigstens etwas, das an Cadaida oder ihre Familie erinnerte! Aber ich konnte ja noch nicht einmal die Grundmauern ihres Hauses spezifizieren, geschweige denn die Haustür oder ein beliebiges Zimmer! Alles war zu bedrückend grauer Einheitlichkeit vermengt und bis zur Unkenntlichkeit verändert. Noch nicht einmal Leichenteile fand ich hier. Und angesichts der Zerstörungen kamen mir die vielen Toten auch reell vor –

sie paßten zum Szenario. Wenig später erinnerte ich mich an jene Toten, die einfach so auf der Straße daherlagen, ohne daß irgendwelche Gebäude-Beschädigungen um sie herum sichtbar waren; in diesem Fall paßte das Szenario nicht zu den Toten. Doch es gab sie nun einmal! Oder hatte ich sie mir doch vielleicht nur eingebildet?, redete ich mir ein. So seltsam es auch klingen mag, aber in der zerstörten Trümmerstadt unter meinen Füßen fühlte ich mich sehr viel wohler, da der Grund für die Toten logisch erschließbar war.

Nur Sekunden später lenkte etwas meine Aufmerksamkeit auf mich. Ein Stück dreckiges Papier, auf dem irgendwelche Buchstaben erkennbar waren. Es steckte inmitten der zertrümmerten Ziegel und ein zerrissenes Kleidungsstück lag darauf. Das Papier unterschied sich insofern von all dem anderen Dreck – immer wieder sah ich zerknülltes Zeitungspapier oder sonstigen im Wind flatternden Müll – als daß jemand mit einer sauberen Schreibschrift darauf geschrieben hatte. Je näher ich kam und meine Hände danach ausstreckte, desto mehr interessierte mich die Botschaft und ich riß sie förmlich aus den Trümmerteilen. Darauf standen die noch teilweise lesbaren Worte:

Wir sind mit Ellis und den Kindern ... – ... Evakuierung, kommen ... – ... vielleicht schaffen ...
– an U-Bahn-Station Holunderweg. Viel Glück.

Ich ballte die Faust und zerriß dabei fast das Papierstück. Das mußte es sein! Eine neue Hoffnung! Wer auch immer das geschrieben hatte, wollte scheinbar seine Nachbarn darauf hinweisen, zu irgendeiner Evakuierungszone im Stadtzentrum zu gehen. Dorthin könnte ja auch Cadaida mit ihrer

Familie gegangen sein! Und dann kam mir fast zeitgleich eine weitere Überlegung, die mich ganz schön ins Grübeln brachte. Denn diese Botschaft bedeutete das Folgende:

- Wer auch immer das geschrieben hatte, war noch am Leben; und zwar zu jenem Zeitpunkt, als der Stadt bereits irgendeine Gefahr drohte.
- Der Verfasser schien keine Ahnung darüber zu haben, welcher Art Gefahr der Stadt drohte, denn sonst wäre er nicht ins Stadtzentrum gegangen, wo ein nuklearer Sprengsatz am zerstörerischsten wirkt. Auch die Behörde, die den Evakuierungspunkt eingerichtet hatte, konnte scheinbar nichts davon gewußt haben, sonst hätten sie nicht das Stadtzentrum gewählt.
- Geffeln wußte scheinbar etwas mehr als meine Heimatstadt, denn immerhin fuhr ich gerade Auto und der Blitz traf mich urplötzlich. Davor hatte ich weder aus Radiomeldungen noch von Personenverhalten auf der Straße gemerkt, daß etwas nicht stimmen würde. In Geffeln hatte man scheinbar noch ein paar Minuten Zeit, sodaß man seine Nachbarn noch warnen konnte. Und dann kamen auch hier der Blitz und die Hitze.

Wie auch immer es sey – mein Ziel stand fest.

8 Der Untergrund

Ein letztes Umsehen, um sicher zu sein. Aber da gab es tatsächlich nichts mehr, das mir weiterhelfen konnte. Also

klammerte ich mich an die einzige mir verbliebene Hoffnung – die vage Vorstellung, irgendwo in den Abgründen dieser Stadt, und zwar auch noch ausgerechnet im Zentrum, irgendeinen Evakuierungsposten zu finden, von dem ich jetzt schon sagen konnte, daß dort niemand mehr am Leben war. Und selbst wenn es jemand wäre – wer hätte mir sagen können, wo ich Cadaida finden soll, wenn nicht einmal *ich* sie beschreiben kann! Vielleicht hatte sie heute eine ganz andere Haarfarbe als vor 17 Jahren, vielleicht war sie kleiner geworden oder humpelte nun? Das will ich freilich nicht hoffen, aber wer kann das schon mit Gewißheit beantworten?

So wußte ich nur eines mit absoluter Sicherheit: Ich wußte, sie zu erkennen, sobald ich in ihre Augen schaue. Wir würden uns augenblicklich gegenseitig wahrnehmen und verstehen; würden aufleuchten und *irgendwie* reagieren, da wir eigentlich schon immer zusammengehörten.

Mein Vertrauen in diese banale Andeutung einer Hoffnung schwand auch nicht, nachdem ich eine ganze Stunde durch die Stadt gewandert war. Es ist ungleich erschwerlicher, sich über Trümmer hinwegzubewegen, als über ebenen Boden zu gehen! Da ich mitzählte, konnte ich sagen, auf diesem Weg sechsundzwanzig Leichen oder Teile von diesen gefunden zu haben. Die meisten waren unter Schutt eingeklemmt und sahen jetzt schon so aus als seien sie einen Monat tot. Andere wirkten wiederum recht *frisch*, so als hätten sie gerade erst die Augen geschlossen. Einen Leichnam faßte ich an, doch er war nicht mehr warm. Er war kalt wie ein Toter sein sollte. Unheimlich war es trotzdem.

Es muß bereits nachmittags gewesen sein, denn die Sonne war bereits wieder am Abstieg. So eilte ich meine Schritte

und suchte unentwegt nach leichter begehbaren Wegen, die mich schneller vorankommen lassen würden. Da es aber mit jeder Minute finsterner wurde, schien es mir ratsam, die Evakuierungsstation am Holunderweg in der Innenstadt noch vor der vollendeten Dämmerung zu finden. Hier im Trümmerfeld wollte ich nur ungern übernachten, da ich keinen Schutz vor der Kälte und Witterung hätte. Häuserruinen als Unterschlupf zu nutzen, mag einem sich Versteckenden nützlich sein, nicht aber einem mit Überlebenswillen!

Weit konnte es nicht mehr sein, denn ich erreichte einen abfallenden Berg und etwas, das ich wiedererkannte. Eines der wenigen Gebäude, die der Druckwelle scheinbar mehr oder weniger standgehalten hatte, war das Schwimmbad. Auch Teile seines umgebenden Komplexes hatten die Explosion überstanden und wirkten – mit Ausnahme des beschädigten Daches und einiger Brandspuren am Mauerwerk – so wie in meiner Erinnerung. Als Kind erhielt ich hier sogar Schwimmunterricht! Und da es eines der wenigen noch intakt aussehenden Gebäude war, wollte ich es mir nicht nehmen lassen, dort drinnen nach Überlebenden und vor allem auch etwas zu essen zu suchen. Hier in der Trümmerwüste war es gänzlich unmöglich, brauchbare Lebensmittel zu finden.

Selbst der Anfahrtsweg zum Schwimmbad war vergleichsweise wenig mit Trümmern verschüttet, was mir ein Rätsel war. Immerhin war so gut wie alles andere in der Umgebung nicht wiederzuerkennen. Aber vielleicht lag das Gebäude ja im Druckschatten der zerstörenden Wucht. Jedenfalls betrat ich es und fand innen dunkle Räume vor. Einige der Glühlampen waren zersprungen, wie ich schnell feststellte. Aber auch sonst schien kein Stromkreis zu funktionieren.

Im Foyer des Schwimmbades trat ich nun an die Theke heran, schaute dahinter. Ebenso sah ich mich im Umkleidebereich und dem Souvenir-Shop um, ab und zu mit lauter Stimme nach einer Antwort rufend. Aber hier war niemand mehr, erstaunlicherweise fand ich nicht einmal Leichen. Ich konnte mir vorstellen, daß diese während des Evakuierungsalarms geflohen waren.

Angesichts fehlender gruseliger Leichen und der vergleichsweise guten Versehrtheit des Gebäudes entschloß ich mich zufrieden, über Nacht hierzubleiben. Der Souvenir-Shop kam mir gerade recht, mich mit Handtüchern und Bademänteln einzudecken, die mich des Nachts vor dem Frieren bewahren sollten. Eingenistet hatte ich mich direkt im Kassierraum, den ich trotz oder gerade wegen der Einsamkeit absichtlich abschloß. Ein paar Schoko-Riegel und trockene Toast-Scheiben sowie Limonade fand ich nach genauerem Umsehen in einem Kinderrucksack in einer der Umkleidekabinen. Er war wohl dort in Eile zurückgelassen worden. All das hielt mich für einen weiteren Tag am Leben.

Am nächsten sehr kalten Morgen machte ich mich schon vor Sonnenaufgang auf den Weg in Richtung der Evakuierungsstation am Holunderweg. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuschte, wäre bis dahin noch eine halbe Stunde zu laufen, ich könnte es also gerade bis Sonnenaufgang schaffen.

Als ich mich jedoch der U-Bahn-Station näherte, kam ich nicht ohnehin, einen seltsamen Schatten auf der Stadt zu bemerken. Diese höchst metaphorische Umschreibung äußerte sich nicht nur in der mir altbekannten dösenden, nicht

schlafenden Stille. In der Tat wirkte die Ruhe wie ein im Halbschlaf befindlicher Riese, der beim kleinsten Geräusch verärgert aufspringen und ziellos um sich schlagen würde. Um diese Stille nicht zu stören, verhielt auch ich mich so ruhig es ging. Ich schwebte quasi als letztes verbliebenes Gespenst durch die Stadt.

Genauso ruhig wie sich Geffeln zeigte, genauso ungestört war auch die Innenstadt. Statt herumliegender Trümmerteile zusammengestürzter Häuser waren nun wieder vermehrt Tote sichtbar und sorgten so für das in diesen Tagen allgegenwärtige ungewohnte Bild.

Ich sah sofort mindestens fünf leblos auf dem Gehweg herumliegende Menschen. Zwei weitere sah ich im Fahrerhaus ihrer Autos sitzen. Leblos, unschuldig, verloren. Dachte ich an all die verstorbenen Kinder und Jugendlichen – das sind übrigens die beiden einzigen unbekümmerten und wirklich freien Menschengruppen –, bahnten sich Trauer und Mitleid aus meinem Inneren. Sie überwogen sogar noch meine Angst. Trotzdem empfand ich nicht den Mut, mich den Toten weiter als auf wenige Meter anzunähern.

Für einen Moment glaubte ich das Bellen eines Hundes zu hören, während ich mich weiter auf den Evakuierungspunkt zu bewegte. Jedoch war der Laut viel zu weit entfernt und hätte durch Tausend andere Geschehnisse hervorgerufen werden können.

Apeln waren außer Betrieb, Autos standen still. Bei einigen Schaufenstern waren an den Kanten Scherben herausgebrochen; manche der Schaufenster waren auch gänzlich zerstört. Beides war durch die nahe Detonationswelle zu erklären. Auch wenn es mich weiterhin wunderte, hier keine nennenswerten Zerstörungen vorzufinden – in Erin-

nerung daran, daß in gerade einmal zwei Kilometern Entfernung kein Haus mehr zu erkennen war! Ich dachte auch an die Auswirkungen einer Neutronenbombe; aber gibt es die auch gekoppelt mit einer *normalen* thermonuklearen Fissionsbombe?

Weiter konzentriert hielt ich die Gebäudefenster im Auge, auch die abzweigenden Straßen und Treppen. Nichts bewegte sich. Doch die grell-bunten Jackenfarben der an der Erde liegenden Passanten fielen mir auf. Der Wind nahm zu, je näher ich mich dem Eingang zur U-Bahn-Station näherte. Während ich mir die Jacke zuzog und meinem knurrenden Magen lauschte, versuchte ich mich an diese spezielle U-Bahn-Station zu erinnern: Ich meinte zwar, es träfe eher auf den unterirdischen Hauptbahnhof zu, aber da gab es mehrere große Hallen, in denen man Menschen zwecks Evakuierungseinweisung zusammenbringen konnte.

Dutzende metallische, etwa 1 m hohe Zäune und Gitter sollten die anströmenden Menschenmassen behutsam zum Eingang kanalisieren – der jedoch fest abgeschlossen war. Daß ich die richtige Stelle gefunden hatte, zeigten mir mehrere Pappschilder mit der Aufschrift *Sammelstelle Evakuierung*, mit rascher und ungeduldiger Handschrift durch einen Filzstift dahin geschrieben. Die Pfeile darauf verwiesen genau zu den beiden Türen, vor denen ich gerade stand. Ein anderer Eingang zur U-Bahn-Station kam nach kurzem Umsehen nicht infrage.

Auf der einen Seite verlangte es mich nach Einlaß, um dem erschreckenden Blick der nah der Türen befindlichen Gruppe Toter zu entkommen. Die Jugendlichen schienen sich zum gemeinsamen Zigarettenrauchen von den anderen zurückgezogen zu haben. Kaum verbrannte Zigaretten und

leere Schachteln lagen um sie verstreut herum und zeigten sehr eindrucksvoll das plötzliche Eintreten des Todes. Andererseits hatte ich Angst vor dem Anblick, der mich nach dem Öffnen der Türen erwarten würde. Noch mehr Tote? Eine tote Cadaida, die mir leblos entgefällt?

Mit entsetztem Blick wandte ich mich ab und konzentrierte mein Augenmerk wieder auf die vor mir liegende Bestimmung. War ich denn wirklich den langen Weg hierher gegangen, hatte so viele Tote ansehen müssen und mich vermutlich verstrahlt beim Berührungen der Trümmer . . . , nur um nun zu scheitern?

Es schien keinen Hinweis auf ein Lebenszeichen von Cadaida zu geben. Nirgendwo die Reste eines Zettels, aus denen abzulesen war, wohin sie gegangen sein könnte – ohne mich. Der Fund des Hinweises von damals reihte sich offenbar ein in eine kurze Reihe glücklicher Zufälle, denen ich teilhaftig wurde. Doch was nun?

Die Leere der trauernden Stadt zeigte mit ihrem kalten steifen Finger auf mich: »Du bist noch übrig?! Hast du das verdient? Was macht dich besser als uns? Was beschäftigt dein Herz so sehr, daß die Götter dir den Vorzug zum Leben geben?« – Und ich konnte diese Frage nicht beantworten.

Ebensowenig wie man einer erzürnten Mutter entrinnen kann, die einen schilt, konnte auch ich nicht dem Anblick der Stadt entfliehen. Jedes Fenster schien auf mich herabzuglotzen, wütend und hassend. Und ich winziger Mensch konnte für all das nichts, wußte ja selbst nicht, was geschehen war! Meine Schuld war es jedenfalls nicht, ich wollte all die Toten nicht! Aber nichts half. Mein Selbstvertrauen sank in den Keller mit jeder Minute, die ich entblößt auf der Straße stand. Je mehr Zeit verging, desto mehr Schuld

haftete an mir. Wieso auch immer ich das dachte.

Beim vielen Grübeln entging mir beinahe eine entscheidende Empfindung. Und zwar wurde mir immer wärmer. Anfangs dachte ich, daß sey das kurzfristige Resultat meiner Überreaktion auf meine Schuldgefühle. Aber das war es nicht, und da mir mit jeder Sekunde noch wärmer wurde, kam es mir rasch seltsam vor und ängstigte mich. Es war, als würde mir – in der Sauna sitzend – stets ein neuer unsichtbarer Pullover übergezogen werden, der meine Wärmeableitung behinderte. Doch war es auch keine Hitze, wie man sie aus heißen Sommertagen kennt. Denn mein Schweiß rann nicht.

Ich stöhnte vor Hitze, öffnete meine Jacke und suchte mit dem Gesicht nach Wind. Mein Griff an die Stirn zeigte keinerlei Nässe, als würde man einfach von einem warmen Licht angestrahlt werden und darunter leiden. Mir wurde auch etwas schwindelig und ich taumelte leicht. Das war für mich das Zeichen, daß wirklich etwas nicht stimmen konnte und ich sah um mich.

Die Umgebung zeigte keinerlei Veränderung in Hinblick auf meine Empfindung. Gab es einen externen Auslöser für meinen Hitzeanfall? Oder war es eine rein körperliche Reaktion, worauf auch immer? Erheblicher Kopfschmerz kam hinzu und zwang mich in die Knie. Auch auf meiner Haut fühlte ich nun zunehmend die Hitze und steckte die Hände in die Taschen. Ich riß mich auf und suchte Deckung, zunächst nah dem Eingang der U-Bahn-Station, der mir aber keine wirkliche Deckung bot. Während ich – noch immer die Hände in den Taschen und das Gesicht wegen der unerträglichen Hitze meiner Brust zugeneigt – nach neuer Deckung suchend herumlief, fiel mir ein Hauseingang

mit einer robust wirkenden Tür auf. Als ich jedoch daran klinkte, war sie verschlossen. Gleiches passierte bei einer nächsten Tür, die nicht robust wirkte, was mir aber in diesem Moment gleichgültig war. Bereits jetzt fühlte ich mich, als hätte mich jemand zum Kochen in einen Topf geworfen.

Um eine Straßenecke biegend, steuerte ich nun auf eine Treppe zu, die wie bei einer U-Bahn-Station in den Untergrund führte. So schnell ich nur laufen konnte, eilte ich mich zur ersehnten Deckung, sprang förmlich die Treppe hinunter, nur um im Schutze der Betondecke und Dunkelheit endlich abzukühlen. Erst als ich in der Finsternis zur Ruhe gekommen war, wußte ich, wie gefährlich es gerade gewesen war: Meine Haut brannte wie nach einem langen Sonnenbad und wollte sich nicht schmerzfrei anfassen lassen, und ich bildete mir eine Art aufsteigenden Wasserdampf ein. Vor Schmerz das Gesicht verziehend zog ich mich in die Dunkelheit zurück und wollte dort erst einmal verbleiben, bis sich meine Haut erholt hatte.

Was war da nur eben geschehen? Wie sehr erinnerte es mich doch an die Hitzestrahlung, die mich fixierte, als ich kurz nach der Detonation unter den Trümmern gelegen hatte! So heiß, daß man sie um den Wert keines Experiments seiner Haut aussetzen wollte! Aber war es wirklich die gleiche Strahlung, die gleiche Quelle? Angenommen, die erste Hitzestrahlung war Resultat einer thermonuklearen Explosion – immerhin hatte mich deren Druckwelle aus dem Auto geschleudert – wo war die Detonation nun? Gehört hatte ich nichts, die Hitzestrahlung war lautlos und urplötzlich aufgetreten! In diesem Moment war mir jedenfalls klar, daß ich vorerst nicht mehr an die Oberfläche zurückkehren konnte oder wollte. Ich brauchte sowieso neue Lebensmittel, viel-

leicht würde ich hier unten etwas finden. Vielleicht sogar andere Überlebende, die sich hier in endgültiger Sicherheit wogen; unwissend der derzeitigen Hitzestrahlung *dort oben*.

Einige Minuten werde ich durchgeatmet haben, bevor ich mich zum Aufstehen entschloß. Derweil ruhte ich hockend an der kühlenden Betonwand und konnte kaum die Hand vor den Augen sehen. Dabei mochte ich nicht entscheiden, ob daran die Dunkelheit schuld war oder meine Benommenheit.

In der Tat war es erstaunlich dunkel hier unten. Dieser Eindruck muß aber zwangsläufig entstehen, wenn man nur beleuchtete Umgebungen gewohnt ist. Eine wirkliche Dunkelheit – ich mag sie gerne die *Sternen-Dunkelheit* nennen – ist es für mich erst, wenn man ohne ein stechendes Licht im Augenwinkel die Nebel und Galaxien am Nachthimmel sehen kann, was im Grunde heute nur noch in wirklich abgelegenen und unzivilisierten Gegenden zu erfahren ist. Jeder Stadtmensch kennt diesen Anblick nicht (mehr): Wann auch immer er sich aus dem Bett bequemt (oder auf dem Weg dorthin ist), sey es auch drei Uhr am Morgen, wird stets von einem Hilfslicht beschienen. Straßenlaternen, beleuchtete Reklameschilder, Ampeln und anderes, das *unnatürlich* ist.

Nun ja, hier war es jedenfalls so finster wie man sich das nur vorstellen kann. Ich konnte nicht einmal mehr mit Gewißheit auf die Stelle zeigen, durch die ich hierhergekommen war! Das Licht, das mir eingangs noch von der Oberfläche geschienen hatte, konnte nur mein eigenes Glühen gewesen sein, denn nun war auch dieses fort. Oder auf der Oberfläche war etwas passiert, das ich noch nicht einsortieren konnte. Etwas Schreckliches, wie ich befürchtete, und mich zwang, meinen Weg in die Unterwelt zu bestreiten.

In meiner rechten Hosentasche kramte ich nach einem Gegenstand, den ich einige Minuten zuvor von einem toten jugendlichen Raucher aus der Hand genommen hatte, weil ich ihn für nützlich hielt – ein Feuerzeug. Zunächst flackerte das Licht stark und ich hatte Mühe, es intakt zu halten. Kein Wunder, denn vom U-Bahn-Stations-Eingang zog die Luft hinüber, auch wenn ich sie nicht sehen konnte. Doch je tiefer ich in die Tunnel vordrang, desto ruhiger wurde die Flamme, jedoch desto unruhiger wurde auch mein Empfinden. Nachdem ich um einige Ecken geschlichen war und einen langen Flur passiert hatte, wußte ich um mein Alleinsein mit Sicherheit. Die Grabesstille in all den Gängen, niemand zu sehen, wohin ich auch schaute. Nicht einmal Leichen. An der Oberfläche konnte ich mich wenigstens noch umschauen und wußte, daß sich mir niemand unbenutzt nähern konnte. Doch hier unten stand ich in einem dreißig Meter langen, aber lediglich zwei Meter breiten Flur, in dem ich nur nach vorn oder zurückschauen konnte. Und wann immer ich mit meiner Feuerzeug-Funzel in die eine Richtung leuchtete, glaubte ich einen gefahrvollen Schatten hinter mir zu sehen! Jeder sollte sich einmal in meine Lage versetzt haben oder wenigstens vorstellen, welch chaotische und damit unbeschreiblich unheimliche Schatten ein kleines flackerndes Licht von einem Feuerzeug in einem absolut dunklen unterirdischen Tunnel erzeugt! Nie zuvor war mir folgender Rat wichtiger als zu dieser Zeit: »Bewege erst den Kopf, bevor du den Körper bewegst!«

Und natürlich hoffte ich, daß das Feuerzeug lange genug halten würde, bis ich einen zweiten Ausgang aus diesem undurchdringlichen Tunnelgeflecht finden würde. Die an den Wänden angebrachten Werbeschilder ließen mich vermu-

ten, daß ich zumindest nicht in den abgelegendsten Tunnel von allen gestolpert war. Werbung für Rasierwasser, Make-up, Kleidung und Uhren. Alles Unwirkliches. Schrecklich Unwirkliches. Beschämend Unwirkliches.

Wir als Menschen bezeichnen uns als so fortschrittlich; rühmen uns mit orbitalen Flügen, Quantenphysik und einem neuen U-Boot, das bis vier Kilometer Tiefe in die Meere absteigen kann. Und auf der anderen Seite quälen wir Primaten zur Befriedigung des persönlichen Wissensdurstes; halten massenhaft Rinder, Schweine und anderes Nutzvieh, um sie auszubeuten; reißen tiefe Wunden in die Erde, um Metalle für die Herstellung von Auto-Navigationsgeräten zu haben; und natürlich ist da auch die thermonukleare Gewalt, die wir eigenständig entwickelt haben. Die einen mögen sie zu den rühmlichen Dingen zählen, die anderen schauen auf die Welt, wie ich sie heute sehe – tot und leer.

Wir sind Spielzeuge im Spiel der Ironie. Ob Götter mit uns spielen oder feixende Mächte, die wir niemals in Worte fassen können, bleibt uns verschlossen. Wann nur erkennen wir, daß wir die Spielzeuge sind und uns besser erwachsen benehmen sollten? Doch was rede ich? Ist es nicht bereits zu spät?

Wind schien von allen Seiten zu dringen und mein Licht verlöschen zu lassen, sodaß ich es mit der Hand abdeckte und vorsichtig weiterstolperte. Kalt war mir nun geworden und der Wind trug nicht günstig zu meiner Körperwärme bei. So war ich mir sicher, ich hätte meinen Atem sehen können, wenn es nur heller um mich herum gewesen wäre!

Fast wäre ich daran vorbeigegangen, denn ich nahm das Objekt nur peripher im Augenwinkel wahr. So ging ich zurück und neigte mich nah an die Wand, um besser sehen zu

können. Eine Karte der U-Bahn-Station! Auf ihr verzeichnet war ein Grundriß mit den wesentlichen Ausgängen, darunter der, durch den ich eingetreten war. Laut der Karte mußte das hier ein riesiges unterirdisches Geflecht aus Tunneln und Sälen sein, in denen ich mich gewiß bereits jetzt verlaufen hatte. Mit dem Finger versuchte ich einige Minuten den Weg vom Eingang bis zu meiner derzeitigen Position nachzuzeichnen, doch vergebens. Das Feuerzeug wurde heiß und ich mußte die Hand davon lassen, um es abkühlen zu lassen. In der völligen Finsternis riß ich den Plan ab und steckte ihn in meine Jackentasche. Um keine Zeit zu verlieren, tastete ich mich langsam blind vorwärts immer an der Wand entlang. Das ging solange gut, bis ich meinte, in eine Sackgasse gekommen zu sein, da ich rings um mich herum Wände spürte. Allerdings bezweifelte ich das Vorhandensein von Sackgassen in einem öffentlichen U-Bahn-Tunnel-Labyrinth und leuchtete fortan wieder mit meinem Feuerzeug.

Im Schimmer erfaßte ich neben mir liegende Treppenstufen, die mir vorher nicht aufgefallen waren. Die ging ich herunter, auch wenn es dort unten nicht weniger dunkel war als auf der Etage, von der ich kam. Auf dem Plan jedenfalls schien keine an der von mir vermuteten Position verzeichnet und ich hoffte auf die unkomplizierte Begegnung mit einem Schild, das Aufklärung bringen würde. Doch es kam nicht und stattdessen fand ich etwas anderes Bemerkenswertes – Licht!

Anfangs ein grünliches Etwas, das mal heller, mal dunkler schien. Bei meiner Annäherung kam ein rotes Schimmern hinzu, erst unbemerkt, dann intensiver als das rote Licht. Zuletzt wurden beide Farben von einem hellgel-

ben Licht umsäumt, das beide flächig einschloß. Wie ich beim weiteren Herantreten endlich und beruhigt erkannte, handelte es sich um einen Limonaden- und Süßwaren-Automaten, der noch Strom hatte! Für sich nichts ungewöhnliches, aber für jemanden, der seit Tagen keine Elektrizität, keine Lichter außer die Sonne gesehen hatte, war es doch bemerkenswert. Und ehe ich direkt davorstand, fragte ich mich, wieso dieser Kasten noch Strom hatte! Nichts anderes funktioniert ja hier unten, kein Notlicht, keine Lampen über den Warte-Häuschen, keine Reklame-Beleuchtung, nichts. Nur dieser Kasten mit seinem sortierten Limonaden- und Schoko-Riegel-Sortiment war in Betrieb und wartete auf die Eingabe von Münzen!

Doch nicht einmal das verblieb dem Kasten, denn jemand hatte ihn aufgebrochen. Es war durch eine eingeschlagene Frontscheibe ganz offensichtlich, überall lag Glas herum. Einige Stiegen mit Saft und Bonbon-Tüten waren bereits völlig leer geräumt und ließen mich vermuten, daß dies nach der globalen Katastrophe geschehen ist. Daraus leitete ich wiederum die Existenz von mindestens einem Überlebenden ab! Einen in meiner Lage, der all die Tage geschützt hier unten verbracht und sich von Süßkram ernährt hatte!

Aufmerksam und aufgeregt schaute ich um mich, leuchtete mit dem Feuerzeug und rief in die Gänge hinein. Doch nichts als mein Echo schallte zurück. Weit konnte der Überlebende nicht von hier weg sein, wenn er sich – wie sich meine Fantasie ausmalte – regelmäßig an diesem Automaten bediente! Noch einmal rief ich: »Ist da wer? Ich bin hier! Hier am Automaten! Haben Sie keine Angst! Ich habe auch wie Sie überlebt! Keine Angst!« – Doch es blieb ein Selbstgespräch.

Wie ich mich umsah, bemerkte ich erst jetzt, an einer Haltestelle zu stehen. Kein Wunder, wenn das Licht nur einen Radius von zwei Metern ausleuchtet! Jedenfalls ging ich einige Meter vorwärts und stoppte am Bahnsteig. Unter mir lagen zwei Paar Gleise sowie ein weiter dunkler Tunnel jeweils zu meiner rechten und linken Seite. Gar nichts war darin zu sehen. Ich ging einige Meter hin und her und suchte nach Schildern, die mir helfen konnten, mich zu orientieren. Die große Beschriftung über dem Haltestellen-Häuschen verriet: *Gabelweg*. Diese Station fand ich schließlich auf meiner Karte und stellte fest, mich einige Hundert Meter von meinem Eintrittspunkt entfernt zu haben. Wie ich weiter erkannte, hätte ich an drei weiteren Stationen dem U-Bahn-Netz entkommen können, doch würden mich die Ausgänge nur wieder in den Stadtkern leiten, von dem ich nicht wußte, wie sicher er für mich war.

Aus Hunger ging ich zu dem Automaten zurück und nahm eine Flasche Orangensprudel und Kekse heraus. Mich auf die Erde setzend, mit dem Rücken am Automaten lehrend, aß ich das Gestohlene und genoß das beruhigende Licht, das ganz anders als mein Feuerzeug-Flackern war. So ruhig und stimmig wirkte es auf mich ein und ich hielt meine Hände in das Grün und Rot. War der andere Überlebende vielleicht schon weitergezogen?

Wie ich einen Moment mit dem Rascheln der Keks-Verpackung aufhörte und einfach nur in die Stille hörte, glaubte ich ein Geräusch vernommen zu haben. Etwas, das so klang, als wäre ein Gegenstand heruntergefallen und auf etwas Metallisches gestoßen.

Meine Angst aus Hoffnung einer Begegnung mit einem Überlebenden überwunden, stand ich auf und bewegte mich lautlos vorwärts in jene Richtung, von der ich glaubte, es sey die Quelle des Geräusches. Etwa fünfzig Meter in westliche Richtung gehend, stieß ich an ein Trümmerfeld vor, das scheinbar die Überreste einer entgleisten U-Bahn zu sein schienen, soweit ich das überblicken konnte. Mein Licht reichte nicht sehr weit und beleuchtete nur die beschädigte Außenwandung eines Waggons, der auffällig schief auf den Gleisen stand. Ein weiterer Waggon schloß sich daran an, stand aber noch im dunklen Tunnel und war nicht ganz zu überblicken. Da der erste Waggon entgleist war, hatte er einen Teil des Bahnsteigs mit sich gerissen und begrub mit einem Haufen Schutt Bänke und Werbetafeln. Immer mehr beugte ich mich über die Trümmer und versuchte so viel als möglich auszuleuchten. Durch die zersprungenen Fenster des U-Bahn-Waggons erkannte ich sofort Leichen auf ihren Sitzplätzen, die leblos wie schlafend wirkten. Und sofort ging mein Puls in die Höhe. Denn obwohl ich mich langsam an den Anblick eines Toten gewöhnt zu haben glaubte, erschrak ich doch vor *diesen*. Grund dafür war wohl, daß ich mich – noch am Automaten sitzend – allein wähnte, und doch ganz in der Nähe mindestens ein Dutzend Tote weilten. Aber vor denen brauchte ich keine Angst zu haben, denn sie waren ja tot. Eher empfand ich Mitleid und es trauerte mein Herz, so viele junge Menschen verstorben zu sehen.

Aufgeschreckt durch ein weiteres undefiniertes Geräusch riß ich meinen Kopf zur Seite und starrte in die Finsternis, ohne mit dem Feuerzeug zu leuchten. Im Glauben, auch nur irgendeine Struktur wahrzunehmen, hielt ich meine Starre

an und lauschte genau. Nichts sollte mir diesmal entgehen! Schritt um Schritt vorantastend wandelte ich langsamer als ich atmete. Der rechte ausgestreckte Arm hielt mein Feuerzeug, mit der linken Hand spürte ich wie mit einem Fühler in der Dunkelheit. Und dann – ganz plötzlich – blieb ich stehen, ohne zu wissen warum. Es mochte das Gesicht gewesen sein, das sich links von mir zwischen Trümmerteilen, heraushängenden Kabeln und dem verbogenen Stahl des Waggons versteckt hielt!

Sehr behutsam drehte ich meinen Kopf, ohne das Licht vom Feuerzeug zu verlöschen. Ein kindliches Gesicht blickte mich stumm an, jedoch nicht angstvoll. Und ebenso erging es mir: nicht die geringste Angst verspürte ich, obwohl sie zu erwarten war. Im Gegenteil – mein Puls senkte sich, wohl aus Beruhigung, endlich gleichgesinnte Überlebende gefunden zu haben! Auch erwartete ich, das Kind würde jeden Moment fortlaufen und sich wieder verstecken, aber es verharrte dort. Es mußte erkannt haben, daß wir auf Grundlage der gemeinsamen Umstände zusammengehören mußten, und wartete auf mich!

Sogleich ich nach einigen Sekunden Verharrung näherkam und auch sie in meinen Lichtkegel trat, stellte ich zwei-erlei Dinge fest. Erstens war sie gar nicht so jung, wie ich erst angenommen hatte, sondern zwischen fünfzehn und siebzehn Jahren alt. Und zweitens hatte sie an der Hand ein weiteres Kind, das kaum älter als sechs sein konnte. Noch immer waren unsere aufeinander fixierten Blicke konzentriert und versuchten die Absichten des Gegenübers herauszufinden. Auch wenn ich nicht mit endgültiger Sicherheit sprechen kann, hatte ich den Eindruck, auf niemanden gefährlich zu wirken. Doch wenn mir als Kind in

einem dunklen postapokalyptischen U-Bahn-Tunnel-Ruine ein Unbekannter begegnet, dessen einziger Lichtschein ein Feuerzeug ist, wäre ich zumindest verwirrt, skeptisch und fluchtbereit sowieso. Diese beiden Kinder jedoch zeigten wie gesagt keinerlei Furcht, sondern traten selbständig, wenn auch stumm, heran. So als wären sie sehr glücklich, endlich einem Erwachsenen mit Führung und Durchblick zu begegnen.

»Ihr seid allein, stimmt's?« flüsterte ich beiden mit ruhiger Stimme zu. »Oder gibt es noch andere?« – Das ältere Mädchen schüttelte langsam den Kopf, während die Jüngere mit verkniffenen Augen in mein Feuerzeug-Licht starrte, sodaß ich es etwas mit meiner Hand abdeckte.

»Ich bin auch allein. Aber ihr braucht keine Angst zu haben. Ich bin nur froh, endlich ein paar Überlebende gefunden zu haben! Seid ihr sicher, daß ihr allein seid?« Bei diesen Worten konnte ich mein Herzklopfen fühlen, aus unsagbarer Freude, doch nicht mehr der letzte Mensch auf der Welt zu sein. Daß ich mir die beiden nur einbildete, dachte ich dagegen zu keiner Sekunde. »Nein, hier ist niemand mehr«, antwortete mir die Ältere mit erschlaffter Stimme und versagender Zurückhaltung. Ich meinte, auf ähnliche Weise in ihrer Situation geantwortet zu haben. »Ich weiß nur nicht, warum die alle tot sind!«

»Wie meinst du das?« wollte ich begierig wissen und trat einen Schritt zurück und sie mit der Jüngeren dafür hinter ihrer Deckung hervor.

»All die Menschen da hinten sind tot. Aber sie sehen nicht so aus, wie sie *sollten*! Sie sind gestorben, aber es wirkt, als würden sie nur schlafen!«

»Ich weiß«, beruhigte ich sie, »mir wäre auch manchmal

wohler, wenn sie ... na ja ... *blutiger* aussehen würden. Dann müßte man nicht ständig fürchten, sie würden sich wieder wie Lebende erheben!«

Erschrocken drehten sich die Mädchen in Richtung des Waggons um und dann in alle Richtungen. Da hatte ich wohl etwas zu viel gesprochen und den beiden angst gemacht: »Tut mir leid, ich wollte euch nicht erschrecken. So hart es klingen mag – aber die stehen nicht mehr auf. Ihr braucht keine Angst vor denen zu haben! Tut mir leid, daß ich das gesagt habe.« – »Aber es ist doch die Wahrheit!« entgegnete mir die Ältere, als sie direkt vor mir stand und mich hilfsbedürftig ansah.

Und wie sie so nahegekommen war, schimmerte im blauen Feuerlicht eine blutverkrustete Kopfwunde an ihrer Stirn. Der reine Blutfleck – die Wunde selbst mußte unter ihren Haaren verborgen gewesen sein – bedeckte etwa die Fläche eines Bierdeckels, wenn ich das so sagen kann. Also beugte ich mich zu ihr herunter und befand mich nun auf Augenhöhe mit ihr. Meinen Blick auf die Wunde gebannt, nahm ich die linke Hand langsam vor und schob damit einen Strang ihrer langen rotbraunen Haare beiseite, und leuchtete mit der rechten Hand das Licht. All das ließ sie sich widerspruchslos gefallen, sey es aus Angst vor mir (was ich nicht glaubte) oder aus der Erkenntnis heraus, daß nur ich ihr helfen konnte. Da war ein kleiner Riß unter den Haaren sichtbar, aus dem vor nicht allzu langer Zeit noch Blut gedrungen war. »Wie fühlst du ...«, wollte ich ihr gerade zusprechen, als ich den blutigen Stumpf erblickte, der einmal die rechte Hand der Jüngeren gewesen war: »Ach du meine Güte!« schrak ich auf und leuchtete sofort hinunter zu der Kleinen, die mir mit ängstlichem Blick ins Gesicht

schaute.

»Schon gut, ich hab's mit meinem Schnürsenkel abgebunden«, sprach mir die Ältere wiederum zu. »Das warst du? Bemerkenswert!«

Ich beruhigte mich und mußte nun den nächsten logischen Schritt tun: »In Ordnung. Aber das kann so nicht bleiben, ich muß eure Wunden besser versorgen!« – Aufgestanden, nahm ich Kurs auf den U-Bahn-Waggon voller Leichen, doch hielt ich nach zwei Metern inne und drehte mich um: Zurückgelassen hatte ich zwei kleine Gesichter, eines ängstlicher als das andere. Also drehte ich um, hockte mich wieder zu ihnen und drückte der Älteren mein brennendes Feuerzeug in die Hand. Aus der Hosentasche zog ich ein anderes: »Ihr beiden wartet jetzt genau hier. Laßt das Licht an, damit ich euch immer sehen kann!« belehrte ich die beiden und schaute abwechselnd väterlich in beide Gesichter: »Ich komme in zwei Minuten zurück, ich suche nur etwas Verbandszeug, in Ordnung?!« – Wenig redselig wie sie waren, sagten sie dazu gar nichts, ließen aber das Feuerzeug brennen, drängten sich darum wie um ein Lagerfeuer und ich sah ihr kleines Licht noch vom Waggon aus, den ich betreten hatte.

Etwas mühselig kam ich voran, da die Kabine schief auf den Gleisen stand und entsprechend schief der Waggon-Boden war. Außerdem lagen überall Leichen auf dem Boden, über die ich steigen mußte. Nun dachte auch ich an meine lehrreichen Worte, daß diese zwar lebendig aussehen würden, aber doch tot seien und einem nichts mehr tun. Alle paar Sekunden sah ich zudem nach dem Feuerzeug-Licht

zu meiner Rechten. Vorne am Führerhaus, dessen Tür weit offenstand, fand ich den ersehnten Verbandskasten, der in einer grünen Schachtel eingefaßt an der Wand hing. Dann kehrte ich zu den Mädchen zurück.

Im Grunde brauchte ich nur die Ältere an der Schulter fassen und mit mir ziehen, denn die Kleine hatte sich so fest an die Hand der Älteren gekoppelt, daß sie wie angewachsen war. Ich trieb sie ins Licht des Limo-Automaten. Das Feuerzeug erzeugte zwar auch welches, aber nicht genug. Nur am Limo-Automaten war es wenigstens auf ein paar Meter hell.

»Setz' dich hier vor, wo es hell ist«, bat ich die Ältere, weil ich ihre Wunde zuerst behandeln wollte. Wieder ließ sie das ohne zu Fragen oder sich zu widersetzen mit sich machen, weil sie vermutlich ganz genau wußte, daß es meiner Hilfe bedürfen würde. Die Kleine wich nicht von ihrer Seite. Aus dem Inneren des aufgebrochenen Automaten nahm ich eine Flasche sprudelndes Mineralwasser und drehte sie auf, damit das Gas entweichen konnte. Im Verbandskasten fand ich eine Kompresse, die ich näßte und dann das Blut von ihrem Kopf und den verklebten Haaren wischte, um die Wunde genauer sehen zu können. Sie war etwa vier Zentimeter lang, blutete aber nicht mehr.

»Ich glaube, das muß man nähen«, gab ich mit meinen amateurhaften chirurgischen Kenntnissen kund, »Aber hier gibt's kein Nähzeug und ich habe auch so was nie gemacht. Ich würde dir einfach diese Kompresse umknoten und dann müssen wir abwarten, wie gut das verheilt, einverstanden?!« – Ratlos zuckte sie mit den Schultern und ich legte ihr den Kopfverband an. Sehr tapfer erduldeten sie alle eventuellen Schmerzen. Doch nun kam ich zu dem schwierigeren Fall.

Ich wandte mich der Jüngerer zu und kniete vor ihr. Im Augenwinkel nahm ich wahr, wie sich die Ältere den Kopfverband befühlte und zufrieden aussah.

»Ich weiß, das muß sehr weh getan haben, aber ich muß mir das mal ansehen«, sprach ich ihr Mut zu. »Ich fand sie so, da war ihre Hand schon unter dem Metallding eingeklemmt, und fast schon ab«, informierte mich die Ältere. »Nicht jeder wäre auf die Idee gekommen, die Blutung durch Abschnürung zu stoppen; du hast dich verhalten wie eine richtige Ärztin!« lobte ich. »Und auch *du* warst sehr tapfer, daß du den Schmerz ertragen hast!«

Erst wollte sie mir ihre Hand nicht reichen, wie ich danach griff, sondern versteckte sich angstvoll hinter ihrer Retterin. Aber durch guten Zuspruch von der Älteren reichte sie sie mir doch und ich knotete vorsichtig den Schnürsenkel auf. Der Stumpf blutete nicht mehr, aber die unteren zehn Zentimeter ihres Arms hatten nur wenig Blut erhalten und waren sehr blaß. Den blutigen Schnürsenkel nahm ich ab und erkannte das Ausmaß der unschönen Amputation: Nur ein Teil der Hand war abgetrennt worden, einige Handwurzelknochen hingen noch im Fleisch und waren so lose, daß ein Bruchstück davon von allein herausfiel. Während die Kleine eine schmerzverzerrte, aber stumme Miene zog, schaute ich mir den Stumpf von allen Seiten an und entschied auch hier, keine weiteren Operationen vorzunehmen. »Weißt du, ich bin Tischler von Beruf«, lenkte ich die Kleine ab und wickelte einen langen Mullverband endlos um den Stumpf, »Da kenne ich mich mit solchen Verletzungen ein wenig aus. Ich habe zwar noch alle Finger, aber einem Tischler kann es jeden Tag passieren, daß er ... na ja, etwas verliert. Und deshalb müssen wir genau wissen, wie wir uns

im Notfall verhalten müssen, verstehst du!?» Sie antwortete mir nicht. Doch kaum meine kleine Geschichte beendet, war die Wundversorgung auch schon abgeschlossen und ich hatte zwei verletzte, aber gut versorgte Mädchen vor mir.

»So, nach diesem Schrecken brauche ich erst einmal etwas Zucker im Blut«, beruhigte ich sie abermals und nahm mir eine Cola aus dem Automaten. Die beiden bewunderten gegenseitig ihre neuen Verbände und setzten sich dann rasch zu mir. Der Großen gab ich meine Jacke, denn sie hatte nur ein kurzärmeliges Hemd an und hier unten im Dunklen war es nicht gerade warm. Die Kleine dagegen trug bereits ihre Jacke und spielte mit meinem Feuerzeug, was ich ihr gerne gewähren ließ, da sie erst vor Kurzem die Schmerzen ertragen hatte. Auch die Ältere nahm sich eine Cola aus dem Automaten, öffnete die Flasche und ließ die Kleine davon nippen, bevor sie selber trank.

»Könnt ihr mir sagen, was hier unten geschehen ist? Seid ihr schon seit Tagen hier unten?« – Die Ältere befühlte den Stoff ihrer neuen Jacke und schloß dann den Reißverschluß.

»Ja, seit zwei oder drei Tagen sind wir hier.«

»Zum Glück habt ihr den Automaten gefunden. Wie habt ihr euch nur in der Dunkelheit ganz ohne Licht zurechtgefunden? Sogar für mich und mein Feuerzeug war es eine halbe Odyssee hier runter!«

»Na ja, um ehrlich zu sein, kommen wir aus dem Wagen da vorn.« – Sie zeigte auf den Waggon voller Leichen, aus dem ich den Verbandskasten geborgen hatte. »Dann wart ihr dabei, als der Waggon entgleist ist?«

»Ja, das stimmt. Ich fuhr gerade vom Sport nach Hause, als es plötzlich knallte und ich mit meinem Kopf irgendwo dagegenschlug. Als ich wieder aufwachte, waren da überall

Tote! Und dann sah ich die Kleine und half ihr. Ich weiß nicht, wie sie heißt, sie hat noch nicht viel gesagt. Ich habe auch eine kleine Schwester. – Wie heißt *du* eigentlich?«

(Dann waren das gar nicht Geschwister, wie ich zuerst annahm?!)

»Ich bin Ejnär. Und wie heißt du?«

»Ich bin Iniadeia«, sprach sie und gähnte. Und noch während ich über den ungewöhnlichen Namen nachdachte, schief sie an meiner Schulter ein. Auch als ich an meine andere Schulter schaute, schief die Kleine und ich nahm das offene Feuerzeug aus ihrer Hand an mich. Dann schloß auch ich die Augen.

9 Die Wahrheit

Zwischendurch mußte ich öfter aufgewacht sein, kann mich aber nicht genau daran erinnern. Hier unten war es immer gleich dunkel. Und das Licht vom Automaten, an dem ich lehnte, war immer gleich hell. Nicht wie Tag und Nacht. Deswegen kann ich auch nicht sagen, wie viele Stunden genau ich geschlafen hatte oder wieviel Uhr es war. Doch stand fest, daß es kalt geworden war.

Wie ich meine Augen aufmachte, sah ich meinen Atem als sichtbare Wolke vor mir. Mein Rücken schmerzte und ich war fast in der Lage, meine Nieren zu zählen. Allein den Mädchen schien es gut zu gehen. Wäre ihnen kalt gewesen, hätte ich sowieso nichts für sie tun können. Wie ich mir aber ihre zierlichen Körper und Gesichter auslassend betrachtete, kam mir die interessante wie berechtigte Frage in den Sinn, wieso sie überhaupt lebten. Oder sollte man sagen: Wieso

sie nicht wie die anderen tot sind?! Je länger ich darüber nachgrübelte, desto mehr bröckelte meine superpositionelle Stellung als *einzigartiger* Überlebender. Nicht daß ich mich nicht freute, auf lebende Menschen getroffen zu sein! Und natürlich war es mir völlig egal gewesen, der bislang einzige Lebende gewesen zu sein! Nun stellte sich vielmehr die Frage, *wieso* die beiden wie auch ich überlebt hatten. Was machte uns Drei besonders?

Ein wesentlicher und nicht außer acht zu lassender Unterschied bestand zwischen uns; nämlich der Aufenthaltsort, an dem wir uns befanden, als es zur thermonuklearen Position kam. Ich war an der Oberfläche und mich traf die ungemilderte Schockwelle. Ein Wunder, daß ich überhaupt lebend davongekommen bin! Die Mädchen befanden sich jedoch – wie viele Menschen mit ihnen – unterirdisch, als vermutlich aufgrund der Erschütterungen durch die Druckwelle der Zug entgleiste. Nur so kann ich es mir erklären!

Doch nun zu den Gemeinsamkeiten. Uns Dreien ist uns gleich, daß wir nichts Besonderes an uns haben, das erklären könnte, wieso wir nicht wie die anderen einfach tot umgefallen sind. Der Tod jener, die mich anfangs umgaben, wäre ja noch durch die thermonukleare Explosion und ihre Auswirkungen erklärbar. Doch wieso waren die Mädchen, die lediglich einen entgleisten Zug überstanden hatten, so plötzlich von toten Menschen umgeben, die nicht anders aussahen als jene, denen ich tagelang begegnet bin?! Die *ebenso* aussahen, als seien sie eingeschlafen, im Sturz gestorben oder wie vom Blitz getroffen umgefallen?! Mein Grübeln wurde unterbrochen, als eines der Mädchen die Augen aufmachte.

»Habt ihr euch hier unten einmal umgeschaut? Ich meine,

die Tunnel ein wenig erkundet?« flüsterte ich zu Iniadeia, um die Jüngere nicht aufzuwecken. Sie schaute mich ver-schlafen an.

»Die Tunnel? Nein, wieso? Es war so dunkel! Und der Au-tomat war das einzige Licht hier unten. Also haben wir uns Essen geholt. Wir haben uns gewundert, daß uns niemand zu Hilfe kommt, keine Feuerwehr und so. Also haben wir im Dunklen gewartet. Einen Ausgang konnten wir nicht finden und nicht suchen. Wir gehen doch bald nach oben, oder? Ich will meinen Eltern sagen, daß es mir gutgeht! Wann gehen wir nach oben?« – »Nun ...« – »Und bist *du* schon oben gewesen und hast die Feuerwehr alarmiert?«

Sie wußten gar nichts von der zerstörten Oberfläche? Sie hatten keine Ahnung davon, daß es oben nicht weniger schrecklich aussah als hier unten? Daß die Städte in Ruinen lagen und Leichen so weit das Auge reicht? – Na gut, wie konnten sie das auch wissen, wenn sie aus diesem Labyrinth hier unten nicht herausgefunden haben?! Ich komme ja von oben, ich kenne die Wirklichkeit! Aber die beiden dachten doch wirklich noch, daß es *nur* eine Entgleisung der U-Bahn gab! Daß es dort irgendwelche Rettungskräfte gäbe, die ihnen zu Hilfe kämen! Wie sage ich den beiden nur, daß ihr Leben – so wie sie es kennen – vorbei ist?

»Nun«, begann ich zauderlich, um die beiden vor einem Schock zu bewahren, »wir können nicht den Weg nehmen, den ich gekommen bin. Da ist ziemlich viel zerstört. Wir müssen uns einen anderen Ausgang suchen!«

»Hm, okay«, akzeptierte sie diese Vorgabe und ich war zufrieden. Die Wahrheit würde noch früh genug ans Licht

kommen, warum sollte ich die beiden dann nicht noch ein paar Stunden damit schonen? »Aufwachen! Heute wollen wir versuchen, von hier zu verschwinden!« wiegelte ich die Kleine sanft aus dem Schlaf und sie schaute nicht weniger müder als ihre große Beschützerin. Zumindest sie lächelte ein wenig mehr als diese.

»Ich schlage vor, wir futtern einen von den Schoko-Riegeln zum Frühstück, damit wir was im Magen haben. Wasser und etwas Süßkram nehmen wir als Proviant mit.«

»Wird das denn eine lange Reise?« fragte mich Iniadeia mißtrauisch – als würde sie etwas ahnen und meine Zurückhaltung spüren – aus. »Nein, das denke ich nicht. Aber man weiß ja nie.« – Mit diesen Worten konnte ich mich schon aus so manch brisanter Lage retten.

»So. Das hier nimmst du ...« – und die Kleine hielt ihre Jackentasche auf, während ich einige Müsli-Riegel hineinstopfte. »Und das hier?« zeigte Iniadeia auf einige der Bonbon-Tüten. »Das da? Das würde ich ja nicht mal essen, wenn ich keine Wahl hätte! Das ist genauso schlimm für die Zähne wie diese amerikanischen Frühstückskuchen oder diese französischen Karamel-Puddings; so süß, daß einem schon beim Löffel-in-den-Mund-Schieben die Zähne ausfallen wollen!« Augenblicklich zog Iniadeia ihren Finger zurück, obwohl ich es nur als Scherz gedacht hatte. »Nein, das lassen wir hier. Wir haben genug.«, und auch ich stopfte mir einige Flaschen Mineralwasser in den kleinen Rucksack. Iniadeia nahm eine weitere Flasche. Und dann machten wir uns auf den Weg.

Auch wenn ich mit dem eingestürzten Tunnel etwas übertrieben hatte, war mir klar, daß es dieser Weg nicht sein würde, der uns wieder an die Oberfläche führt. Stattdessen zeigte mir ein Blick auf die Karte, daß wir über das unterirdische Tunnelnetz zu einer anderen U-Bahn-Station gelangen könnten, durch die wir wieder nach oben gelangen würden. Nur vorsorglich wählte ich jene Richtung der Tunnel, die vom Stadtzentrum wegführte. Das war auch zufällig die gleiche Richtung, aus der der entgleiste Zug angefahren war.

Der Tunnel war erstaunlich dunkel, doch zumindest ließ es sich gut laufen. Kaum Trümmer versperrten uns den Weg. Allein die zwei Feuerzeuge gaben so wenig Licht von sich, daß man kaum drei Meter weit sehen konnte. Noch nicht einmal ein Licht schien am anderen Ende; es war wirklich so, als ginge man in gänzlichem Schwarz.

Die Karte zeigte an, daß der Tunnel ab der Stelle des entgleisten Zuges ab etwa vierhundert Meter gerade verlief und dann einen Knick nach Westen machte. Als ich meinte, diese Distanz mit meinen Schritten abgezählt zu haben, suchten wir mit ausgestreckten Händen die Wand und gingen fortan nur noch mit ständiger Handberührung zur Wand.

Um uns gegenseitig nicht zu verlieren, hielten wir uns ebenfalls an den Händen oder bei der Kleinen *der* Hand. Im Dunklen hörte ich die Mädchen schnaufen, da sie Angst hatten und sich vermutlich – obwohl ich es im düsteren Licht nicht genau sehen konnte – ständig nach Monstern im Schatten umdrehten. Ich mag nachempfinden, daß vor allem für die Kleine ein so dunkler Tunnel enorme Auswirkungen auf die Fantasie haben kann.

Aber ich spürte auch das Vertrauen, das sie mir entgegenbrachten, und sie hatten keinerlei Grund, dieses anzuzweifeln. Aus Angst vor einfach allem, das sie nicht verstanden oder in ihrem jungen Leben noch nie gesehen hatten, wichen sie mir nicht mehr von der Seite. Und auch ich genoß meinen erwachsenen Status, meine Position als Führer, Wissenden und Erfahrenen. Wen auch sonst hätten sie für diese Aufgabe auswählen sollen? Allein hätten die beiden doch niemals nach dem Ausgang suchen können oder wollen! Vor allem nicht, da sie kein transportables Licht dabei hatten.

Nach einer halben Stunde Weg wurde das Schnaufen der Kleinen, die ganz hinten lief, so laut, daß ich kurz anhielt und ihr anbot, sie bei mir zu tragen. Nahezu im selben Augenblick stürmte sie zu mir nach vorne, sprang eifrig an mir hoch und klammerte sich wie ein Affenjunge an mir fest. Ein wortloser Blick zu Iniadeia zeigte mir, daß es das Richtige war, sie zu mir zu nehmen.

Ich und Iniadeia wechselten uns mit dem Feuerzeug ab, da es bei längerer Benutzung heiß wurde und außerdem ein Licht ausreichte. Iniadeia faßte anstatt meiner Hand nun mein Hemd, da ich mit dem einen Arm die Kleine hielt und mit dem anderen leuchtete. Dann wechselten wir und Iniadeia ging mit dem Licht voran.

Nach weiteren zwanzig Minuten fragte ich mich, wieso wir noch nicht an der nächsten Bahnstation angekommen waren und ratlos betrachtete ich die Karte aufs neue. In gemeinsamer Übereinstimmung aller Anwesenden mußten wir die nächste Station schon erreicht haben, obwohl in völliger Finsternis Entfernungen nicht eingeschätzt werden können. Doch dort wo wir standen, erspähte ich in rund zehn Metern Entfernung eine Tür, die von den Gleisen

wegzuführen schien, vielleicht eine Tür für Techniker und Wartungsarbeiter! Aber ebensowenig wie die Tür auf den Plänen verzeichnet war, ebensowenig war sie bereit, uns Einlaß zu gewähren. Also gingen wir weiter.

Schritte in absoluter Lautlosigkeit können furchtbar erdrückend sein. Man stelle sich einen Ort vor, der nicht das geringste Geräusch enthält. Als hätte man Wachs in den Ohren und schließe die Augen. Oder, als wenn man taucht und ebenfalls nichts hört. Doch in unserem Fall noch nicht einmal die Dumpfheit, die unter Wasser Tauchende hin und wieder wahrnehmen.

Wie ruhig es war, konnten wir daran sehen, daß wir unseren Herzschlag hörten, wenn wir stehenblieben! Und es war kein entspanntes Herzklopfen! Auch ich bekam langsam Angst – jedoch nicht aus Achtung vor der Einsamkeit, an die ich mich mittlerweile gewohnt hatte, und von der ich mich dank meiner Mitstreiter nun wieder entwöhnen mußte. Nein, ich hatte Angst, den beiden eine Hoffnung versprochen zu haben, die ich nicht halten könnte, weil ich nicht wüßte, wohin uns der Weg führte. Laut der Karte und meiner Orientierungskennntnis sollten wie die Bahnstation schon vor wenigstens achthundert Metern erreicht haben, doch sie war nicht dort.

Vielleicht war die Station so klein, daß wir sie übersahen? Immerhin schien uns das Feuerzeug nur drei Meter in alle Richtungen, danach war es wieder so dunkel wie es nur dunkel sein kann. Als Test wies ich Iniadeia an, mit ihrem Feuerzeug auf der anderen Seite der Gleise, an der anderen Wand, zu laufen. So könnten wir ausschließen, aus Versehen an der völlig unbeleuchteten Station vorbeizulaufen, bloß, weil wir auf der falschen Seite gingen! Dabei waren wir

ja nur etwa zehn Meter voneinander entfernt, doch wirkte das Bißchen Dunkelheit zwischen unseren beiden Lichtkegeln so unendlich weit, daß ich es nicht lange aushielt und wieder zu ihr kam. Fortan blieben wir beieinander.

Und dann endlich – wie ein großartiges Geschenk der Freude erschien es uns – kamen wir an. Die Station hieß *Armengasse* und war in der Tat nur etwa halb so groß wie die Station, von der wir gestartet waren. Doch noch viel erstaunlicher war, daß wir eine ganze Station verpaßt hatten, an der wir in der Dunkelheit einfach vorbeigelaufen waren! (Ich denke das vermittelt einen Eindruck der Form der uns umgebenden Finsternis!) »Umso besser!« dachte ich bei mir – in Gedanken daran, weiter vom Stadtzentrum weggekommen zu sein.

Nun, wie dem auch sey, kletterten wir über eine Treppe aus dem Gleisbett auf den Bahnsteig und sahen uns mit unseren Lichtern um. Weiterhin kein Geräusch, kein Licht. Nur die Feuerzeuge in unseren Händen, von denen wir jeden Moment ein Versagen befürchteten. Und was dann? Wie sollten wir in totaler Nacht einen Ausweg finden? Mit bloßem Entlangtasten an den Wänden etwa?

»Habt keine Angst. Bleibt einfach in meiner Nähe! Siehst du da drüben etwas, Iniadeia?«

»Nein, hier ist nichts«, rief sie mir aus einer uneinsehbaren Ecke zu und es schallte aufgrund der Lautlosigkeit recht laut in meinen Ohren. Im Grunde unterschied sich diese Station nicht wesentlich von der anderen, nur daß der baugleiche Automat hier keinen Strom hatte. Zwei Bänke, ein

nicht funktionierender Ticket-Automat, sonst nichts. Nicht einmal Leichen.

Die Kleine trank etwas, nachdem ich sie abgesetzt hatte. Und obwohl ich mich selbst etwas umschaute, ließ ich die Kleine nie aus den Augen. Und keine Sekunde ließ sie meine Hose los.

Dafür fand ich etwas Interessantes, und zwar ein Fahrrad, das in einem Fahrrad-Halter stand. Soweit nichts Besonderes, doch hatte es eine dieser Fahrrad-Taschenlampen am Lenker montiert und ich fragte mich, ob ...

»Das hier sieht verschüttet aus!« rief mir Iniadeia plötzlich zu und ich eilte mit der Kleinen hinzu. Im Schein des Feuerzeugs war nichts Sicheres erkennbar, also schaltete ich die abgeklemmte Fahrrad-Taschenlampe ein, wohlge-merkt nicht erwartend, daß sie tatsächlich funktionieren würde. Doch sie tat es! Sie war in Betrieb und warf ein weites helles Licht vor uns! So hell, daß wir alle die Augen etwas zusammenkniffen und ein paar Sekunden nicht auf die bestrahlten Flächen blicken konnten. Dabei fiel mir ein, daß scheinbar doch nicht sämtliche Technik mit Elektrizität außer Betrieb geraten war! Anfangs dachte ich ja an den gefürchteten EMP-Impuls, einer Nebenerscheinung von atomaren Waffen, der sämtliche Elektronik in einem gewissen Umkreis deaktiviert. Daß der Snack-Automat in der anderen Station und das Fahrradlicht hier noch funktionierte, zeigte mir, daß der EMP vermutlich nicht bis diese unterirdischen Gewölbe vorgedrungen war.

Trotzdem hatte Iniadeia recht: Der gesamte Eingang oder vielmehr Ausgang der U-Bahn war vollkommen verschüttet, als sey der Zugangsweg auf Hundert Meter komplett eingestürzt, als sey die Decke abgerutscht. Bei der anderen

U-Bahn-Station hatte ich übertrieben, doch hier war es wahr. Hier gab es keinen Ausgang für uns.

Stattdessen leuchtete ich etwas herum, nun da ich ein ungleich stärkeres Licht in meinen Händen hielt und zufrieden das Feuerzeug einstecken konnte. Das weite Licht zeigte aber auch nichts anderes, als wir uns in unserer Fantasie schon ausmalen konnten: ein verlassener Bahnsteig, die Gleise davor, Werbung überall, kein Strom, keine Leichen, Trümmer und umgeworfene Mülleimer. Eine graue Staubschicht auf dem Boden.

»Und wenn wir es nochmal an der Tür probieren?« schlug Iniadeia enthusiastisch vor. »An der Wartungstür da hinten? Hm, ich glaube, uns bleibt gar keine andere Wahl! Was meinst du dazu?« sah ich der Kleinen ins Gesicht und sie nickte stumm mit dem Kopf. Ein wahrlich entzückendes Bild, auch im Angesicht unserer verzweifelten Situation. Obwohl uns ja nicht wirklich eine Gefahr drohte! Verhungern würden wir nicht, auch nicht an irgendwas sterben. (Wenn nicht auf die Weise wie die anderen, woran dann?!) Nur verlaufen konnten wir uns noch.

Und natürlich entsprach unser Treiben auch gänzlich den Gesetzen der Wirklichkeit! Denn hier gab es keine akute Gefahr, wie sie der abenteuerlustige Leser vielleicht erhofft hatte: In viel zu vielen Endzeit-Filmen, bei denen die Menschheit durch einen Atomkrieg, eine überlegende und autonome technische Intelligenz, einen Asteroideneinschlag, eine sonstige Naturkatastrophe oder – besonders beliebt – durch ein Virus ausgelöscht wird, besteht für die Überlebenden eine permanente Gefahr, gegen die die Akteure antreten werden und – nicht anders zu erwarten – am Ende obsiegen werden. Nur übertreiben die meisten Regisseure mit dem

eigentlich Spielzeug, das einen Film erst sehenswert macht und dazu führt, sich in die Schauspieler intensiver hineinzuversetzen – die Realitätsnähe! Wie wahrscheinlich ist es beispielsweise schon, daß das gleiche Virus, das die Menschheit tötet, die Toten wieder zum Leben erhebt und sie zu geistlosen Zombies macht?! Sogar für mich als einfachen Tischler ist das eine unhaltbare Spinnerei.

Nein, die unsere Gegenwart entsprach der Wirklichkeit, der Natürlichkeit. Für uns war kein *Happy-End* abzusehen, die Geschichte ist bereits geschrieben. Die Toten, denen ich begegnet sind, werden nicht wieder aufstehen. Und es gibt auch nichts Greifbares, gegen das ich kämpfen könnte, um all das rückgängig zu machen! Sollte es wirklich so sein, daß nahezu alle lebenden Menschen verendet sind, dann war's das auch für die Menschheit. Nur in Anbetracht der Tatsache, hier unten in der Dunkelheit noch zwei Lebende gefunden zu haben, läßt mich auf eventuell mehr Überlebende hoffen; vielleicht sogar Cadaida? Nur wo soll ich sie suchen?

Mit dem neuen Scheinwerfer ausgerüstet brauchten wir diesmal nur ein paar Minuten, um die Tür wiederzufinden. Auch der Tunnel wirkte sehr viel ungefährlicher und einladender, nun da man jedes Detail sah und damit erst erkannte, sich vor nichts fürchten zu müssen.

An der rostigen Tür angekommen, hielt Iniadeia die Lampe und leuchtete mir den Weg, während ich mich vor der Tür aufstellte: »Dann will ich es also noch einmal versuchen!« rief ich den beiden zu und trat mit aller Gewalt gegen die Tür. Die bewegte sich jedoch keinen Millimeter. Mehrfach trat ich dagegen, fluchte und rammte mit der Schulter. Aber nichts schien zu helfen.

Einen Moment verschnaufte ich, dann sah ich eher zufällig, daß ich die Türklinke irgendwie verbogen hatte. Und wie ich daran rüttelte, schien auch das Schloß nicht mehr allzu fest verankert zu sein. Diese Beobachtung gab meinem Körper neue Energie und ich rammte erneut dagegen, so sehr ich konnte. Und nun sprang sie auf und ich fiel durch den Ruck zu Boden.

Daß es nur ein kleiner Raum gewesen war, konnte ich auch ohne direkte Beleuchtung sehen. Als dann Iniadeia genauer ausleuchtete, war dem auch so. Eifrig sahen sich nun alle um und versuchten festzustellen, welchem genauen Zweck dieser Raum diene, und ob es einen Fluchtweg gäbe. Durch die Winzigkeit des Zimmers dauerte es kaum ein paar Sekunden, da entdeckten wir eine zweite Tür im Raum. Sie bedeutete uns große Hoffnung, also klinkten wir sofort daran; sie war unverschlossen.

Trotz der Vorfreude und Aufregung stürmten die Mädchen nicht sofort in den nachfolgenden Flur, sondern hielten sich brav in meiner Nähe auf. Mittlerweile, obwohl wir uns erst wenige Stunden kannten, waren wir eng miteinander verbunden worden; als würden wir uns ein Leben lang kennen. Und ich selbst gab auch nie viel um den adoptiven Status einer Person. Denn wie beim Militär definiert sich die Familie oder die Kameradschaft nicht durch gleiches Blut, sondern durch Liebe und Vertrauen sowie gemeinsame Erlebnisse.

Der Raum maß etwa fünf mal fünf Meter und enthielt neben einem kleinen Tisch an der Wand Umkleideschränke und eine Werkbank. Leitungsrohre, verschieden ummantelt und isoliert, bedeckten als Geflecht die Decke, weitere vertikale Rohe zierten die Wände. Für mich sah das wie ein

typischer Arbeiter- oder Pausenraum aus, unter anderem an herumliegenden Essensresten und leeren Getränkeflaschen erkennbar. Sogar eine dreckige Arbeiterhose und schmutzige Lappen, Ölfaschen, eine Sonnenbrille, Schraubenzieher und eine Säge lagen dort herum.

Etwas auf der Werkbank erregte meine Aufmerksamkeit: Da lagen zwei Handsprechfunkgeräte, denen ich erst großen Wert für unsere Sache zusprach. Doch der zerfiel augenblicklich, als ich das danebenliegende Funkgerät mit einer einen Meter langen Antenne erkannte. Walkie-Talkies wären uns nur nützlich, wenn wir uns auf kurze Distanz verlieren sollten, und wer wüßte schon, ob die modernen Geräte den EMP-Impuls überstanden hätten? Das große CB-Funkgerät daneben allerdings war auf eine Autobatterie montiert und mit einfacher Kabelei verbunden worden. An dem Gestell war zudem ein Tragegurt angebracht, der das Ganze transportabel werden ließ. Die Antenne selbst war im guten Zustand und würde bei einer erhöhten Position sicherlich auf mehrere Zehner Kilometer den Funkverkehr empfangen können! Ein bauähnliches Modell eines so großen transportablen CB-Funkgeräts lag in Einzelteile zerlegt daneben.

Iniadeia und die Kleine verstanden erst nicht, was uns das nützen sollte, da wir ja – ihrer Meinung nach – nur durch die angrenzenden Flure laufen müßten und schon an der Oberfläche seien. Doch ich sagte ihnen nichts und steckte die zwei kleinen *Walkie-Talkies* in meine Tasche, ohne sie vorher auf ihre Funktionalität zu testen. Das große Gerät hängte ich mir um meine Schulter und ging mit der Lampe in der Hand in den angrenzenden Flur voran.

Auch in dem engen Flur gab es kein Licht, jedenfalls funktionierte keiner der Lichtschalter. Weitere Türen sahen

wir nicht, während wir uns vorsichtig und aufmerksam voranbewegten. Doch am Ende des rund 20 m langen Flures gab es eine Treppe. Um genau zu sein, war es eine Art Treppenhaus, das weitere Etagen nach oben führte; unser Flur bildete das unterste Geschoß.

Das Treppengeländer berührend, schaute Iniadeia zwischen den Stiegen nach oben und leuchtete auch in diese Richtung. Auch die Kleine, deren Namen ich aus Verschwiegenheit bis jetzt immer noch nicht kannte, interessierte sich dafür und schaute ebenfalls.

»Hallo?! Ist da jemand? Hallo?! Wir sind hier unten!« schrie Iniadeia überraschend, so laut sie konnte. Doch nur ihr eigenes, viel zu schnell verstummendes Echo antwortete ihr aus der Dunkelheit. Und genauso schnell bemerkte sie mein Abwarten, meine unbeteiligende Haltung. So, als hätte ich jede Hoffnung schon aufgegeben; so, als wüßte ich irgendein Detail mehr als sie.

Iniadeia wollte mit der Kleinen die Treppe hinaufrennen, doch ich blieb stehen. Es war der Moment gekommen, sie über die Geschehnisse an der Oberfläche aufzuklären.

Iniadeia blieb augenblicklich stehen, wie sie mein verkrampftes Erstarren bemerkt hatte, und war doch nur ein paar wenige Stufen weit gekommen. Nun schaute sie mich mit einem mißtrauischen, durchdringenden und Antwortfordernden Blick an. »Irgendwas stimmt doch nicht! Schon eine Weile ist mir so. Du weißt doch was!« – Ich schwieg. »Ich bin doch kein Idiot und kein Kind mehr! Sag mir, was los ist!« forderte sie mit fester Stimme. Und mir war gleichermaßen unwohl bei dem Gedanken, den beiden die bittere Wahrheit aufzulegen zu müssen.

»Es wird *anders* sein, als ihr erwarten werdet«, stammel-

te ich mit gesenkter und gepeinigter Stimme hervor. »Ich wünschte, es wäre anders. Ich wünschte, es wäre nur ein Unfall mit der Bahn gewesen, und mehr nicht. Aber dem ist nicht so.«

»Und was soll das heißen? Was ist sonst los?« quälte sie mich mit erschrockener Miene. Ich verbarg nicht gerade professionell, daß mich das an der Oberfläche mehr ängstigte als die Gegebenheiten hier unten in diesem Tunnelnetz. Immerhin war ich ja hier heruntergeflohen, um der Oberfläche zu entkommen! »Nun sag schon!«

»Also gut«, atmete ich durch, »Ich hoffe, es wird euch nicht zu sehr schocken.« – »Was denn nun?« entgegnete sie mir stürmisch, ungehalten und zunehmend verärgert, in der Ahnung, sie würde gleich mit etwas so Lächerlichen oder Unglaublichen konfrontiert werden, daß sie es im Inneren nur ablehnen könne.

»Da oben werdet ihr nichts mehr wiedererkennen. Eine atomare Explosion hat meine Stadt zerstört und auch in Geffeln nicht weniger Schaden angerichtet. Ich befürchte, wir erlebten den Anfang und auch das Ende eines Atom-Krieges! Kein Krieg ist so kurzlebig wie ein Atomkrieg: Der Anfang eines solchen ist gleichbedeutend mit seinem Ende. Hinzu kommt, daß an der Oberfläche, in jeder Straße und auf jedem Platz genauso die Toten herumliegen, wie hier unten. Und zwar überall.« – Und ich blickte in ein entsetztes Gesicht mit offenem Mund und erhobenen Augenbrauen. Der Gesichtsausdruck der Kleinen war dagegen neutral, wohl deshalb, weil sie nur die Hälfte verstanden hatte.

Nach einer Weile wurden sie wieder klar im Kopf und interpretierten ihre Wahrnehmung: Ich war ein Lügner! Sie sagten es mir freilich nicht ins Gesicht, aber es war deutlich

ihrer Augenstellung und folgenden Haltung mit gegenüber zu entnehmen. Für eine Weile, während wir unseren Weg zur Oberfläche fortsetzten, verlor ich jeden Respekt vor ihnen und sie ignorierten mich größtenteils. Ich versuchte aber auch nicht dagegen anzukämpfen, da ich mir der Tatsache bewußt war, den Respekt zurückzuerhalten, sobald sie zwangsläufig die Zerstörungen an der Oberfläche mit eigenen Augen sehen würden.

Trotz dieser Gewißheit war es hart für mich, das mühsam erworbene Vertrauen mit einem Mal wieder verloren zu haben. Aber gab es in der Menschheitsgeschichte nicht genügend Beispiele, bei denen das Ansehen eines Menschen durch die Worte eines anderen mit einem Mal vernichtet worden ist? Da Iniadeia und die Kleine fast noch Kinder sind, mag ich ihnen ihr rasches Urteil über mich verzeihen.

Verschwiegen, als hätten wir uns gestritten, gingen wir Drei weiter die Treppe hinauf. Iniadeia leuchtete noch immer vorne weg, während ich das Funkgerät trug. Die Kleine hielt sich nun näher bei Iniadeia als bei mir.

Die Treppe führte drei Windungen aufwärts, ehe wir eine Tür erreichten. Die einzige Tür wohlgemerkt; doch sie war nicht verschlossen. Daran schloß sich abermals ein etwas breiterer Flur an, der wohl nicht nur von Wartungspersonal, sondern auch Büroangestellten betreten wurde. Jedenfalls standen ein paar Pflanzkübel herum und es grenzten Büros an. Sie alle waren verlassen. Iniadeia hatte jedoch mittlerweile ihren eigenen Willen entwickelt und rief dennoch in jedes Büro hinein und nach Hilfe. Ich jedoch blieb

mit einem fast überlegenen, schelmischen Grinsen zurück, da ich um das Geschehene wußte. Langsam mußte es auch Iniadeia komisch vorgekommen sein, daß niemand auf ihre Rufe antwortete. Sie bewahrte sich aber noch ein klein wenig die Hoffnung, daß hier nur zufällig niemand sey, da beispielsweise die Katastrophe in der U-Bahn alle an die Oberfläche getrieben hätte.

Schließlich stießen wir an ein Hindernis. Eine Feuerschutztür hatte sich geschlossen und sperrte uns den Flur ab, durch den wir gingen. Wir selbst mußten uns immer noch unterhalb der Erdoberfläche befunden haben, da die beschriebenen Büros weder Fenster noch weitere Türen besaßen. Durch eine kleine Scheibe in der Feuerschutztür war zu erkennen, daß die Flügel der Feuerschutztür im Grunde nicht durch ein geschlossenes Schloß zusammengehalten wurden, sondern scheinbar mechanisch durch Trümmerstücke blockiert worden sind. Jedenfalls sah es von unserer Seite so aus, als wäre der Rahmen der Flügel verzogen, was ich wahrscheinlich aufstemmen konnte. Allerdings nur, wenn jemand auf die andere Seite gelänge und die Trümmer wegschieben würde. Doch wie sollte das angestellt werden, wenn die Blockade auf der anderen Seite liegt und es keine Möglichkeit gibt hindurchzugreifen?

Ich schaute durch das Fenster des linken Flügels und rüttelte gleichzeitig an der Tür. Iniadeia schaute hingegen sehr gelassen durch das rechte Fenster, schaute sich alles auf der anderen Seite Liegende an, ging dann einen Schritt zurück und schließlich in eines der Büros. Verwundert folgte ich ihr und beobachtete ihr Treiben: Sie stand nun im nächstgelegenen Büro und starrte an die Decke. Genauer gesagt auf die Lüftungsschächte.

»Du könntest es schaffen!« sprach ich ihr den Mut zu, der ihr noch fehlte.

»Nein, das ist eine blöde Idee!« – Wieder lief sie zurück zur Feuerschutztür und rief laut um Hilfe. Sie hatte noch nicht akzeptieren wollen, daß es da niemanden gäbe, der ihr zu Hilfe käme.

»Iniadeia? Ich ... «

»Ja, ich weiß schon.« blockte sie mich aufgeregt und mit erhöhtem Tonfall ab: »Du willst mir sagen, daß da draußen alle tot sind. (Wie soll ich das nur je glauben können?) Aber selbst wenn da draußen noch alle leben, ist trotzdem niemand *hier*, der uns die Tür aufmacht! Also müssen wir uns selbst helfen!«

»Ich habe den Schacht gesehen. Meinst du, du könntest da durchkriechen und auf der anderen Seite wieder in einem Büro rauskommen?«

»Ich weiß nicht ... «, zögerte sie. »Ich selbst bin zu schwer dazu! Unter meinem Gewicht bricht der Schacht zusammen, ehe ich drüben ankomme!«

Mit einem Stöhnen ging sie wieder in das nächste Büro und ließ sich ermattet in einen Büro-Sessel fallen. Die Kleine kam sogleich herangelaufen, sprang ihr in den Schoß und umarmte sie stumm. Mir war bewußt, daß sie diese Entscheidung hätte alleine treffen müssen; drängen wollte ich sie nicht. Meine Sorgen waren jedoch unbegründet, sowie sie mir in die Augen schaute, stumm musterte und dann aufstand: »Hilfst du mir mal?« bereitete sie sich vor, den Lüftungsschacht zu erreichen und stieg auf den vor ihr liegenden Tisch. Auch ich stieg nun herauf, trat den Computer-Bildschirm herunter, um Platz zu haben, und hob sie über meine Schultern zur Klappe, die einen Einlaß

in den Lüftungsschacht zuließ.

Noch als sie auf meiner Schulter saß, fummelte sie mit ihren Händen an der Versiegelung der Klappe herum, bekam sie aber nicht lose. Ich sah mich nach einem Werkzeug um und fragte mich, was in den Schubladen der Tische enthalten sey. »Machst du mir bitte einmal die Schublade dort auf, und dann diese dort?« wies ich die Kleine an, während ich Iniadeia ausbalancierte. Sie ging selbstsicher auf die Schubladen zu und zog gleich alle auf. Fast hätte ich es übersehen, aber da blitzte mir die Spitze eines Brieföffners entgegen, der unter einigen Blättern lag. »Reich mir doch bitte das metallische Ding, und sey bitte vorsichtig, wenn du das tust!«

Voller Respekt und wie eine Flasche Gift faßte die Kleine den Brieföffner mit zwei Finger an, kam dann zu mir und hielt ihn mir hoch. Ich nahm ihn entgegen und reichte ihn Iniadeia weiter, die damit das Gitter erfolgreich aufstemmen konnte, aber unvorsichtigerweise das aufspringende Gitter gegen ihren Schädel schlagen ließ, sodaß ihr auch noch der Brieföffner aus der Hand fiel.

»Alles in Ordnung?« rief ich ihr zu, die sich gerade den Kopf rieb und den Verband wieder geraderückte. »Ausgerechnet der Schädel!« fluchte sie, kletterte aber sofort weiter und ohne Zögern in den schmutzigen Schacht hinein.

Vom Tisch heruntergesprungen, verfolgten ich und die Kleine voller Spannung die sich langsam auf die Wand zubewegenden Geräusche im Schacht. Wie wir sie nicht mehr hören konnten, gingen wir zur Feuertür zurück und ich versuchte etwas durch die Scheibe zu erkennen. »Das wäre ohne deine Hilfe nicht möglich gewesen!« flüsterte ich mit einem Lächeln der Kleinen herunter, die mich ebenfalls dar-

aufhin anlächelte. Dann warteten wir auf ein Lebenszeichen unserer gemeinsamen Freundin.

Etwa eine Minute verging, dann krachte es laut. Ich deutete das in der Form, daß Iniadeia den Schacht wieder verlassen hatte. Nun mußte sich auch jeden Moment die Bürotür öffnen, die ich durch das Fenster der Feuertür erkennen konnte. Die Kleine zu meinen Füßen, sich mit einer Hand an meiner Hose festhaltend und auf die sich öffnende Feuerschutztür wartend, schien ebenso ungehalten wie ich.

Und dann endlich bewegte sich die beige Bürotür gegenüber der Feuerschutztür einen Spalt, anschließend kam Iniadeia hervor. Daß sie etwas schmutzig geworden war, konnte ich bereits jetzt sehen. Aber es ging ihr gut, was mich sehr beruhigte. Selbst ihr Kopfverband saß noch an Ort und Stelle.

Ohne sich weiter umzusehen, ging sie zielstrebig auf uns zu und stand nun hinter der Tür. Wir beide sahen uns durch das Fenster an und ich merkte, daß sie noch etwas verärgert auf mich war. »Gleich ist es soweit! Sie ist schon hinter der Tür!« sagte ich zu der Kleinen herab.

Iniadeia begann an der Tür zu rütteln und an etwas, das ich von meiner Seite gar nicht sehen konnte. Es war wohl doch nicht nur der verzogene Rahmen, der die Türfunktionen behinderte. Mit einem mühsamen Rucken riß sie etwas zur Seite und tatsächlich – die Tür bewegte sich ein wenig. »Kannst du nochmal dagegentreten?!« rief sie mir durch den entstandenen Spalt zu und ich bestätigte: »Geh aber etwas zur Seite!«

Ebenso nahm ich die Kleine und stellte sie ein paar Meter von der Tür entfernt in den Flur. Nachdem ich mein Funkgerät abgelegt hatte, nahm ich Anlauf und rammte mit

meiner Schulter gegen die Türflügel. Sie gaben kaum noch nach und sprangen so schnell auf, daß ich auch dieses Mal das Gleichgewicht verlor und auf dem Boden landete. Aber Hauptsache die Tür hatte sich geöffnet. Iniadeia nahm die Kleine an der Hand und wir gingen zu Dritt weiter.

Der Umstand, daß ich durch die Türfenster die gegenüberliegende Bürotür sah, ist durch ein schimmerndes Licht begründet gewesen, dessen Quelle ich erst nicht einsehen konnte. Immerhin erzeugte nichts anderes außer diesem kleinen Licht und unserer Taschenlampe eine geringe Helligkeit; alles andere lag immer noch im gänzlich Dunklem! Nun, da die Tür offen war, ging ich aber meiner Neugierde nach und fixierte rasch ein winziges grünes Lämpchen, das ein Notausgang-Schild aufhellte. Das Licht schien nicht in voller Stärke zu laufen, war aber immerhin in Betrieb. Das zeigte mir wieder einmal, daß zwar die Hauptstromkreise unterbrochen worden waren, es aber trotzdem noch einige Lämpchen und andere Elektronik gab, die das überstanden hatten.

Mit der ersten betrachteten Sekunde erfüllte sich meine Erwartung eines einheitlichen Flures auf der anderen Seite der Tür, der jenem unserer Herkunft in jeder Weise ähnelte. Die Anzahl der Büroräume mag nicht gleich gewesen sein, jedoch die Ausstattung des Flures, die Türbögen, die Tapeten, die Einrichtung der Büros. Mit einem einheitlichen Starren visierten wir das Flucht-Weg-Logo über dieser einen Tür an, woher auch das kaputte grünliche Licht uns lockte. Ein Fluchtweg? Dann müßte es ja über diesen – sofern wir ihm folgen – bald schon ins Freie gehen?!

Iniadeia ging wie so oft mit der Taschenlampe mutig voran, wohl durch die Hoffnung gestärkt, mich nun bald los

zu sein und sich in die Arme ihrer Eltern fallenlassen zu können. Allein ich wußte, daß dies nicht geschehen und sie stattdessen eine grausame Wahrheit erwarten würde. Welcher Psychologe mit seiner wissenschaftlichen oder Schriftsteller mit seiner abstrakten Fantasie könnte sich jemals ausmalen, wie es auf ein verwöhntes ungebrochenes Leben wirken wird, wenn ihm mit einem Mal alles genommen würde? Welche unheilbare oder doch heilbare Wunde wäre damit in die Seele eines Kindes gerissen? Wäre es für ein junges, entbehrtes Leben leichter, sich damit abzufinden oder läge der Willen der Akzeptanz doch eher auf Seiten einer erfahrenen, erwartenden Persönlichkeit? Hätte eine solche dann trotzdem noch die Kraft, seine Mitmenschen aufzubauen und ihnen Mut zuzusprechen? Bin ich eine solche Persönlichkeit?

10 Zum Besinnen

Hinter der Fluchttür folgte eine lange Treppe mit eng gesteckten Stufen. Aber es wurde heller; von irgendwo her drang an das obere Ende der Treppe ein Lichtstrahl. Mit schnelleren Schritten folgten wir dem Licht und erkannten zunehmend mehr Details – das Treppengeländer, die Höhe der Stufen, das Ende der Treppe. Und irgendwann war es soweit, daß wir das Licht der Fahrradlampe nicht mehr benötigten. Noch stürmischer drangen Iniadeia und die Kleine vorwärts, doch hielt ich mich zurück. Natürlich nie zu weit, um zu vermeiden sie aus den Augen zu verlieren und notfalls davon abhalten zu können, auf die Straße zu rennen. Denn noch immer – und ganz besonders nach

dem Ereignis, das mich erst in die U-Bahn getrieben hatte – konnte ich nicht einschätzen, wie gefährlich das Wandeln an der Oberfläche wäre. Wenn ich den beiden Mädchen durch einen Zufall gar nicht erst begegnet wäre, hätte ich mich vermutlich eine Zeitlang dort unten aufgehalten.

Erst glaubte ich, uns in einer Lagerhalle wiederzufinden. Da standen überall Kartons aus brauner Pappe herum, unterschiedlich beschriftet. Als wir aber inmitten eines Raumes standen, an dem an einer Theke Postkarten und in einer anderen Ecke verschiedenwertige Briefmarken verkauft wurden; als ich die Paketwaage und das Logo der lokalen Post sah, wußte ich wo wir waren.

Iniadeia und die namenlose und stumme Kleine sind in diesem Moment nicht auf die Straße gerannt. Sie blieben stehen vor einer Reihe Fenster, durch die beide genauestens die Straße außerhalb und den Zustand der Gebäude sehen konnten. Es muß für die Armen so gewesen sein, als laufen sie innerhalb eines Schiffes ans Deck und sehen plötzlich den Ozean, in diesem Fall etwas gänzlich Unerwartetes, vor sich. Etwas, das auf keinen Fall stimmen kann, ihnen ihre Augen aber vorbestimmen. Dieses Aufkommen absoluter Hilflosigkeit erinnerte daran, in einem fremden Land zu sein und niemand verstünde die eigene Sprache, die man zu sprechen fähig ist. Aber man war im eigenen Land!

Ich näherte mich ihnen höchst vorsichtig, denn sie brauchten jetzt mich und niemand anderes. Regungslos und mit leicht geöffneten Münder, die Augen trocken und traurig zu gleicher Zeit, schauten sie sich die zerstörte Innenstadt an. Tatsächlich war an dieser Straßenkreuzung von Geffeln der Grad der Zerstörung wieder sehr viel höher als noch an der Stelle, wo ich in die U-Bahn eingetreten war: Häuserrui-

nen, teilweise gänzlich abgedeckt und mit zertrümmerter und verbrannter Fassade, Trümmerhaufen wohin man sah und nun auch wieder Leichen. Zwar von einer aschgrauen Staubschicht bedeckt und damit weniger auffällig, aber doch sichtbar!

»Der Grund, warum ich überhaupt das U-Bahn-Netz betreten habe«, begann ich flüsternd und mit lauter werdender aber ruhiger Stimme: »war die Aussicht, den Evakuierungspunkt zu erreichen, der in der Innenstadt überall ausgewiesen war. Aber ich fand ihn nicht.«

Ebenso langsam wie ich sprach, drehte sich Iniadeia zu mir um und entgegnete mir mit einer entsetzten Miene, einer gänzlichen Entartung ihrer Wesentlichkeit, gar nichts. Ihr offener Mund schien des Schließens blockiert zu sein, arbeitete autonom gegen ihren Willen, als habe er selbst *gesehen*, wie sich die Welt in Wirklichkeit geändert hat.

Der erste Buchstabe von »Du brauchst nichts zu sagen. Ich verzeihe dir.« lag mir auf der Zunge, und doch brachte ich ihn nicht hervor. Trotzdem hatte Iniadeia die beiden Sätze gehört und folgte nun ihrem Instinkt: Erst ging sie auf mich zu, dann umarmte sie mich. Das tat auch mir gut, da ich nicht mehr in ihr Angst verzerrtes Gesicht schauen mußte. Das Hemd an meiner Brust fühlte sich die Minuten, die wir so verharnten, feucht an. Und erst jetzt, da wir uns wieder vereint wußten, stärkte sich unsere Bindung intensiver als je zuvor.

Es muß später Nachmittag gewesen sein, jedenfalls neigte sich die Sonnenbahn ihrem Ende zu. Nur noch etwa für eine

halbe Stunde würden wir Licht haben. So entschieden wir, unseren Weg erst am nächsten Tag fortzusetzen.

»Was sollen wir nun tun?« jammerte Iniadeia mitleidig beim gemeinsamen Abendessen von Schokoriegeln. Und ich konnte ihr nur eine Antwort geben. »Nun, da unser erstes Ziel es war, die U-Bahn zu verlassen, müssen wir uns mit dem abfinden, das wir sehen. Stelle dir unseren zukünftigen gemeinsamen Weg wie das Gedankenspiel eines Schriftstellers vor: Auch dieser wird kaum wissen, wie seine Geschichte endet, zumeist weiß er nur, wie sie beginnt. Kein mir vorstellbarer Schriftsteller wird seine Geschichte von Anfang bis Ende bis ins kleinste Detail kennen! Stattdessen sieht er einen groben Ablauf vor sich, niemals ist das nächste Geschehnis sicher oder wie es dazu kommt! So kann auch ich dir unmöglich sagen, wie wir unser Leben von nun an verbringen werden. Wichtig ist, daß wir die kleinen Ziele erfüllen, die vor uns liegen«, philosophierte ich ausschweifend.

»Zum Beispiel?«

»Damit meine ich zum Beispiel die Kleine. Sieh sie dir an, wie sie sich im Schlaf vor Schmerzen windet! Sie träumt regelrecht von ihrer Hand! Und deshalb müssen wir uns morgen als erstes eine Art Krankenhaus suchen, wo wir neues Verbandsmaterial und vielleicht eine Ampulle Morphium finden. Und wenn ich mich nicht irre, müßte auch dein Kopfverband wieder gewechselt werden. Wir machen einfach alles Schritt für Schritt.«

»Hm«, bestätigte sie müde. Ich sah ihr förmlich an, daß sie jeden Moment ihre Augen schließen und einschlafen würde. Aus diesem Grund verzichtete ich auch darauf, sie mit weiteren Fragen zu belästigen, etwa ob sie wüßte, wo sich

hier das nächste Krankenhaus befände. Und dann schlief sie mit verschränkten Armen an der Wand lehnend so ein, daß es so aussah, als würde sie auf den Bus warten – nur mit geschlossenen Augen.

Und auch für mich war es eine im Vergleich mit anderen Nächten sehr entspannende Nacht; nicht nur deshalb, weil wir diesmal die sanitären Einrichtungen der Post-Station nutzen konnten. Auch etwas kaltes Wasser war noch in den Vorrattanks, sodaß es wenigstens zum oberflächlichen Waschen gereicht hat. Aber die Kälte war so eine Sache, die mich in die Knie zwang: mindestens doppelt so kühl wie bei meiner Übernachtung im Schwimmbad! Natürlich war eine geringere Wärme zu erwarten, da wir uns schließlich an der Erdoberfläche aufhielten. Aber so kalt? Es muß innerhalb von zwei Nächten um zehn Grad abgekühlt sein!

Jedenfalls versuchte ich mich so gut es ging zu wärmen, was mir eigentlich nicht wirklich gelang. Iniadeia hatte noch meine Jacke und ich dagegen besaß nur ein Hemd und die Hose auf dem Leib. Als alle schliefen, patrouillierte ich mit der Taschenlampe noch einmal jeden Winkel auf der Suche nach irgendwelchen Kleidungsstücken ab. Sogar von einem Toten hätte ich die Klamotten weiterverwendet, aber da gab es keine. Und auf die Straße wollte ich in der Nacht nicht; nicht wegen der Angst, sondern weil ich die beiden nicht alleine zurücklassen wollte. Und so nahm ich ein paar Stoffbeutel, die ich mir um den Leib knotete und fröstelte vor mich hin. Es hat wahrscheinlich gerade gereicht, um nicht zu erfrieren. Am nächsten Tag mußte ich unbedingt zu einer neuen Jacke kommen!

Der Morgen brach früh an, Helligkeit stand bereits voll im Raum als ich meine Augen öffnete. Die Möglichkeit, die aktuelle Uhrzeit festzustellen, fehlte nach wie vor. Iniadeia erwachte etwa eine halbe Stunde später und kam schlaftrunken zu mir hinübergelaufen. Ich beobachtete genau, daß sie es peinlichst vermied, einen Blick nach draußen zu werfen. Daß sie – im Gegensatz zu mir – wahnsinnig bei der Idee, sie wäre einer Halluzination verfallen und habe sich alles Vortägige nur eingebildet, werden würde. Iniadeia mußte durch das Rauschen des Funkgeräts erwacht sein, das ich derweil in Betrieb hielt.

»Kannst du jemanden erreichen?« wollte sie wissen. – »Nein, ich empfangе hier unten nichts. Auf keinem Kanal gibt es irgendeinen Sender. Ich glaube wir müssen einfach an einen höheren Punkt, auf das Dach eines Hochhauses oder so. Wenigstens funktioniert der Kasten überhaupt, was man von den beiden Dingen da nicht sagen kann.« (Ich zeigte auf die beiden Handfunkgeräte, die ich mitgenommen hatte.) »Die sind Schrott, wir lassen sie hier. — Gehst du bitte die Kleine wecken? Dann frühstücken wir den restlichen Süßkram und können uns auf die Suche nach neuen Lebensmitteln machen. Und eine Jacke brauche ich auch, habe die letzte Nacht gefroren wie noch nie.«

Sie schaute an sich herab und wußte genau, daß ich die Jacke meinte, die sie von mir erhalten hatte. Etwas gepeinigt war sie, wußte aber, daß ich nur eine Aussage traf und keinesfalls die Jacke von ihr zurückgefordert hätte. Manchmal müssen Männer ihr Leiden kundtun, um sich wichtig zu fühlen.

Keine zwanzig Sekunden vergingen, da hörte ich Iniadeia meinen Namen rufen. Aufgeregt und ungehalten kam sie

zu mir gelaufen: »Ejnar! Ich glaube, sie ist tot!« – »Was?!« sprang ich auf und rannte so schnell ich konnte, kniete nieder und nahm die Kleine in den Arm. In der Tat bewegte sie sich nicht, war aber noch warm. Ich riß ihre Jacke auf und nachdem ich Atem und Puls geprüft hatte, stellte ich sehr beruhigt fest, daß sie *nur* ohnmächtig geworden war. »Vielleicht eine Blutvergiftung?« bemerkte ich, während Iniadeia hilflos neben mir stand. Ihren Verband am Armstumpf wollte ich hier nicht lösen, wir mußten in ein Krankenhaus. »Am besten besorgen wir ihr Antibiotika. Kennst du das nächste Krankenhaus hier?« rief ich sie nicht weniger aufgeregt an.

Fast im selben Augenblick dachte ich an meine letzte Erfahrung, das heißt meinen letzten Kontakt mit der Außenwelt. Aber was ich durch das Fenster sah, schien *normal* zu wirken. Jedenfalls normal im Sinne von nicht bedrohlich. Der Anblick zusammengestürzter Häuser und umherliegender Toter mag eventuell für eine trockene, ausgeblichene Seele mit etwas Übung noch erträglich sein; aber wenn man feststellt, daß niemand da ist, der sich um das Chaos kümmert, oder jemals kommen wird, geht wirklich jede Hoffnung dahin! Jedenfalls mußten wir es riskieren und ich sprach mit Iniadeia ab, daß sie vorangeht und ich die Kleine trage. Sie als Einwohnerin von Geffeln hatte anscheinend den Standort der Poststelle erkannt und war der Überzeugung, wir könnten das nächste Krankenhaus in nur etwa einem Kilometer Entfernung erreichen. Diese Entfernung klingt vielleicht nicht übermächtig; aber ein Kilometer in einem Trümmerfeld zu laufen, entspricht einer gefühlten Entfernung von fünf Kilometern! Zumindest war sie sich sicher, dorthin zu finden.

Die Kleine war nicht sehr schwer, deswegen trug ich sie in den Armen vor mir her. Normalerweise hätte ich eine zu tragende Person über die Schulter gelegt und mit meinem ganzen Rücken das Gewicht gestützt. Sie röchelte vor sich hin, war aber nicht bei Bewußtsein. Wie mein Puls durch die erhöhte Schritt-Frequenz stieg, wuchsen auch meine Sorgen an. Einerseits hätte eine weitere kleine Tote neben all den anderen Milliarden nichts mehr ausgemacht; und natürlich war völlig ausgeschlossen, daß man aus drei Menschen wieder eine sinnvolle Zivilisation aufbaut. Aber trotzdem wollte ich auf keinen Fall, daß sie stirbt! Ferner möchte ich meiner durchdringenden Sorge noch Nachdruck verleihen: In diesem Moment hätte ich mein Leben gegeben, nur damit sie die Augen wieder öffnet.

Der Verstand drang wieder in mir vor und sah ein, daß nur Medikamente der Kleinen helfen würden. Auch wenn ich weder wußte, ob wir die Antibiotika in diesem Krankenhaus überhaupt finden, noch ob sie bei ihr helfen. Ich bin nun mal kein Arzt! Aber da keine von denen mehr leben, bin ich eben doch der Arzt. Fanatisch würde ich ihr alles spritzen, das sie nur wieder zu Bewußtsein brächte! Aber wie sieht so eine Flasche mit Antibiotikum aus? Von Beruf bin ich nur ein Tischler; jedoch ist selbst mir klar, daß ich nicht das Krankenhaus betrete, dort in den nächsten Raum gehe, einen Wandschrank öffne und vor einer Palette von Fläschchen stehe, aus denen ich nur das mit der Aufschrift *Antibiotikum* zu nehmen habe! Mit diesem Problem würde ich mich aber erst nach dem Erreichen des Hospitals auseinandersetzen.

Die nebenbei eingeflogene und gar nicht mal so unberechtigte Annahme, das Krankenhaus sey wie die meisten anderen Gebäude der Stadt einfach eingestürzt, löste sich angesichts der geringen Häuserschäden des soeben durchquerten Bezirks auf. Vor der Post sah es noch schlimm aus, aber nachdem wir einige Hundert Meter zurückgelegt hatten, wirkte es wie eine unbeschädigte Stadt. Nur, daß dort keine Lebenden waren.

Im Glauben, für Iniadeia sey dieser Anblick einer vertrauten und intakten Stadt wohlthuend, folgte ich ihr nur umso beherzter und verbarg meine Erschöpfung. Das Funkgerät drückte auf dem Rücken, mir war kalt und ich hatte Hunger. Und trotzdem liefen wir ohne Unterbrechung die nahezu freien Straßen entlang, rechts und links an Autos vorbei, zu denen wir keinen Schlüssel hatten. Erstaunlicherweise saßen hier auch keine Toten am Steuer, deren Position wir hätten einnehmen können. Hier war alles anders und es wirkte, als seien die Einwohner rechtzeitig gewarnt und aufgefordert worden, sich zum Evakuierungspunkt zu begeben. Hier war alles so anders. – Nur wo waren die Leute dann?

In den Trümmern vor dem Postamt zählte ich beiläufig sechs Leichen, aber das konnten ja kaum alle gewesen sein! Und wenn ich an den sogenannten Evakuierungspunkt vor oder in der U-Bahn-Station zurückdenke, kommt es mir umso komischer vor, daß ich innerhalb des U-Bahn-Netzes niemanden – nur die beiden Kinder – antraf. Wo waren die nur alle?

Fast hätte ich in meinen gedanklichen Ausschweifungen vergessen, der flinken Iniadeia zu folgen, die zwischen den parkenden Autos, heruntergefallenen Hauswand-Brocken und engen, zur Abkürzung genutzten Gassen, meisterlich

navigierte. Wie auch ich schien sie alles andere um sich herum auszublenden, nur um der Kleinen helfen zu können. Mit der gegenwärtigen Situation sowie der gewiß betrachtungswürdigen Landschaft sich zu beschäftigen – dafür bliebe uns noch genügend Zeit, wenn sie meine Geschichte der endzeitlichen Lebewelt mittlerweile akzeptiert hatte.

Nach einem weiteren Kilometer ging mir beinahe die Puste aus. Aber ich wagte nicht, für eine Pause anzuhalten, da auch Iniadeia ohne Unterbrechung oder Jammern lief. Und sie trug für ihr Körpergewicht auch nicht gerade weniger als ich: Ihre Jackentaschen waren noch immer mit Schokoriegeln und Wasserflaschen vollgestopft. Ich hoffte, bald etwas anderes zum Essen für uns Drei zu finden.

Als wir schließlich hinter einer Häuserecke vorkamen, zeigte sich uns das riesige Krankenhaus. Ein gewaltiger Kasten! Und obwohl er so viel Angriffsfläche bot, schien er doch allem standgehalten zu haben. Der Bau war fünf Stockwerke hoch, hatte sogar einen von der Straße aus sichtbaren Hubschrauber-Landeplatz auf dem Dach. Kein Fenster war zersprungen, keine Tür herausgehoben; keine Absperrungen oder Schilder für eine Evakuierung sichtbar. Und natürlich war alles totenstill. Nur der Wind bewegte ein wenig die leichtere Kleidung derjenigen, die tot umherlagen: auf der Straße neben ihnen Autos; von der Bank heruntergefallen, auf der sie gerade noch saßen; beim Steigen von Treppen liegengeblieben; oder in einer Tür, sie zu durchqueren sie nicht mehr fähig waren.

Es war recht auffällig, daß rund um das Krankenhaus wieder mehr Leichen herumlagen, auf der Wiese ebenso wie im Gebäude des Hospitals, soweit wir das sehen konnten. Und keine Anzeichen für irgendwelche Flucht- oder Evaku-

ierungsversuche. Während des Weges hierher hatte ich mir versucht vorzustellen, welches Bild sich mir zeigen würde. So dachte ich daran, daß im Falle einer stadtweiten Katastrophe und Evakuierungsmaßnahme zumindest ein Anlauf auf das Krankenhaus stattgefunden hätte; irgendwelche Laster, die Medikamente abtransportieren oder zum Gehen zu kranke Menschen. Eine Ansammlung von Menschen vor dem Gebäude wäre plausibel zu erwarten gewesen. Aber die gab es nicht. Stattdessen wirkte alles ausgesprochen ruhig: Die Anzahl an toten Menschen – auf den Wiesen im Park, den Bänken der Ruheplätze, auf dem Parkplatz und an der Bushaltestelle nahe der Straße – entsprach nach meiner Meinung etwa der, die sich hier auch normalerweise herumtreibt.

Und mir ist auch nicht entgangen, welch entsetzten Blick Iniadeia mir entgegenbrachte, als sie – langsamer werdend – zwischen den Toten herumstolperte. Sie waren eben nicht nur einfach tot, sondern in jener Weise leblos, das man glaubte, sie würden jeden Moment die Augen öffnen und einen ansprechen. Sofern sie nicht mit dem Gesicht zum Boden lagen, war das schon einigermaßen beängstigend!

Eine ähnliche Szenerie bot sich uns im Hospital selbst: herumliegende Weißkittel und Pfleger, Kranke in Jogging-Anzügen, umgestürzte Rollstühle und Tragen. Fast jede Person hatte wohl irgendwas in der Hand gehabt, als sie *umfiel*, und es dabei über den Gang verteilt: ein Tablett im Essen, ein Klemmbrett für Notizen, Mobiltelefone und andere Dinge. Dieser Anblick bestärkte nur umso mehr den Verdacht, daß deren Tod plötzlich und gänzlich unerwartet eingetreten sein mußte! Aber wodurch nur? Selbst das tödlichste Giftgas führt bei einem Menschen zunächst zu

Benommenheit, Verwirrung, möglicherweise zu einem initialen Fluchtversuch. Aber die alle hier sehen so aus, als wäre ihnen gleichzeitig eine unsichtbare Starkstromleitung an den Körper gelegt worden und . . .

»Hast du was?« – »Ja!« rief sie mir zu, die vorausgelaufen war, »Da gibt es ein Medikamentenlabor in der dritten Etage! Vielleicht ist das das richtige?!«

»In Ordnung. Dann los!« – Und wir rannten die nächste Treppe hinauf, ignorierten die Toten und verdrängten das Chaos, das die umgefallenen Leute angerichtet hatten. Iniadeia war – um Zeit zu sparen – aufs neue vorausgelaufen und hatte inzwischen diesen Raum ausfindig gemacht. Aber als ich nahte, sah ich sie erfolglos an einer verschlossenen Tür ziehen. Hätte mich auch gewundert, wenn dieser vom öffentlichen Flur aus erreichbare Raum nicht verschlossen gewesen wäre.

Mir fiel nur ein, jemanden zu suchen, der wie die Stationschwester aussah – ich meinte, eine solche hätte wohl alle Schlüssel. Iniadeia rannte los und kam bereits mit einem Schlüsselbund in der Hand zurückgelaufen, ehe ich die Kleine auf dem Boden abgelegt hatte und gerade selbst daran war, loszulaufen. Ohne zu fragen, woher sie die Schlüssel hätte, griff ich zu und probierte die Schlüssel durch; erst etwa der Zehnte paßte und öffnete uns die Tür.

In dem kleinen Raum gab es neben jeder Menge Schränken und Kisten auch ein Bett, auf das ich die Kleine ablegte. Dann rissen ich und Iniadeia in hektischer Eile alle möglichen Schubladen und Schranktüren auf. Doch es präsentierte sich uns ein undurchschaubarer Wust von mehreren hundert verschieden farbigen und verschieden beschrifteten Medikamenten-Schachtel, deren Namen ich teilweise

nicht einmal aussprechen konnte! Ich hatte eine solche Situation befürchtet und stand nun – als in medizinischen Belangen Unwissender – vor der Frage, welches Medikament wir zu verabreichen hätten; welches überhaupt Wirkung zeigte! Oder hätte uns ein (lebender) Arzt eher geraten, bei Unsicherheit gar keine Arznei einzunehmen?

Eine geringe Dosis Antibiotikum kann doch in einer so lebensgefährlichen Situation nicht verkehrt sein!, dachte ich mir. Ich selbst würde mir das Zeug spritzen, wenn ich nicht sicher wäre und im Sterben liege! Besser es versucht zu haben, als gar nichts! Aber wie wirkte eine solche Arznei auf ein Kind? Was kann sie aber dann noch retten? Mir fiel nichts Besseres ein.

Iniadeia suchte krampfhaft nach einem vertrauten Schriftzug, kramte sich durch die Schubladen und Kisten. Keine der Namen sagte ihr etwas, von keiner Arznei konnte sie sagen, ob sie gut oder schlecht auf unser kleines Versuchskaninchen wirken würde! Aber was wählt man, wenn man nicht sicher ist? Folgt man seinem Instinkt? Seinem Auge, das nach Farben und Design wählt? Doch das wäre töricht! Der Verstand konnte hier schlichtweg nicht mithalten, denn wir hatten nun mal keine Ahnung von den Inhaltsstoffen und ihrer Wirkung!

Was mir aber mein noch so geringes medizinisches Verständnis sagte, war die Erkenntnis, daß wir erst einmal wissen müßten, an welchem Bakterium die Kleine erkrankt war oder ob es nicht doch eine virale Infektion ist. Die kürzliche Amputation ihrer Hand ohne sterile Nachversorgung hielten mich zur Annahme an, daß es eine bakterielle Entzündung sey, eine Blutvergiftung sozusagen. Herauszufinden, welcher Bakterienstamm genau sie betroffen hat,

war für uns nun doch unmöglich. Das Beste wäre – und so kam ich dem Problem auf die Spur – eine breit angelegte Mischform verschiedener Antibiotika zu verabreichen. Aber schon als Kind hatte man mir gesagt, daß gerade Antibiotika nur etwas für Erwachsene sind und Kinder das Zeug nicht so gut vertragen.

Zunächst wollte ich aber nach einem solchen Schmalspektrum-Antibiotikum suchen. Schließlich könnte ich es nicht verabreichen, wenn ich es nicht hätte! So kramte ich weiter die Schubladen durch und las die Etiketten auf den Flaschen, Tuben und Tabletten-Schachteln. Ich merkte, daß Iniadeia immer unruhiger wurde und kurz davorstand, sich eine Spritze und intuitiv irgendein Mittelchen zu greifen.

»Mir liegt nicht weniger daran als dir, der Kleinen zu helfen!« sprach ich bedächtig und mit entspannter Stimme ihr zu, während ich weiter die Etiketten in Augenschein nahm. »Aber wenn wir hier überstürzt handeln, die Kontrolle verlieren und ihr *irgendwas* geben, dann ist sie mit Sicherheit tot! Versuche stattdessen, einen Lappen aufzutreiben, mach ihn am Waschbecken naß und leg ihn ihr auf die Stirn.« – Das hielt ich für eine vernünftige Idee, der sie auf andere Gedanken bringen würde und ich konnte mich in Ruhe weiter auf die Suche nach einem Antibiotikum machen.

Schließlich wurde ich fündig: Von einem der oberen Regale griff ich eine Schachtel, deren Inhaltsstoffe oder Bezeichnung kaum auszusprechen war. Aber auf der Rückseite stand etwas von einem Schmalspur-Antibiotikum. Die Schachtel öffnend, fand ich daran Tabletten, die ich aber nicht verabreichen können würde, solange die Kleine nicht bei Bewußtsein sey! Ich kramte weiter und fand tatsächlich eine Schachtel des gleichen Herstellers und der gleichen

Marke, jedoch diesmal mit einer Tube Salbe.

Iniadeia hatte inzwischen den Lappen organisiert und tupfte der Kleinen die Stirn ab, während ich die Salbe auf meine Hand drückte (der ich vorher einen Gummihandschuh überzog) und auf die zerfetzte Haut am Armstumpf rieb. Es schien keine schwere Blutvergiftung vorzuliegen, aber die Haut war hellrot an dieser Stelle. Und natürlich hatte ich keine Ahnung, ob die Salbe überhaupt irgendwelche Wirkung zeigen würde. Ich glaubte mich zu erinnern irgendwo einmal gelesen zu haben, daß Antibiotika über mehrere Tage hinweg, aber maximal drei einzunehmen seien. Sollte danach keine Wirkung eintreten, wäre es das falsche Medikament oder die falsche Behandlung. Derweil hätte ich viel Zeit, mich auszuruhen und um den Verband von Iniadeia zu kümmern.

»Wir haben noch mal Glück gehabt, denke ich. Es hätte uns wesentlich schwerer fallen können, an Arzneimittel heranzukommen«, öffnete ich mich der schweigenden und mit besorgten Blicken verhangenen Iniadeia nach etwa einer Stunde. »Wie du an den Schäden der Gebäude sehen konntest, wäre es auch genauso möglich gewesen, daß ... « – »Ja, ich weiß!« unterbrach sie mich: »Ich hoffe nur, sie wird wieder aufwachen. Alles andere ist mir erst einmal egal.« – »Das wird sie schon«, schloß ich ab.

Wenn ich mich in der richtigen Reihenfolge der Ereignisse erinnere, hatte ich vor, Iniadeias Kopfverband zu wechseln. Desinfektionsmittel zu finden war sehr viel einfacher als ein Antibiotikum. Vor allem würde man im Zweifelsfall

keinen umbringen, wenn man es der Wunde verabreicht. Nur ungern wollte sich Iniadeia von der Kleinen entfernen, aber auch mir war unwohl dabei. Trotzdem brauchte ich einen Platz, wo es mehr Licht gab. Den fanden wir in dem benachbarten Aufenthaltsraum für Gäste, wo wir uns auf eine Ledercouch nahe dem Fenster setzten. Nicht nur das Sonnenlicht erhellte ihre Kopfhaut, sondern auch eine überstehende Lampe. Vorsichtig löste ich den bisherigen, Blut verkrusteten Verband, stellte aber beruhigt fest, daß die Wunde sich langsam zu schließen begonnen hatte und auch kein Blut mehr nachlief. Mit einem Tupfer säuberte ich die Stelle und fixierte dann einen neuen sauberen Verband, den ich ebenfalls im Arznei-Zimmer fand. Im Grunde muß man kein Arzt sein, um das richtige Verbandsmaterial zu greifen. Es ist so ähnlich wie mit Software oder Zimmermannswerkzeugen: Man könnte zum Nagel-Einschlagen auch eine Brechstange benutzen oder zum Dateien löschen ein Werkzeug mit systemlastiger Benutzeroberfläche. Der Fachmann – der richtige Zimmermann oder IT-Spezialist – wird immer ein Werkzeug wissen und nennen können, das explizit für diese oder jene Aufgabe geschaffen worden ist. Aber es geht eben auch so. Gleiches nun gilt für Verbandsmaterial. Es gibt Verbände, die sind exakt für Kopfverbände, Knieverbände oder Augenverbände zugeschnitten, man kann aber auch ein beliebiges, ausreichend langes und sauberes Stück sonstiges Verbandszeug so falten und knoten, daß es jede Wunde abdeckt! Und genau das tat ich auch: Ich griff einfach eine beliebige, aber hinreichend große Kompresse aus dem Regal und fixierte sie an Iniadeias Kopf.

Nachdem wir diese Angelegenheit stillschweigend und ohne weitere Hindernisse erledigt hatten, kam es endlich zu

einem Gespräch: »Das ging sehr viel einfacher als noch im dunklen U-Bahn-Tunnel.« – Sie lächelte etwas verkrampft. »Ich glaube nicht, daß wir deinen Verband noch einmal wechseln müssen. Übermorgen oder so nehmen wir ihn ab und lassen die Wunde an der Luft trocknen.«

Nun saßen wir also nebeneinander auf der braunen, abgewetzten Ledercouch und ich starrte gegen die vor mir liegende Wand. Wie es draußen aussah, wußte ich bereits; Iniadeia aber noch nicht. Während ich mir einen Becher aus dem Wasserspender holte, sah sie nachdenklich aus dem Fenster und überblickte die Gegend, die die Aussicht aus dem dritten Stock bot: Leere Straßen, in der Weite zusammengefallene Häuser und Brückenpfeiler sowie umgerissene Bäume. Nach einer eingehenden Betrachtung hätte man sogar abschätzen können, wo das Zentrum der Detonation gelegen hat, weil dort die Zerstörungen am intensivsten von-statten gegangen sind. Auch für mich war dies das höchste Gebäude, das ich seit *dem Wandel der Menschheitsgeschichte* betreten hatte oder betreten konnte. Erst von hier oben erhielt man den beeindruckenden und furchteinflößenden Überblick über das ganze Ausmaß der Zerstörung.

Aber es war ja auch nicht nur der Grad der Zerstörung an sich! Das allein wäre noch ertragbar gewesen, wenn nicht gleichfalls alle Hoffnung auf Rettung verloren wäre! Mir selbst hatte sich in den vergangenen Tagen der unvermeidbare Eindruck aufgezwungen, daß es keine Hoffnung für das individuelle Leben gäbe. Das war keine Naturkatastrophe, bei der einige Hundert Menschen sterben und der Rest sich gegenseitig retten konnte und anschließend mit Aufräumarbeiten beginnt. Und nach einer Weile – einem Jahr oder so – wäre von der einstigen Naturkatastrophe nichts

mehr zu sehen. Hier blieb alles so, wie es gelegen hatte! Die Leichen verwesten auf der Straße, niemand käme, um die Trümmer aus dem Weg zu schaffen. Niemand würde das Elektrizitäts- oder Telefonnetz wieder instandsetzen; niemand würde sich darum kümmern, daß wieder Normalität einkehrt! Das Wichtige zerfließt gleichermaßen mit dem Unwichtigen: Alte Bücher aus Bibliotheken ohne Dach sind der Witterung dargeboten, ebenso wie des Nachbarns Holzlatten-Zaun. Gemälde aus Museen lägen sicherlich irgendwo halb angebrannt in der Gegend und könnten zum Teil gewiß noch restauriert werden – wenn sich jemand die Mühe machen würde, sie zu bergen und zu schützen; wenn es jemanden gäbe, den das noch interessiert . . .

Was fängt man mit einem Leben an, das keine Zukunft hat? Wenn es keine Möglichkeit gibt, seinen Beruf auszuüben? Zieht man sich dann bis zu seinem Lebensende in den Ruhestand zurück? Ohne Geldsorgen zu leben und dorthin gehen zu können, wo es einen hinzieht, mag der Traum eines jeden jungen Menschen sein; aber es fehlte gleichermaßen an nicht zerstörter Umwelt, an Nahrung, Wasser und Kleidung. Der Katastrophenzustand würde sozusagen niemals enden, bis man seine Ansprüche und gewohnten Lebensweisen gleichermaßen auf ein bescheidenes, primitives Maß zurückgefahren hätte.

Sobald die Grundversorgung zusammenbricht – und so wird es dem Menschen immer ergehen –, wird er den Großteil des Tages damit zubringen, sich um Lebensmittel und eine sichere und warme Unterkunft zu bemühen. Erst wenn das regelmäßig gewährleistet wird, kann man sich anderen Forschungsfeldern zuwenden; etwa herauszufinden, warum unsere Welt verdammt noch mal explodiert ist.

Iniadeia mußte derweil jedes nur bemerkenswerte Detail von außerhalb wahrgenommen hatte; mußte sich damit abgefunden haben, daß hinter den Gebäuderuinen-Ecken und Büschen niemand erscheinen würde und vielleicht etwas orientierungslos auf der leeren Straße umherirrt. Käme ihr ihr eigenes Leben dann nicht umso mehr als Sonderbarkeit vor?

Ich setzte mich wieder neben sie und trank aus dem Becher. Das Wasser schmeckte etwas fade, wobei ich nicht wußte, ob es am abgestandenen Zustand lag oder in der Tat auf diese Weise schmecken sollte. »Wie dreckig unsere Gesichter doch sind!« versuchte ich sie aufzuheitern und lenkte ihren leeren Blick auf mich. »Was wird jetzt aus uns?« – Ihr standen tatsächlich Tränen in den Augen und ich machte Scherze! Wie schämte ich mich in diesem Moment doch! Und auf welche Weise würde ich ihr ihre Hoffnung zurückgeben können?

»Das mag dir alles noch sehr befremdlich vorkommen, aber mir ebenso! Ich war nur länger mit unserer neuen Wirklichkeit in Kontakt! Vielleicht hilft es dir und gibt dir Stärke, wenn ...«

»... Wenn ich anfangen, an Gott zu beten?«

»Quatsch! Ich denke doch, daß es wohl jedem, der auch nur geringfügig und vorsichtig mit der *Gotteslehre* der Scheiß-Christen in Kontakt gekommen ist, klarwerden dürfte, daß es so etwas wie einen Gott nicht gibt. Nein, ich spreche hier von etwas *Realistischem*, das wirklich helfen wird. Und zwar wollte ich sagen, du solltest Stärke darin finden, der Kleinen beizustehen und sie das notwendige Verständnis lehren, mit unserer neuen Umwelt umzugehen. Genauso wie ich Stärke daraus ziehe, vor dir mit mehr Erfahrung und Gewißheit zu

stehen, und dir davon abgeben will! Wir alle sind voneinander abhängig, wir haben nur noch uns. Wir Drei müssen uns ergänzen und, nun ja, gegenüber der Kleinen beinahe wie Mutter und Vater verhalten. Ungeachtet unserer tatsächlichen Verwandtschaftsbeziehung zueinander sollten wir diese Gemeinschaft unter dem Mantel der gegenseitigen Abhängigkeit bewahren.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich alles verstanden habe«, zweifelte sie ungläubig. »Das wirst du noch. Doch nun, da die Irren der Not überstanden worden sind, können wir uns wieder vorstellen, was als nächstes zu tun ist: Die kommenden zwei Tage werden wir im Krankenhaus verbringen und zusehen, daß die Kleine wieder auf die Beine kommt.« – Ich trank meinen Becher aus. »Und dann sollten wir einen hohen Platz finden, um das Funkgerät optimal in Betrieb zu nehmen. Ein Hochausdach oder so. Wir brauchen auch Essen und andere Klamotten, vielleicht ein Auto dazu. All das besorgen wir uns anschließend. Das ist erst einmal der Plan für die nächsten Tage. Alles, was danach kommt, müssen wir spontan entscheiden.«

Ich muß unbemerkt eingeschlafen sein, denn es war Nacht, als ich das nächste Mal die Augen aufschlug. Ich lag auf der Couch in dem Zimmer mit dem Wasserspender, Iniadeia war nicht mehr bei mir. Auf dem Tisch neben mir hatte sie jedoch die Taschenlampe abgelegt, die ich mir griff und damit im tiefschwarzen Zimmer umherleuchtete. Niemand hier.

Wieder einmal erfaßte mich die beängstigende Stille, obwohl ich ganz genau wußte, daß es niemanden gäbe, der

mich hätte erschrecken können – es war ja niemand mehr am Leben. Und gleichwohl ich im Hinterkopf behielt, daß ich nach ein paar Tagen nur die beiden Mädchen gefunden hatte und es gerade deshalb gar nicht so unwahrscheinlich war, auch noch mehr Überlebende anzutreffen, wollte ich nicht so recht weder an Rettung noch an sonstigen Kontakt mit anderen Menschen glauben.

Vielleicht war das auch recht so. Vielleicht habe ich die Einsamkeit ... und die anderen den Tod verdient. Warum war gar nicht so wichtig. Aber *daß* wir dieses Schicksal verdient hätten – darin stimmte ich überein. Wie ich darauf komme? Die Ignoranz des Menschen hat es immer wieder gezeigt. Ich kann dies an einem kleinen und einem großen Beispiel belegen.

Viele Dinge geschehen, weil niemand den Mut hat, diese als überholt oder beschissen zu deklarieren. Casablanca, der Film, ist das kleine Beispiel: In der internationalen Presse und unter den Filmkennern als besonders sehenswert und großartiges Machwerk gelobt, stellt sich diese Halb-Krimi-halb-Romanze-Mißgeburt als furchtbar langatmig und in keiner Szene schauspielerisch überzeugend dar. Doch niemand hat den Mut, aufzustehen und zu rufen: »Weg mit dem Mist!« – Sofort wäre er Ziel der Filmkritiker mit der Beschimpfung, er habe keine Ahnung. Dabei sind gerade die Filmkritiker im Unrecht, da nicht nur jeder ein Recht auf seine eigene Meinung hat, sondern der Film tatsächlich Schrott ist.

Das Beispiel von größerem Ausmaß ist die in Europa so weitverbreitete Sommerzeit. Ursprünglich eingeführt, um anhand verlagter Arbeitszeiten das Tageslicht besser auszunutzen, hat sich gezeigt, daß keine wirkliche Produk-

tivitätsverbesserung eingetreten ist. Stattdessen hat man sich Jahre lang mit dem Mißstand abgefunden, jährlich alle Uhren im Haushalt umzustellen und die innere Uhr bei Umstellung aus dem Rhythmus zu bringen. Und auch hier hat niemand den Mut aufzustehen und zu sagen: »Weg mit dem Mist! Das brauchen wir nicht mehr!« Richtigerweise muß ich einsehen, daß es wenig hilft, wenn sich nur ein einziges Land entschließt, sich der Sommerzeit-Umstellung abzuwenden. Es wäre isoliert und es würde allein bei internationalen Terminvereinbarungen, ganz zu schweigen von Abfahrts- und Ankunftszeiten am Bahnhof und Flughafen, zu einem Chaos kommen. Dieses Manko wäre also nur abzuschaffen, wenn sich alle in diesem Mißstand befindlichen Staaten gleichzeitig entschließen würde, dem abzuhelfen.

Nun, ein weiterer Gedanke daran scheint überflüssig, denn dem Manko wurde abgeholfen. Dieses Problem und so viele andere, die die Menschheit viele Jahrzehnte und Jahrhunderte lang gequält haben, wurden mit einem Mal gelöst und werden niemals wieder Gesprächsthema irgendeiner Runde sein. Vieles ist so viel einfacher geworden!

Im Nachbarraum, wo wir die Kleine zur Verarbeitung der Antibiotika ins Bett gelegt hatten, traf ich Iniadeia an: Auf einem Stuhl saß sie am Bettende, hatte den Oberkörper auf dem Bettgestell abgestützt und blickte trist und schweigsam auf die Kleine.

»Ich wüßte gerne, wie die Kleine nun wirklich heißt«, flüsterte sie mir mit erweichend trauriger Stimme entgegen. »Ich verstehe gar nicht, wieso sie uns nicht mittlerweile

ihren Namen gesagt hat!« – Sie hielt sich so leise, daß ich kaum ein Wort verstand; nur, um die Kleine – solange ich sie noch *so* nennen sollte – nicht aufzuwecken.

»Ich glaube, bei all dem Streß um uns herum ist das ganz gut verständlich. Sie wird ihn uns nennen, wenn sie sich soweit bereit fühlt.«

Die Sonne war noch nicht ganz über den Horizont gestiegen, aber das konnte man auch nicht so genau sehen. Seltsam diesig schien es am Horizont zu sein und genau dieses Phänomen ließ auch die aufgehende Neusonne verschwimmen. Doch das Licht reichte aus, um an der mittlerweile eingeschlafenen Iniadeia ein recht schmutziges Gesicht wahrzunehmen, das sie sich wohl beim Überleben in den U-Bahn-Tunneln zugezogen hatte. Vermutlich sah ich genauso aus; seit einigen Tagen hatte ich nicht mehr in einen Spiegel geschaut.

Sie wurde wie auch ich von sich regenden Füßchen der Kleinen geweckt, die unter der Decke vorstießen und unruhig wirkten. Sie wandte sich noch etwas hin und her – als habe sie einen Alptraum – dann schlug sie ihre Augen auf. Etwas verwirrt schaute sie hin und her, suchte in der Leere nach einem vertrauten Anhaltspunkt und war die ersten Sekunden gewiß höchst verwundert, nicht mehr in der kalten Poststelle zu sitzen.

Iniadeia und ich zeigten uns ihr quasi sofort und, anders als ich erwartete, war sie nicht erschrocken, sondern vergnügt uns zu sehen. »Keine Angst, du wirst wieder gesund!« bemutterte Iniadeia sie und ich nickte väterlich dazu. Meine

Hand auf ihrer Stirn fühlte keine nennenswerte Temperaturerhöhung mehr und ich war zufrieden mit der bisherigen Antibiotika-Behandlung; es hätte auch furchtbar schiefgehen können.

Nach einer Weile – die Kleine wollte fast schon wieder aufstehen und herumtollen – öffnete ich den angefeuchteten Verband an ihrem Stumpf. Die Wunde sah etwas weniger rot aus, zumindest nicht mehr entzündet. Da sie nicht mehr blutete, entschied ich mich die Wunde an der Luft trocknen zu lassen, rieb aber trotzdem zusätzlich noch antibiotische Salbe auf.

Nachdem das erledigt war, vereinbarte ich mit den beiden anderen, daß ich etwas zu essen suchen wollte. So ließ ich sie allein und stieg die Treppen wieder ins Erdgeschoß dieses gespenstisch leeren Hospitals herab. Jeder einzelne Schritt hallte sein Echo durch die Hallen und führte unweigerlich zu einer erhöhten Angst in mir. Interessanterweise und ironischerweise fürchtet man sich damit vor etwas, das überhaupt nicht da ist, in Wirklichkeit aber vor der Ungewißheit. Einzelne, einen ängstigende Schritte dürfte es in unserer heutigen überbevölkerten und hochtechnisierten Welt eigentlich nicht geben! Ich meine, ich möchte wetten, daß wenn jeder einmal nachdenkt, ihm kein Platz auf der Welt einfällt, wo wirklich gar kein Mensch zu sehen ist! Und ich meine nicht die Wüste oder eine Insel im Südpazifik oder die Antarktis! Aber wenn niemand mehr da ist . . . , und man weiß nicht wieso – das ist einfach unzumutbar. Ich selbst konnte nicht genau sagen, wie lange ich diesen Zustand ertragen hätte, wenn ich nicht die beiden gefunden hätte, die mir nun moralisch zur Seite stehen. Und ein bißchen hoffe ich auch, daß uns Dreien die Chance offenbart

wird, das diesen Planeten derzeit umgebende Geheimnis zu lüften.

Im Erdgeschoß gab es tatsächlich – wie ich beim Betreten des Hospitals beobachtet hatte – eine kleine Cafeteria mit drei Tischen und Stühlen dazu. Unkomfortabel, unbequem und kalt. Genau wie das Wetter außerhalb. Es schien zu nieseln, zumindest waren die Scheiben wie von Regen naß und der Himmel dunkelgrau wolkenverhangen. Trotzdem registrierte ich nicht das geringste Anzeichen für Wind: Ich erinnere mich noch genau, beinahe eine halbe fesselnde Minute einen Baum beobachtet zu haben und dachte zu spinnen! Ich glaubte wirklich, man hätte die Filmrolle angehalten und ich würde ein Standbild wahrnehmen! So sehr ich auch starrte – kein Blatt bewegte sich, nichts, nicht die geringste Bewegung! Dann endlich der erlösende Moment und der Beweis, doch nicht der Verrücktheit verfallen zu sein: Ein Zweig im oberen Baumkronendrittel zuckte etwas. Das war das Zeichen, mich wieder auf meine eigentliche Aufgabe zu konzentrieren.

Hinter dem Tresen, den ich vorsichtig und immer nach Leichen Ausschau haltend umging, fand ich in einer Ablage gestapelt Päckchen mit Orangensaft. Zwei davon nahm ich mit mir, ebenso ein paar Plastikbecher. Erst wollte ich auch Kuchen aus einer Vitrine mitnehmen, verzichtete aber vorsichtshalber darauf. Stattdessen fand ich etwas viel Besseres, nämlich Obst! Der Teller stand genau vor mir und ich hatte ihn übersehen! Zu sehr an die industriellen Produkte gewohnt, blendete ich wohl unbewußt die natürlich gewachsenen Unformen aus. Ein paar Früchte waren bereits faulig, andere noch knackig. Ich war in diesem Moment sehr zufrieden mit meinem Fund, da ich mir im Hinterkopf

ausmalte, wie dankbar mir die beiden Mädchen für das frische Obst wären.

Die Hände voll mit Lebensmitteln stieß ich mit einem beherzten Fußtritt die schwere Tür zum Treppenhaus auf, als ich wieder die höhere Etage erreichte. Die Gänge waren – wie immer und wie erwartet – leer, kein Geräusch, kein Anzeichen für Leben. Doch diesmal dachte ich mir nichts dabei, da ich die Kleine und Iniadeia ruhig im und am Bett sitzend in dem kleinen Arzneizimmer erwartete. Ich schritt den Gang hinab, permanent die Tür zu diesem Zimmer fixierend und mit einem Lächeln auf dem Gesicht wegen des besonderen Fundes. Als ich das Zimmer betrat, war es leer.

Mein Lächeln wandelte sich augenblicklich zu ernster Miene und ich warf all die Lebensmittel auf das Bett. Wo konnten sie denn nur hingegangen sein? Für einen winzigen Moment, wirklich nur den Bruchteil eines Gedankenblitzes, glaubte ich, mir ihre Anwesenheit nur eingebildet zu haben. Das liegt an meiner Angewohnheit, in meinem Kopf unter Bedingung verschiedener Gegebenheiten mir unsagbar flink alle möglichen Ursachen für das Beobachtete einfallen zu lassen. Diese Fähigkeit läßt mich gegen Schocks nahezu resistent werden, da ich sowieso von vornherein alle möglichen infrage kommenden Ursachen im Kopf durchgehe. Das tatsächlich Geschehene ist dann nur eine der vielen bereits von mir ersonnenen Varianten, und damit weniger überraschend.

Ich sage »weniger überraschend«, denn ich war dennoch einigermaßen überrascht. Ich hatte mir doch nicht all das eingebildet?! Glücklicherweise entdeckte ich nur eine Sekunde nach diesem Gedanken den blutigen Verband, den

ich der Kleinen erst vor einer halben Stunde abgenommen hatte.

Wieder auf den Flur gerannt, schaute ich in die weiten leeren und stillen Gänge. »Iniadeia?« rief ich so laut ich konnte. Auch den Namen von der Kleinen hätte ich gerufen, wenn ich ihn gewußt hätte! Ich konnte ja nicht »Kleine?« in die Flure brüllen! Aber ein »Wo seid ihr denn?« brachte ich stattdessen hervor. Anschließend begann ich aufgeregt durch die Gänge zu laufen, wählte einen aus, lief ihn bis zum Ende und entschied mich an der nächsten Kreuzung wieder für einen anderen Flur der Verlorenheit. Während des Laufens schaute ich rechts und links in die Zimmer, ob nicht jemand zu sehen wäre. Aber nirgendwo ein Anzeichen von den beiden. Stehengeblieben, horchte ich nunmehr aufmerksam in alle Richtungen, hörte aber nichts. Mir stand der Schweiß auf der Stirn. Sollte ich zum Arzneizimmer zurückgehen und dort auf sie warten? Wo konnten sie denn nur sein?

Beinahe war ich vorbeigelaufen, wäre mir nicht in jenem Flur mit den auffällig gelben Wänden ein menschliches Wesen, die Kleine, aufgefallen. Ich bremste mein Rennen abrupt ab und lief zurück, aber wegen der nicht einzuschätzenden Situation diesmal langsam. Sie stand nämlich mit dem Rücken zu mir in einem Operationssaal und war über ein totes Mädchen gebeugt, das im gleichen Alter wie sie zu sein schien. Die am Boden Liegende trug eines dieser grünen OP-Hemdchen und es handelte sich wohl um die Patientin selbst. Sie konnte eigentlich nur vom OP-Tisch heruntergerissen worden sein, denn ein Mann im Arztkittel und Mundmaske lag neben ihr und hatte sich an ihr festgekrallt. Ein weiterer Mann in weißem Kittel lag zusätzlich

hinter dem Tisch und hielt ein medizinisches Werkzeug in der Hand. Bei beiden – so stellte ich fest – waren die Augen besonders verkrampft gewesen. Handelte es sich vielleicht um den letzten Versuch zweier mitfühlender und gewissenhafter Ärzte, eine nicht aufzuschiebende Operation in einem evakuierten Krankenhaus durchzuführen? Bevor auch sie starben?

Die Kleine drehte sich zu mir um und hatte plötzlich eine Brille auf der Nase, die sie dem kleinen Mädchen abgenommen haben mußte: »Du mußtest wohl mal und hast die Toilette gesucht?« sprach ich in ihr charakteristisch schmales Gesicht mit den deutlichen Augenbrauen. Sie nickte. »Und dann bist du wohl auf die hier gestoßen, was? Komm mit mir, ich habe was zu essen aufgetrieben.«

So nahm ich sie bei der Hand und wir gingen zurück zum Arzneizimmer. Sehr eilig hatte sie es scheinbar nicht, obwohl sie nichts anderes als hungrig sein konnte und ich mir schon etwas mehr Vorfreude erhofft hatte. Ganz in meiner Funktion als *Familienvater* wollte ich als Held in den Augen der Mädchen erscheinen, als Beschützer und Vertrauensperson. Deshalb lag mir auch so viel am Wohlergehen der Kleinen, die ja doch ganz offensichtlich irgendwie psychisch gestört war. Und wer konnte es ihr schon verübeln, die Sprache beim Anblick dessen verloren zu haben, das sich andere Menschen nicht einmal anzusehen trauen. Hätte ich gewußt, wie ihr zu helfen ist – ich hätte es sofort getan.

Kurz bevor wir das Arzneizimmer erreichten, aus dem die Kleine getürmt war, kam auch Iniadeia völlig losgelöst den Gang entlanggerannt. Sie hielt kurz inne, dann schrie sie mit entsetzten Augen: »Da bist du ja!«, und kam uns entgegengestürzt. Sie fiel der Kleinen um den Hals, die sich

nicht so recht zu wehren wußte und das Ganze offenbar auch nicht so tragisch gesehen hatte. Aber ich bemerkte, wie deutlich ihr Verschwinden Iniadeia Sorgen bereitet hatte. Und standen ihr da nicht auch Tränen im Gesicht, wie ich auf beide herunterschaute? In diesem Moment zeigte sie, wie sehr sie eine Mutter war.

»Schon gut, es ist ja alles in Ordnung; wir sollten was essen gehen, ich habe was besorgt«, schlug ich vor und beide stimmten ein. Iniadeia glücklicher und die Kleine gefühllos, neben sich stehend. Aber gut. Während ich die Becher füllte, nahmen sie sich vom Obst, Iniadeia schälte ganz mütterlich etwas davon für die Kleine. Mich wieder ans Fenster gesetzt und den Becher mit Saft vor mir haltend, schaute ich in die weite Welt und dann wieder auf die Mädchen. Wo würde uns das nur hinführen?, philosophierte ich still. Und wieso waren wir verschont worden?

Ich dachte daran, daß man normalerweise keine Katastrophe miterlebt, bei der man nicht spätestens nach einer Stunde weiß, was eigentlich passiert ist. Ich möchte ein paar Beispiele geben. Wäre ich Passagier auf einem Schiff und das würde durch irgendetwas eine Havarie erleiden, das heißt zu sinken drohen oder wenigstens dadurch bedingt sich zur Seite neigen, wüßte ich beinahe augenblicklich um die Notlage Bescheid: Entweder sehe ich das an der Schlagseite des Schiffes oder an aufgeregten herumirrenden Crew-Mitgliedern, spätestens aber weiß ich es, wenn unter den Passagieren Panik ausbricht. Nun gut. Gleiches gilt im übrigen für die Mitreise in einem Flugzeug. Entweder man fliegt ruhig oder es stimmt etwas nicht.

Bricht in einem Gebäude ein Feuer aus, weiß ich ebenso schnell was passiert ist; entweder, weil ich den Rauch wahr-

nehme oder panisch umherlaufende Menschen beobachten kann. Sogar in Personengruppen, die sich im Notfall durch ihr Training professionell und ruhig verhalten, erkenne ich die Gefahr sofort: Denn wenn ich mich in einer solchen Gruppe befinde, dann bin ich in den Kameradenkreis involviert und bekomme sowieso alles von meinen Gegenübern mit. Das trifft zum Beispiel bei Bergleuten zu, die in einem Schacht verschüttet werden. Aber auch ohne die ... wüßte ich immer was los ist.

Und da bin ich auch schon bei der Wurzel allen Erkennens. Entweder ich beobachte die mich umgebenden Menschen auf unnatürliches Verhalten, oder ich registriere eigenständig ungewöhnliche Hinweise, die mich auf eine nahe Gefahr aufmerksam machen. Was aber, wenn es diese Menschen nicht gibt? Und auch keine Merkmale, die eine Gefahr bedeuten, ja noch nicht einmal den Zustand der jetzigen Welt erklären? Genau vor dem Dilemma stehen wir ja im Moment!

Hier gibt es keine Menschen mehr, die ich fragen könnte, die eventuell dabei waren und etwas wüßten. Keiner lebt mehr, so weit ich schauen kann. Und ich schaute aus dem Fenster und konnte Kilometer weit sehen! Es stand ja nicht mehr viel, das mir die Sicht hätte verdecken können! Und neben dem Fehlen von möglichen Zeugen gibt es auch einfach keinerlei Hinweise auf die Umstände, die zu unserer Katastrophe geführt haben sollen! Ich atme tief ein – und rieche keine Luft, die mir nicht vertraut wäre! Ich schaue auf meine Hände und sehe eine leichte Rötung. Aber nichts Lebensgefährliches, wenn ich das mal so sagen darf. Meine Vermutung ist ja der Einsatz einer thermonuklearen Waffe, die aber nur einen Teil der beobachteten Zerstörungen er-

klären kann. Sie kann dagegen nicht als Hinweis gebraucht werden, warum alle umgefallen sind; als hätten sie gleichzeitig einen Hirnschlag bekommen! Und sie erklärt auch nicht den unselektiven Tod der Menschen (sie sind ja alle ohne Unterschied in Hinblick auf Alter, Geschlecht, Rasse und Bildungsstand gestorben), ebensowenig wie es das unselektive Überleben unsererseits erklärt! Auch in unserer kleinen Gruppe gibt es Menschen unterschiedlichen Alters, Geschlechts und Bildungsstandes! Na gut, wir sind alle von derselben Rasse, was aber in diesem Land nicht schwer zu erreichen ist. Darüber hinaus habe ich ja Tote aller Rassen auf der Straße herumliegen sehen.

Meiner Meinung nach viel zu oft wird bei kniffligen Problemen einer der Leitsätze von Sherlock Holmes, dem berühmten Detektiv und Rätselknacker zitiert. War er es nicht, der stets (in diesem Sinne) zu sagen pflegte: »Wenn man alle Möglichkeiten ausgeschlossen hat, muß die Verbliebene – so unwahrscheinlich sie auch ist – zwangsläufig die Richtige sein!«? – Mich hatte an dem Ausspruch schon immer der arrogante Ton gestört, daß man scheinbar alle Möglichkeiten bedacht haben will, und es in Wahrheit noch tausend andere Möglichkeiten gibt, die ebenfalls – wenn auch nur durch ihr Zusammenspiel – zu der Ursache geführt haben, deren Problem man nun vor der Nase hat.

Was ist zum Beispiel mit dem eigenen Wahnsinn? Den würde man nicht erkennen und von vornherein ausschließen! Und wenn die eigene Psyche bereits voreingenommen ist, sind auch alle daraus abgeleiteten Schlußfolgerungen beeinträchtigt.

Was ist, wenn eine außerirdische Intelligenz einen Teil der Geschehnisse auf diesem Planeten dirigiert? Und ich

rede hier mit Absicht nicht von Göttern, sondern von etwas, von deren Existenz ich auch überzeugt bin! Außerirdische könnten getarnt hinter dem Mond mit irgendwelchen *Strahlen* auf uns einwirken und alle Menschen auf der Welt gleichzeitig getötet haben können. Es geht hier nicht darum, weshalb sie das getan haben, sondern daß sie unzweifelhaft die Macht dazu hätten! Denn wer durch die halbe Galaxie bis hinter unseren Mond fliegen kann, der schafft auch Dinge, die wir Menschen in heutiger Zeit niemals verstehen oder erkennen würden!

Und dann sind wir wieder bei Sherlock Holmes und seinem kläglichen Versuch, alle mysteriösen Dinge auf der Welt mit Umständen zu erklären, die er kennt und mit denen er vertraut ist. Doch Erkenntnis hängt immer vom Entwicklungsstand der Menschheit ab! Auch vor den großen spanisch-portugiesischen Weltumsegelungen im endenden Mittelalter hatte man geglaubt, die Erde sey eine Scheibe. Und warum? Weil der Horizont an jedem Fleck der Erde wie eine gerade Linie aussieht und folglich die gesamte Erdoberfläche eine Scheibe sein muß! Auch wenn man das heutige Wissen darüber verlieren würde . . . , man quasi ein ungebildetes Kind fragen würde, was es von der geraden Horizontlinie hielte – es würde wieder auf die Scheibe schlußfolgern. Erst mathematische Versuche und Weltraumflüge konnten zeigen, daß wir eben nur die unwahrnehmbar leichte Krümmung einer großen Kugel sehen.

Und genauso könnte es uns auch heute gehen oder gegangen sein: Ich glaube, daß es eine thermonukleare Waffe war, was naheliegt. Aber ebenso hätten das Außerirdische bewerkstelligen können! Und genau das wollte ich damit ausdrücken.

Vielleicht denken wir, bloß ,weil wir Dutzende Schwarze Löcher und Milliarden Galaxien registriert haben, die sich voneinander weg bewegen, das ganze Universum zu verstehen. Was aber, wenn wir – das heißt das Universum an sich – nur ein Experiment in einer Versuchsanlage sind, an der der *Wissenschaftler* seine Meßeinstellungen vornimmt, die wir als physikalische Grundkräfte der Natur wahrnehmen? Als wären wir Mäuse in einem Glaskasten und könnten nur scharf bis zur Glasscheibe sehen, dahinter wäre alles verschwommen: Und damit meine ich die Räumlichkeiten des Labors, die Tür zum Flur und das Gebäude selbst.

Alles war so unwirklich für mich geworden: Mein eigenes Leben, meine Zukunft. Meine Pläne, doch noch eine eigene Familie zu haben, ehe ich zu alt bin, daß mich keine mehr anschaut. Vielleicht doch noch diese eine Fortbildung zu machen, um mich von meinen Kumpels abzuheben. Und dann warte ich ja seit Jahren schon auf die Neuauflage des Buches *Verantwortung mit Holz*, quasi eine Bibel für Tischler. Derweil arbeite ich ständig nur mit einem total abgegriffenen Buch aus der Bibliothek, dessen Ausleihfrist ich regelmäßig verlängern muß und mich mit anderen, die es ebenfalls brauchen, ums Ausleihen streite. Dieses Buch hätte ich mir ganz gewiß selbst gekauft, und nun wird es niemals mehr erscheinen. Als ob das von Bedeutung wäre.

Uns Menschen kommt die alltägliche Arbeit immer so wichtig vor. Und doch hat niemand den gesamten Überblick. So hält eine Sekretärin es für unumgänglich, die Arbeit für ihren Boß gut zu machen, und nach Dienstscluß sich mit ihren Freundinnen über den neuesten Tratsch auszutauschen; am Abend noch die Lieblingsserie im Fernsehen, die nicht verpaßt werden darf. Einen jungen Studenten interes-

sieren vielleicht eher die neuesten Sportergebnisse und das nächste Treffen mit Freunden. Für einen Geschäftsmann wird es vielleicht von Bedeutung sein, wann das nächste Modell seines Mobiltelefons erscheint und wie die Börsenkurse an diesem Tag liegen. Eine Hausfrau macht ein gutes Geschäft, als sie ein paar Hosen für ihre Töchter günstig im Sonderangebot kauft. Ein Sportler versucht stundenlang, seine bisherigen Tagesrekorde im Laufen zu unterbieten. Eine Runde Männer hält es für wichtig, sich mehrfach in der Woche zu einem Bier zusammensetzen und über Frauen zu reden. All das gehört dazu! All das gehört zur Menschheit, zur Soziologie, zum Handel, zur Liebe und zur Entfaltung der Persönlichkeit. Und all das ist unwichtig.

Wer denkt an die Mutter, die nicht genug Geld hat, ihre Kinder zu ernähren? Oder den chinesischen Arbeiter, der für einen Hungerlohn und der ständigen Angst, in der Flut des Ersatzes erstickt und für immer vergessen zu werden? Diese Menschen haben keine Hobbys, ihre Tätigkeiten reduzieren sich auf das Wesentliche. Das, was notwendig und keinesfalls Zeitvergeudung ist. Auch für diese Leute ist das Heute egal, aber zumindest haben sie ihr Leben sinnvoll gefüllt. Ein Wissenschaftler ist in dieser Hinsicht so eine Zwischensache, weil er seine Zeit darauf vertut, nach etwas nicht akut Lebensnotwendigen zu forschen, aber trotzdem insgesamt einen die Menschheit mit Wissen, Technik und Erfahrung ausstattenden Dienst tut. Eine der maßgeblichen Erkenntnisse unter Wissenschaftlern und allen sonstigen Menschen sollte sein, daß der *Wert* von Mineralien, Metallen oder sogar *Aktien* eine Illusion ist. Allein von Wert ist Wissen: Erforschtes wie auch durch Kreativität Erbrachtes.

Wie dem auch sey: Wenn es eines Tages eintreten sollte,

daß ein riesiges UFO auf der Erde landet, echte intelligente Außerirdische aussteigen und uns begrüßen, dürfte klar sein, daß jegliche bürokratische Institution für mehrere Wochen einfriert, da es noch nie ein wichtigeres Ereignis für die Menschheit gegeben hat. (Vor allem jegliche Religionen dürften *zusammenbrechen*, da ihr Glaube auf den Vorsehungen der Götter fußt, die Außerirdische ganz gewiß niemals in Betracht gezogen haben!) Jedenfalls werden keine Gehälter mehr ausgezahlt, Bankgeschäfte und Börsen-Transaktionen frieren ein, die Polizei verrichtet keinen Dienst mehr, Versicherungen werden ungültig. Nur wirklich wichtige Behörden bleiben mehr oder weniger intakt, darunter Feuerwehr und Krankenhäuser. Vielleicht wird es nach dieser Übergangszeit niemals wieder so sein wie vorher. Doch wer diese mannigfaltige Sinnlosigkeit der meisten Behörden nicht schon vor der Landung eines UFOs erkannt hat, ist wirklich verloren!

Mein steifer Blick hatte sich in meinem Saftbecher verloren und noch immer hielt ich in meiner rechten Hand das Tütchen Salz, das ich aus der Cafeteria mitgenommen hatte. Ich schüttete die Körner schließlich in meinen Becher und trank ihn leer.

»Warum hast du da Salz reingekippt?« wollte Iniadeia wissen.

»Nun, Iniadeia, ...«

»Ich glaube, du kannst mich ab jetzt *Ina* nennen. Das machen alle so«, brachte sie mit einem Lächeln hervor und schaute mir friedfertig in die Augen.

»Also gut, Ina. Ich wollte sagen, ich habe für euch auch Salz mitgebracht. Da ist Jod drin. Ihr wißt doch, daß ich davon ausgehe, daß eine Atombombe die Verwüstungen da draußen angerichtet hat?« – Ina nickte. »Na ja, und da dachte ich an die Reportagen, die ich gesehen habe. Daß Soldaten im 2. Weltkrieg und bei den ganzen Atomwaffentests in den 60er Jahren Jod-Tabletten verabreicht bekommen haben, damit die Schilddrüse mit Jod übersättigt wird und nicht mehr das bei den Kernwaffentests anfallende und im Fallout niedergehende Jod aufgenommen werden kann. Denn das führt zu Schilddrüsenkrebs. Gegen das Cäsium werden wir wohl nichts tun können, ich habe auch keine Ahnung, wie man es detektieren könnte, geschweige denn wie wir uns davor schützen können.«

»Wow. Das klingt so, als verstehst du eine ganze Sache davon!«

»Na ja«, gab ich verlegen zu, »Ich höre eben genau zu.« – Mit diesem Wort reichte ich ihnen zwei Tütchen Salz hin, die Iniadeia wortlos nahm und in ihren und den Becher der Kleinen verteilte. Sie hatte wohl eingesehen, daß es nicht schaden konnte, und daß wir im Falle der Umgebung von echtem Fallout sowieso nichts Besseres dagegen tun könnten. Aber ich wette, auch ihr kam es ein wenig merkwürdig vor, noch nichts davon bemerkt zu haben. Vielleicht wußte sie auch nicht, wie sich das äußert oder war zu sehr mit der Hege der Kleinen beschäftigt. Mir kam es jedenfalls seltsam vor.

Einander Vertraute oder gute Freunde wird man nie durch den Kontakt an sich, sondern allein durch einzigartige gemeinsame Erlebnisse. Unsere Bindung aneinander war nun endgültig besiegelt.

11 Am höchsten Punkt

»Findest du irgendwas Brauchbares?« rief mir Ina zu, aber ich verstand es beim ersten Mal nicht. Man kann nicht sagen, daß es von irgendeiner Quelle her zu laut gewesen wäre; sie stand nur zu weit weg. »Was sagst du?« rief ich lautstark zurück.

Während ich weiter die Spinde der Krankenpfleger durchwühlte, sah ich im Augenwinkel, wie sie zu mir hergelaufen kam: »Also ich hab' da drüben nichts gefunden. Hast du was?«

»Nur diese Jacken.« Ich hielt sie ihr vor und sie betastete das dünne Baumwoll-Material, während ich aus dem nahen Fenster schaute und nicht nur den leichten Schnee im Vordergrund, sondern auch die dunklen Wolken am Horizont wahrnahm.

»Ich glaube, aus deinem Plan, in diesem Krankenhaus ein paar warme Klamotten aufzutreiben, wird nichts. Jetzt suchen wir schon zwei Stunden und alles, was wir gefunden haben, sind Gummi-Latschen, Kittel und Kleidung für Patienten. Nichts für draußen. Wenn wir nur ein richtiges Klamotten-Geschäft hätten!«

»Und wieso haben wir das nicht?« wandte ich mich der besorgten und verzweifelnden Ina zu. »Wir müssen doch nur einen Laden finden, der noch nicht eingestürzt ist! Und den plündern wir dann! Wen sollte das jetzt noch interessieren?!«

»Das Krankenhaus verlassen?« sah sie mich schockiert an. Und mir fiel nur eine einzige Antwort ein.

Die Entscheidung, dem Hospital den Rücken zu kehren, fiel mir sicherlich leichter als den anderen beiden. Vielleicht auch nur, weil es mir als erfahrenere Person einfacher fällt, große Zusammenhänge zu erkennen und weiter in die Zukunft zu planen. Irgendetwas zog auf, das wußten wir alle. Ich hatte wie immer meine Theorien und dachte auch daran, daß wir noch Lebensmittel bräuchten, die wir am besten in einem Supermarkt bekommen. Von dem Cafeteria-Fraß hätten wir sowieso nur ein paar Tage überleben können.

Sicher, das Krankenhaus war nicht schlecht. Zwar immer die Gefahr, sich mit unheilbaren Krankheiten anzustecken, aber immerhin medizinische Ausrüstung, bequeme Betten und ein sicheres Dach über dem Kopf. Aber sollten wir dort den Rest unseres Lebens verbringen? Wieder entsann ich mich an das Dunkle am Horizont.

Zwei oder drei Stunden hatten wir alle Etagen nach Kleidung abgesucht. Wenn wir wenigstens etwas Nützliches gefunden hätten, wie wir es von einem Gebäude dieser Größe erwarteten, hätte ich mich durchaus entschließen können, noch ein paar Tage länger zu bleiben. Aber bereits bei Tagestemperaturen fröstelte es mich am Oberkörper, und nachts war es unerträglich. Hätten Tote umhergelegen, wäre ich auch bereit gewesen, mich an deren Klamotten zu bedienen. – Wenn auch widerwillig, da die Leichen nun schon einige Tage alt waren. Aber bis auf die drei Verstorbenen im Operationssaal und einer Art Hausmeister im Untergeschoß, den Ina in der Nähe der Verwaltungsbüros gefunden hat, schienen keinerlei Menschen im Haus zu sein. Wurden sie alle evakuiert? Aber wohin nur? Dieser Frage versuchte ich ja schon seit der Suche nach Cadaida nachzugehen! Für eine Stadt dieser Größe schienen es einfach zu wenig Leichen zu

sein!

An höchster Stelle der Prioritätenliste standen Nahrung und Kleidung. Der Kleinen ging es wieder einigermaßen gut, jedenfalls sah sie nicht so aus, als würde sie wieder ohnmächtig werden oder die Wunde sich neu entzünden. Das nächstwichtigste Ziel wäre das Erreichen eines sehr hohen Punktes zu sein, um das mitgeführte Funkgerät optimal einsetzen zu können. Um zu lauschen, ob es überhaupt noch irgendeine Form von Leben in der Nähe gibt. Militärischen Funk, zivilen Funk, und wenn es nur ein Hobby-Funker in seinem Luftschutzkeller ist, der diese Apokalypse irgendwie überlebt haben sollte! Hier im Krankenhaus hatte ich in der höchsten Etage an einem Flurfenster das Funkgerät schon ausprobiert. Bis auf Rauschen war da nichts herauszuhören, das einem menschlichen Signal ähnelte. Entweder war da wirklich niemand oder wir standen einfach nicht hoch genug. Meiner Meinung nach hatten wir die besten Chancen auf guten Empfang auf dem Dach vom Firmengebäude von *Impact Managements*.

Fast dreihundert Meter war der Laden hoch, ringsum aus Glas und mit viel Aluminium. Das Ding sah wirklich imposant aus und war von keinem Ort weiter als fünf Kilometer um die Stadt herum zu übersehen. Umso erstaunlicher die Tatsache, daß es nach dem mutmaßlichen atomaren Anschlag überhaupt noch stand. Aber die Impact-Managements-Firmenzentrale war sowieso am Stadtrand errichtet, in einem Gebiet, in dem die Gebäude kaum Schäden davongetragen hatten. Auf dem Weg zum Krankenhaus hatte ich den Tower schon erspäht, war mir aber nicht sicher, ob er nicht doch was abbekommen hatte. Und selbst wenn er nur noch halb so hoch sein sollte – das war immer

noch ein Vielfaches von der obersten Etage des Hospitals. Von dort bestanden also die besten Chancen, jemanden zu erreichen.

Die Nacht über blieben wir noch im Krankenhaus und hatten eine recht ruhige und sorgenfreie, wenn auch hungrige Nacht. Die Mädchen schliefen zusammen in einem Bett und ich wachte neben ihnen auf der Couch, bis auch ich einschlief. Ein letztes Mal durchstöberte ich mit müden Augen die nebenliegenden Magazine und Zeitungen, ergötzte mich kurz aber wenig erfreut an den strahlenden Gesichtern, authentischen Geschichten und bunten Reklameblöcken, und blätterte schließlich weiter. Dann legte ich die Zeitschrift und damit die Menschheit mit ihrer eigenartigen Kultur und ihrem Trieb zu mutwilliger und profitgeiler Zerstörung beiseite. Und schlief selbst ein.

Im Traum hörte ich meinen eigenen Herzschlag und spürte, wie sich die Luft um mich herum verdichtete. Das nahende Ungemach war zu spüren, bewegte meine Seele mehr noch als in den ersten Tagen, als ich rein gar nichts verstand. Auch jetzt war es nicht anders: Alles erschien noch immer so unreal, daß ich kaum an dessen Existenz glauben wollte. Wären die Mädchen nicht gewesen, wäre ich vermutlich durchgedreht oder hätte schon längst Selbstmord begangen. Gelegenheiten dazu gab es nicht zu selten; mehr noch – die ursprüngliche Quelle meiner Kraft, nämlich die Hoffnung, Cadaida zu finden, war verloren. Seit Tagen hatte ich wegen der aufregenden Ereignisse nicht wirklich an sie gedacht. Wenn nicht eine solche Beobachtung ein neues Leben einleitet, welche dann?

Tatsächlich fiel mir auf, daß sich mein gesamter Tagesablauf nur noch auf das Überleben zu konzentrieren schien. Wie schnell doch hatte ich Kultur und aversives Denken abgelegt zugunsten der ständigen Frage, woher Nahrung und Antworten kommen sollen. Aber wo im *gewöhnlichen* Katastrophenfall spätestens nach ein paar Tagen Klarheit über die Ursache und Folgen herrscht, bleibe ich weiterhin in Ungewißheit. Niemand wird mir letztlich sagen können, was wirklich geschehen ist. Ein Überlebender, den wir vielleicht noch treffen, wird vermutlich ebenso mit nicht belegbaren Vermutungen hantieren und ebenso wird es ihm an Mut fehlen. Die Welt stirbt nicht, sie ist bereits gestorben.

Ich erwachte kurz darauf und spürte meine Arme nicht mehr. Mein Stöhnen hörte niemand, und sollte auch niemand hören, weil ich meine Schwächen nicht offenlegen wollte. Die unbequeme Haltung auf der Couch führte dazu, daß ich mir wohl die Hauptkanäle fürs Blut zu den Gliedmaßen abklemmte. Beide waren – wie man im Volksmund sagte – *ingeschlafen*. Nun lag ich also einige Minuten auf dem kalten Boden im Dunklen und versuchte meine Arme zuckend zum erneuten Blutfluß anzutreiben. Etwas benommen und mit ausgestreckten Armen torkelte ich durch die Finsternis auf der Suche nach der mit Wasser abgefüllten Flasche. Wenn ich es mir nicht einbildete, hatte ich in den letzten Tagen verstärkt Durst verspürt.

Zur Couch zurückkehrend, blickte ich die beginnende Dämmerung, die ein dunkelrotes Feuer an den Horizont brachte. Früheste Sonnenstrahlen durchdrangen die diffusen Wolkenballen und ließen sie ganz zart schimmern; sich kaum vom noch schwarzen Himmel abhebend. Ungewöhnlich und beängstigend. So etwas hatte ich mein Leben lang

nie zuvor gesehen. Oder ich hatte nicht hingeschaut.

Den nächsten Morgen trat ich müde an, weckte die Mädchen, die offenbar ebenso schlecht geschlafen hatten: Inia-deia war kaum wachzubekommen; die Kleine überzeugte ich dagegen mit dem Versprechen, an diesem Tag endlich einmal ausreichend Nahrung aufzutreiben. Ein Krankenhaus ist eben kein Ort, wo viel Eßbares herumliegt. Warum dann also nicht dorthin gehen, wo es in Regalen aufgebahrt, in Kisten und Flaschen verpackt und tütenfertig zum Mitnehmen herumsteht?

Die ersten Schritte auf die Straße fielen uns leicht; reine Luft und etwas Kälte taten uns ganz gut. Sie werden wohl immer guttun, egal wie krank oder allein man ist. Auch war die Atmosphäre relativ klar, man konnte weit sehen. In den ersten Tagen hier lag noch eine Art von Dunst oder Nebel auf den Straßen zwischen den Gebäuden. Vielleicht eine Art Nachfall an Staub durch die eingestürzten Gebäude.

Doch der Anblick einer leergefegten Stadt brachte noch etwas anderes mit sich: Jeder Schritt führt einen viel weiter und gleichermaßen ins Nichts. Es stellte sich unweigerlich die Frage: »Was mache ich mit all dem herrenlosen Besitz?«

Verwaiste Gebäuderuinen, herrenlose Autos, Tote. Ein ernüchternder Anblick, der das Glück der die Nase umwehenden kalten Luft gleich wieder zunichte machte. Konzentriert blickte ich mich um, starrte einige Sekunden auf jedes Fenster, dann fuhr ich mit meinem Blick die Dächer ab. Nichts. Absolut nichts. Nichts bewegte sich, nichts lebte. Unsere eigenen Geräusche, vornehmlich natürlich die

Schritte, hallten umso lauter. Iniadeia beobachtete die ganz langsam über uns in großer Höhe ziehenden Wolken genauso fasziniert wie ich; ihr kamen sie sicherlich genauso unwirklich vor wie mir. Nur die Kleine interessierte sich für etwas anderes, etwas das einem Kind gereicht. Wer als Erwachsener, wie man mich und Iniadeia ansprechen konnte, bereits etwas mehr vom Leben gesehen hat, weiß es auch mehr zu schätzen, weiß es mehr zu vermissen. Und umso auffälliger wirkten die zuvor undeutlichen Änderungen auf einen ein. Etwa die langsam ziehenden Wolken, die man aus seinem Vorleben gar nicht kannte. Ebenso war es eine neue Situation für uns, in der Gefahr des Verhungerns zu stehen. Ein neues Leben mit der permanenten Suche nach Antworten und Essen hatte begonnen. Das einzige unserer Situation anzugewinnende Gute war das Bewußtsein, stets *genug* Essen und Kleidung zu finden, *wenn* wir sie fänden. Denn es gab ja niemanden, der sie uns streitig machen würde. Ebensowenig kämen uns Polizei oder andere Behörden in die Quere, mit dem Finger auf uns zeigend und unsere plündernde Strategie des Überlebens kritisierend.

»Wenn wir was zu essen brauchen, kenne ich genau den richtigen Ort«, waren ihre Worte, als sie den Blick langsam vom Himmel herunter in mein Gesicht senkte. Und ich glaubte ihr sofort.

»Ein bestimmter Supermarkt?«

»Fast noch besser!« warf Iniadeia ein: »Ich bin dort immer mit meiner Mutter einkaufen gegangen. Da gibt es Lebensmittel und auch Klamotten aller Art. Wir brauchen uns nur zu bedienen.«

»Das klingt perfekt. Wo geht's lang?«

»Ist nicht weit. Komm!« rief sie zu der Kleinen, die am

Boden mit ein paar Kieseln spielte und nahm sie bei der Hand. Wie sie aufstand, sprang sie ein wenig herum – ein Anzeichen des jungen Kindes im allgemeinen, all das hier nicht verstehen zu können. Am Ende wird sie es sein, die am besten mit der uns umgebenden Situation zurechtkommen wird. Weder meine Erfahrung, noch Iniadeias Mütterlichkeit. Sondern allein der Kleinen Naivität, ihr ungetrübtes Empfinden, ihre freie Gesinnung. Und ich wollte ihr folgen.

Zunächst folgte ich jedoch Iniadeia, war sie doch diejenige mit den Ortskenntnissen. Einige Minuten lang folgten wir der menschenleeren Hauptstraße, immer entlang an unschuldig parkenden Autos, die durch herabgestürzte Trümmer teilweise erheblich eingedrückt worden waren. Bei vielen war die Vorderscheibe zerschlagen; andere Wagen schienen auf den nächsten Blick intakt zu sein, hatten allenfalls eine millimeterdicke Staubschicht auf dem Lack.

Iniadeia und ich sahen hin und wieder in ein paar der Autos hinein, manchmal auf der gleichen Straßenseite, ab und zu teilten wir uns auch auf und jeder übernahm einen anderen Bürgersteig. Sogar an Haustüren zu klingen vergaßen wir nicht. Aber die wenigsten ließen sich öffnen, Wohnhäuser waren generell verschlossen, wie sie sein sollten. Einige offene Tore führten vermutlich nur in einen verwinkelten Hinterhof, der keineswegs unser Ziel sein sollte.

Hier in diesem Viertel, wo noch die meisten Gebäude standen, konnte man diese Prozedur vornehmen. In anderen Stadtteilen – so hatte ich es gesehen und so hatte ich es erlebt – hätte man sich krampfhaft und vergeblich an der Vorstellung versucht, wie die Trümmer vor ihrem Auseinanderreißen zu Gebäuden vereint waren. Manchmal gelang es, manchmal nicht.

Hin und wieder – wenn man mit den Augen einen vernünftigen Blick erzeugte und etwas schielte – konnte man sich einbilden, die Welt wäre wieder normal. Der Blick in eine leere Gasse hätte jenem Anblick entsprochen, den ich auch vor *dem Ereignis* gehabt hätte, würde ich in diese einsame Gasse blicken; kein Unterschied also. Wenn ich auf den Markt geschaut hätte und dort wäre gar niemand gewesen – das hätte mich schon eher beunruhigt.

Aber alle meine Gedanken änderten nichts daran, daß wir uns langsam auf unser Ziel zubewegten. Einem Ziel, das wir des Überlebens wegen erreichen wollten. Ein Ziel, das Teil unserer neuen Geschichte, unseres neuen Plans war. Würde dieser Plan enden, wenn wir wirklich mit diesem Funkgerät irgend jemanden erreichen würden?

Immer wieder stellte ich mir die Frage, während ich die Mädchen beobachtete: Wenn wir wirklich Kontakt mit jemanden aufnehmen würden, der etwas mehr Durchblick hätte, etwa das Militär oder eine zivile Gruppe aus Überlebenden ... Und sie würden uns mitteilen, es hätte tatsächlich einen Atomanschlag gegeben, der aber nur unsere Region, das heißt ein paar Städte betroffen hätte! Könnte ich ihnen glauben?

Tief in mir drin werde ich immer ein Zweifler sein. Das mag damit zusammenhängen, daß ich nur wenig Vertrauen in die Menschen habe und mir gerne meine eigene Meinung bilde. Was ich nicht gesehen oder erfahren habe, muß ich nicht wirklich glauben. Es wäre seltsam, wenn sich jemand die Mühe machte sich auszudenken, daß es den Kontinent Afrika gibt. Er mag sicher da sein, das behaupten Millionen von Leuten und Atlanten und sogar das Internet. Aber habe ich den Kontinent selbst gesehen? Nein! In diesem Moment

gibt es keinen Grund seine Existenz zu akzeptieren. Warum sollte ich also der Aussage einer Stimme am Funkgerät Glauben schenken? Weil sie die einzige Informationsquelle ist, an die ich zur Zeit herankomme?

Weiter stellte ich mir die Frage, wieso man Atombomben auf eine so unbedeutende Region wie diese hier losläßt und sonst nirgendwo auf der Welt. War es ein Unfall? Oder gab es hier vielleicht irgendeinen geheimen militärischen Bunker, der das eigentliche Ziel der Atomrakete war? War es überhaupt keine Atomrakete und die Stimme am Funkgerät wüßte es nicht besser; würde quasi ebenso wie ich die Beobachtungen zum Wahrscheinlichsten interpretieren?!

Viel plausibler ist dagegen die Annahme, daß *es* weltweit passiert ist, alle Regionen gleichermaßen betroffen hat. Bei Therak – und damit mache ich alle Zweifler mundtot, die behaupten, in jedem Krieg gibt es Überlebende –, das was wir an Nuklearwaffen (selbst nach den Abrüstungsprogrammen) haben, reicht aus, um diesen Planeten tausendfach mit Radioaktivität zu umhüllen. Es ist nicht wichtig, ob die Raketen flächendeckend eingesetzt würden; es ist nicht einmal wichtig, ob sie alle Ziele getroffen haben, bevor beispielsweise ihre Silos zerstört oder evakuiert worden sind. Ein paar Dutzend Raketen hätten ausgereicht, um diese Welt für Jahrzehnte unbewohnbar zu machen!

Und nun komme ich zu dem, das mich immer noch im unstimmig erscheinenden Zweifel hält: Wie also gesagt, gehe ich – ohne nähere Informationen zu haben, quasi als Ableitung aus den weitreichenden Zerstörungen dieser militärisch unbedeutenden Region – von Nuklearwaffeneinsatz mit globaler Reichweite aus. Ich stelle ferner in den Raum, daß mindestens jede Hauptstadt der Welt durch Raketen

zerstört worden ist und auch jede größere Stadt zwischen ihnen. Bereits das dürfte 95 % der Weltbevölkerung ausgelöscht haben. Doch ist was dran an dem Sprichwort: »In jedem Krieg gibt es Überlebende.« Und damit meine ich nicht nur uns drei armselige Seelen.

Selbst Nagasaki hat ein Teil der Stadtbevölkerung überlebt. Zugegeben, günstigerweise hat die hügelige Landschaft bewirkt, daß geringere Oberflächenzerstörungen auftraten als beispielsweise bei Hiroshima. Aber in beiden Fällen gibt es Überlebende, die beim Einschlag der Bombe nur wenige hundert Meter vom Zentrum der Detonation entfernt waren. Sey es, weil sie sich in Kellern unterirdisch aufhielten, oder durch Betonwände anders geschützt waren. Und auch hier sey zugegeben, daß es so viele Überlebende gab, weil Rettungskräfte Brände löschten und die Trümmer nach Überlebenden durchsuchten. Ein Ereignis, das hier vollständig fehlt.

Wenn Geffeln und die Stadt, aus der ich kam, tatsächlich in einer relativ begrenzten Region lägen, die als einzige beschossen wurde, wieso sind dann innerhalb der vielen verstrichenen Tage bis heute keine Rettungskräfte erschienen? Wieso gibt es von Hundertausenden Einwohnern scheinbar nur drei Überlebende? Wieso sehen die Toten aus wie umgefallen statt verbrannt oder zerfetzt? Wieso macht es keinen Unterschied, wo wir die Toten sehen? In Autos beim Weg zur Arbeit, in der U-Bahn, auf der Straße mit Einkaufstüten oder einer Hundeleine in der Hand? Wieso sehe ich keine Tiere mehr? Wieso gibt es Anzeichen für eine Evakuierung der Stadt, aber keine Hinweise in den Medien darauf?

Entweder hier stimmt etwas ganz und gar nicht, oder ich habe einfach noch nicht genug Informationen beisammen,

um alles in einen schlüssigen Kontext zu bringen.

Weit war es wirklich nicht. Nach nur etwa zwanzig Minuten gemütlichen aber ausdauernden Gehens kamen wir auf einen Einkaufskomplex, dem ein großer Parkplatz vorstand. Hier mußten Hunderte von Autos stehen. Links erkannte ich schon auf Entfernung einen Schuh- und Klamottenladen, rechts daneben die Lebensmittel-Einkaufsmeile mit den dazugehörigen Imbißständen und Geldautomaten. Und hier lagen auch mehr Leute herum, als anderswo.

Zunächst glaubte ich den Grund dafür zu kennen: Wenn eine Evakuierung oder wenigstens ein Notstand angekündigt wird, kommt es meist zu Hamsterkäufen. Besorgte Familien und selbsternannte Survival-Freaks decken sich dann mit Kerzen, Waschpulver und Konserven ein, als gäbe es kein Morgen.

An sich ist das ja in Ordnung, nur fiel mir dazu schon vor langer Zeit etwas auf: Jedem ist klar, daß er in seinem Haushalt niemals Vorräte hat, um auch nur eine Woche lang zu überleben, geschweige denn mehr als drei Tage. Die meisten denken nur im voraus für den nächsten Tag und kaufen auch entsprechend ein. Eine Art nachlastender Fluch der modernen Gesellschaft, überall und jederzeit Lebensmittel verfügbar zu haben. Warum sollte ich mir auch das Haus vollstellen, wenn ich die Dinge jederzeit im Supermarkt kaufen kann?

Wirklich jederzeit? Im Krisenfall geschieht ein geradezu unheimlicher Run auf die Geschäfte und es kommt zu Plündereien und den berühmten Hamsterkäufen. Wer hier

nicht schnell genug ist, muß notfalls von seinen Vorräten für zwei Tage leben! Und mir fiel jedenfalls auf, daß man im Grunde das *ganze Jahr* über Zeit hat, in aller Ruhe sich tausend Büchsen Erbsen und zweihundert Stangen Kerzen, kiloweise Zucker und Mehl und Dutzende Liter Wasser zu kaufen! Ohne Streß könnte man sich einen Vorrat für ein Jahr zusammenstellen und niemandem käme das komisch vor. Man kauft eben alles dann, wenn es auch verfügbar ist! Nur tut das keiner.

In diesem Fall hatte ich also erwartet, daß die Menschen wie von Sinnen die Geschäfte stürmen, sich einen Berg von Lebensmitteln und Klamotten in den Einkaufswagen legen und damit so schnell wie möglich das Auto volladen. Zu meinem Erstaunen gab es nicht einen Fall, der das zeigte.

Da war eine junge Frau an ihrem Einkaufswagen, sie lag tot neben ihm. In dem Wagen selbst lagen – wie ich ihn durchwühlte – zwei Joghurts, ein paar Bananen, abgepackte Salami, tiefgefrorene Kartoffelpuffer, ein Glas Chili-Sauce, irgendeine Diät-Milch und ein Beutel mit Brötchen. Nichts Auffälliges also. Sah mir nach einem stinknormalen Nachmittagseinkauf aus. Eine nicht allzu braune Banane nahm ich und Futterte sie beim weiteren Umschauen über den Parkplatz.

Iniadeia und die Kleine standen vor einem Schaufenster und sahen sich Kleidung an Puppen an. Auch neben ihnen lag ein toter älterer Mann, der für sie unsichtbar geworden war. Und für mich ebenso. Noch drei weitere Menschen lagen leblos in der Nähe des Haupteingangs zum Einkaufszentrum, ein paar weitere zwischen den parkenden Autos, einige am Steuer. Sie alle zeigten genau das, was auch schon von allen anderen Toten abzuleiten war: keine Anzeichen

für Angst, für Flucht oder radikale und hektische Einkäufe. Als wären sie auf Kommando umgefallen und wie Statisten liegengeblieben! Ich meine, wie anders ist es sonst zu erklären, wenn jemand tot noch hinter dem Lenkrad seines Autos sitzt? Und niemand in der Nähe den Anschein erweckt, ihm helfen zu wollen?

Genau so eine Situation fand ich vor und betrachtete sie genauer: ein Mann mit furchtbar dichtem Bart am Steuer, keine blutenden Wunden. Nur zwei Meter entfernt zwei alte Menschen mit Einkaufstüten, die eine hielt sogar noch den Trageriemen in der geballten Faust! Es gab keine andere Erklärung, als daß alle gleichzeitig verschieden sein mußten!

So merkwürdig mir dies auch erschien, brach ich mein Grübeln doch ab, denn mir ward kalt. Noch immer hatte Iniadeia meine Jacke und ich nur ein Hemd am Leib. Nicht gerade die richtige Bekleidung für diese Jahreszeit!

»Laßt uns zuerst ein paar Klamotten besorgen, in Ordnung?!« rief ich den beiden zu und winkte sie zu einem entsprechenden Geschäft, das bemerkenswert intakt geblieben war. Ich erinnere daran, daß weite Teile der Stadt nicht wiederzuerkennen oder von einem Kriegsschauplatz nicht unterscheidbar waren. Doch hier im Gebiet des Einkaufszentrums gab es – zum Glück für uns – kaum Zerstörungen. Die vielen herumliegenden Toten blieben das einzige Mahnmal an eine unverständliche Katastrophe. Ich betrat als erster den Laden.

»Ist da jemand?« drang ich vorsichtig vor, obwohl ich ziemlich genau wußte, daß alle tot waren. Ein Blick auf die Theke mit der Kasse bewies mir das: Ein Mann in feinem Zwirn lag davor, seine Aktentasche unter ihm. Er hatte sich

wohl gerade ein Paar Schuhe gekauft und wollte bezahlen. Es mußte genau in diesem Moment über sie gekommen sein, sein Bargeld lag noch auf dem Tisch, beschwert mit ein paar Münzen, während die Geldscheine aus der geöffneten Kassenschublade vom Wind getragen sich im Raum verteilt hatten. Und tatsächlich piff der Wind durch den schmalen Türspalt hier etwas stärker.

Die unnatürliche Haltung des Mannes kam mir bekannt vor – zusammengesackt wie bei einem Gehirnschlag, mit verdrehten Gliedern. Ich trat näher heran und warf auch einen Blick hinter die Theke, wo ich eine mittelalte Frau mit schwarzem Rock und weißer Bluse entdeckte. Beide Gesichter waren zum Glück nach unten gekehrt – so langsam konnte ich in diese sich ewig wiederholenden Todesfratzen nicht mehr hineinsehen. Und auch den Mädchen wollte ich den Anblick soweit als möglich ersparen, weshalb ich sie gleich zu den Regalen leitete und bei der Hand nahm:

»Ina! Du wirst dir jetzt bequem sitzende und warme Kleidung in deiner Größe besorgen, möglichst stabil und reißfest! Eine Hose, Pullover und was sonst noch dazugehört. Auch eine Regenjacke und Mütze wäre nicht schlecht. Laß dir nicht allzu viel Zeit, ich kümmere mich inzwischen um Kleidung für *sie*.«

Sofort eilte sie davon und stöberte zwischen den Kleiderstangen und Tischen mit aufgestapelten Anzihsachen. Auch wenn wir es nicht wirklich eilig hatten, es aber auch nicht zu lange dauern durfte, wollte ich ihr doch dieses seltene Vergnügen lassen, sich wie ein Mädchen in ihrem Alter zu benehmen. Wer weiß, ob es nicht das letzte Mal wäre, daß sie diese Möglichkeit hat!

»Und wir suchen uns jetzt was Schönes für dich, okay?!«

lächelte ich die Kleine an meiner Hand an und ging mit ihr in die Kinderabteilung. Bei den Hosen hielt ich eine Jeans an ihre Beine, um die Größe richtig abzuschätzen, die Kleine wollte ja noch immer keinen Laut von sich geben und hätte ihre Kleidergröße wohl auch nicht nennen können. Es ergibt ein recht beklemmendes Gefühl zu wissen, daß die gleiche Tätigkeit zuvor ihre Mutter oder ihr Vater durchgeführt haben, und nun *ich* ihr Vater geworden bin.

Beim Hemd war es einfacher: Dazu schaute ich ihr am Rückenausschnitt in die Jacke und suchte die auf dem Schildchen befindliche Nummer aus der Auswahl heraus. Zwei kleine Hemden, einen gestrickten bunten Pullover und eine etwas dickere Winter- und dünnere Sommerjacke. Ihre bisherige, löchrige und sehr dreckige Jacke nahmen wir ab und ließen sie vor Ort zurück. Auch Mütze, Schal und Handschuhe – jedenfalls einen – suchte ich aus und warf alles zunächst unsortiert in eine große Papiertüte, die ich aus dem Kassenbereich mitgehen ließ. Wie ich meinte, war für ordentliches Packen später noch Zeit. Vor allem wußten wir ja nicht um die Menge der Lebensmittel Bescheid, die wir noch zu transportieren hätten.

Als ich kurz nicht hingesehen hatte, war die Kleine zu einem Regal mit Rucksäcken und Taschen für Kinder gelaufen und hielt bereits einen in der Hand: »Nun, ich glaube, den hast du gut ausgesucht!« lobte ich sie und setzte mich daneben. Zusammen öffneten wir die Reißverschlüsse und packten ein paar Kleinigkeiten aus ihrer alten Jacke hinein. Daß sie selbst auch einen Rucksack tragen würde, fand ich ganz gut, so könnten wir auch mehr Lebensmittel transportieren.

Auf dem Weg zum Schuhregal trafen wir auf Iniadeia, die

gerade ein Paar Bergstiefel anprobierte und darin herum-
lief. Ich kniete vor ihr nieder und drückte ein wenig an den
Schuhen herum: »Die sind schon nicht schlecht, aber ich
glaube, ein wenig schwer. Im Moment mag dir das nicht so
vorkommen, aber wenn du ein paar Kilometer mit je einem
Kilo am Bein gelaufen bist, wirst du wissen, was ich meine.«
– »Ach, das macht mir gar nichts! Ich hatte sowieso ganz
andere Schuhe vor Augen, die liegen da hinten. Sind viel
leichter, aber ebenso warm! Und habt ihr euch was Schönes
ausgesucht?« richtete sie ihre Worte an die Kleine. Sie nickte
und zeigte mit der Hand auf die Papiertüte. Zeitgleich
präsentierte sie sehr stolz und mit einem beherzten Lächeln
auf dem Gesicht ihren neuen Rucksack.

Ich griff ihr unter die Arme und setzte sie auf einen Stuhl.
Dann ging ich kurz fort, nahm mehrere Paar Schuhe für
Kinder auf die Hand und kehrte zurück. Aber ausnahmslos
alle Paare, die ich ihr an die Fußsohlen hielt, waren viel
zu klein. Hektisch stand ich auf und wollte wieder los, um
andere Schuhe zu holen, da hielt mich Ina am Arm fest:

»Kümmere du dich erst einmal um eine Jacke! Ich mach
das schon. Wir kommen klar.« Daraufhin warf sie erst mir,
dann der Kleinen ein warmes Lächeln zu.

Das Angebot annehmend, begab mich in die Herrenabtei-
lung, kramte relativ schnell eine robuste Lederjacke heraus
und nahm noch eine Regenjacke für Bergsteiger mit. Nicht
zu auffällige Farben, man weiß ja nie. Und an sonstigen Kla-
motten ebenfalls alles doppelt: zwei Paar Hosen, Hemden
und Pullover, Ballen mit Strümpfen im Fünferpack, Unter-
wäsche und eine warme Mütze. Mit einem riesigen Haufen
Klamotten kam ich zu den Mädchen zurück – Ina hatte
inzwischen passende Schuhe für die Kleine herausgesucht

und sich selbst und der Kleinen bereits ein Set an neuer, sauberer Kleidung angelegt – und stand vor der Feststellung, daß das alles zu viel sein könnte. Aber notwendig war es!

Nun wechselte auch ich Hose, Jacke und Schuhe, wodurch die zusätzlich mitzuführende Kleidung bequem in zwei Papiertüten paßte.

»Hast du alles gefunden?« sprach ich Ina an, »Und am besten alles zweimal?«

»Ja, ist alles hier! Hatte ich auch schon bedacht. Man fühlt sich gleich ganz anders mit neuen Klamotten! Und hast du jetzt alles gefunden? Ich hab' nämlich einen ganz schönen Hunger!« Und die Kleine nickte zustimmend. »Also schön, dann suchen wir uns jetzt Lebensmittel aus! Mir nach!«

Eine gewisse Vorfreude brach aus, in dem Wissen, in wenigen Minuten wieder vernünftige Lebensmittel zu bekommen und uns – allein schon durch die Größe des Einkaufsmarktes – sattfressen zu können, wie wir wollten. Darüber hinaus hoffte ich, dort auch noch ein paar andere, nicht eßbare Kleinigkeiten zu bekommen.

Gleich an der Eingangstür löste ich einen Einkaufswagen aus und setzte die Kleine in den ausgeklappten Kinderstuhl. Die Taschen mit Klamotten legten wir im Korb ab. Doch schon wenige Meter, nachdem wir das Gebäude betreten hatten, sah man seine Hand nicht mehr vor Augen. Anders als im Klamottengeschäft gab es keine großen Schaufenster aus Glas, Tageslicht drang also kaum ein. Nur im Eingangsbereich erkannte man noch die Umrisse von einigen Leichen

und einigen Geschäften, einem Bäcker, etwas das wie ein Imbiß aussah sowie von einem Zeitschriftenstand. Trotz der Dunkelheit fuhren wir aber ein und es war nicht zu übersehen, daß die Mädchen sich nun ganz dicht an meiner Seite aufhielten.

Wie gesagt, war der Eingangsbereich ziemlich düster ausgeleuchtet, an jedem Objekt klebten Schatten. Weiter hinten im Supermarkt wurde es wieder heller, soweit ich das überblicken konnte. Aber dieses Beispiel zeigte doch eindringlich, wie abhängig die moderne Zivilisation vom elektrischen Licht geworden war: Noch nicht einmal ernähren würde sich der Mensch können! Hah!

Was zu erkennen war, blieb undeutlich. Eine Ahnung im Dunklen. Etwas, das wie ein Regal aussah, sich aber als Wand entpuppte. Oder eine übersehene Leiche am Boden, weil man sie für eine Bodenfliese hielt. Wie also sollten wir vorgehen?

Elektroniksachen standen gleich ganz vorne hinter dem Drehkreuz am Eingang. Eine Taschenlampe zu finden, war meine nächstliegende Hoffnung. Die bisherige Lichtquelle vom Fahrrad hatte längst den Geist aufgegeben, brannte ein paar Sekunden und ging danach aus; ebenso waren die Feuerzeuge ausgebrannt. Das umgebende Restlicht reichte gerade noch aus, um die Gegenstände im Regal mit viel Mühe zu erkennen.

Ein Radio! Erst wußte ich nicht, was ich da tatsächlich in der Hand hielt, es war ja nur ein Karton. Aber das war eindeutig ein Radio! Ideal!, dachte ich und packte es sofort aus. Batterien fand ich gleich im Regal nebenan und legte sie ein. Ina griff derweil nach einigen Taschenlampen, die ebenfalls im Batterie-Regal hingen und bestückte sie

gleichso mit Batterien.

Ungeduldig schaltete ich das Radio ein. Und es funktionierte. Das anfängliche Rauschen stellte ich lauter, dann wechselte ich Frequenz und Modulation. Aber nichts. Einfach kein Signal. Kein Piepen, nicht einmal ein im Klang verändertes Rauschen. Es gab nur dieses eine, dieses monotone Rauschen.

Ina schaltete die neu bestückte Taschenlampe ein und blendete mir damit ins Gesicht. Und erst jetzt wurde ich der Besonderheit gewahr, überhaupt ein Licht zu sehen . . . , daß auch das Radio funktioniert. Ich rufe mir in Erinnerung, daß andernorts nur im Ausnahmefall irgendeine Form von Elektrizität den mutmaßlichen, bei der Nuklearexplosion erzeugten EMP überstanden hatte. Aber hier schienen elektrische Geräte nicht betroffen gewesen zu sein; dies stimmte auch mit der Beobachtung weitgehend unzerstörter Gebäude überein. Dann hatten wir mit diesem Ort hier also wirklich Glück – Lebensmittel, saubere Kleidung und funktionierende Elektronik. Daß das Radio trotz ausgefahrener Antenne nur Rauschen empfing, war sicherlich nicht die Schuld des Geräts an sich, sondern bestätigte im Grunde nur meine insgeheimen Befürchtungen. Immerhin blieb uns noch das CB-Funkgerät, das ja auf anderen Frequenzen arbeitet, und das wir demnächst auf dem Dach eines sehr hohen Gebäudes testen wollten. Wer weiß, welche Form des Rauschens wir damit auffangen könnten!

»Gut, jeder nimmt eine«, drückte ich jedem der Mädchen eine Taschenlampe in die Hand: »Wenn wir uns aufteilen, haben wir die Sachen schneller zusammen, die wir brauchen. Die Kleine fährt mit mir.«

»Okay. Was soll *ich* beschaffen?« atmete sie schwer. Und

ich sah die Angst, die ihr im Gesicht stand.

»Ina, ich weiß, die Gänge sind dunkel. Aber du brauchst keine Angst zu haben. Wir sind stets in deiner Nähe! Such' einfach den Kram zusammen und bringe ihn zum Wagen, wenn du keine Hand mehr freihast. Wonach du als erstes schauen sollst, ist Toilettenpapier, Kerzen, Zwieback und Knäckebrot. Kannst du dir das merken? Wenn du alles hast, kommst du zum Wagen zurück! Ich werde inzwischen versuchen, Konserven aufzutreiben. Alles klar?«

»Kann losgehen.« – Bewundernswerter Mut. Und ich war etwas stolz auf sie.

Auf dem Weg zu den Konserven, Büchsen mit Suppen und Fleisch kamen wir zwangsläufig am Obst und Gemüse vorbei. Die Kleine leuchtete mir mit der Taschenlampe den Weg, sodaß ich die zahlreichen am Boden liegenden Toten umfahren konnte. Als sie dann auf die Gemüseboxen leuchtete und ich die Lebensmittel durchsah, fand ich wie erwartet nur Verfaultes vor: Tomaten und Orangen ausnahmslos verdorben, das Karottenkraut so weit getrieben, daß es wie im Gewächshaus aussah. Sicherlich hätte man sich den Wagen immer noch mit Trockenfrüchten, Nüssen und dergleichen vollstopfen können; aber irgendwie mußten wir ja noch alles transportieren!

Gleichso war es auch mit den Konserven, die Büchsenkraut und Eintöpfe enthielten. Letztlich entschied ich mich dafür, für etwa sechs Tage Konserven und einen Dosenöffner mitzunehmen. Sicherlich gab es hier viele gute Konserven, aber alles in allem viel zu viel, um es mitzunehmen. Auch

Kekse packte ich ein und gab sogleich der Kleinen davon zu essen in die Hand.

»Ina?! Iß dich ruhig hier satt, wenn du was siehst! Das müssen wir dann nicht tragen!« rief ich durch die Gänge. Irgendwo da hinten leuchtete eine Taschenlampe, Ina selbst konnte ich nicht sehen. »Schon dabei!« rief sie zurück. »Aber kein Fleisch!« mahnte ich abschließend und wandte mich wieder der Kleinen vor mir im Einkaufswagen zu. »Denn Fleisch«, sprach ich nun ausschließlich zu ihr, »verdirbt ohne Kühlung schnell und man bekommt Bauchschmerzen!« – Dabei tippte ich mit der Hand auf ihren Bauch und sie lächelte mich an.

In der Kühlwarenabteilung war der Gestank kaum zu beschreiben. Ich mochte mir gar nicht ausmalen, welche Kategorien von Lebensmitteln gerade verdarben und Pilze auf ihnen wuchsen: Shrimps? Hackfleisch? Erbsen? Da war alles möglich! Allerdings war dem Gestank verfaulender Lebensmittel noch ein anderer Geruch zugeordnet. Und erst, wenn man sich auf ihn konzentrierte, war er überhaupt wahrzunehmen: der Gestank von Leichen.

Genau betrachtet, waren wir von ihnen umgeben: zwei vor uns im Gang und eine hinter uns. Mittlerweile waren wir an mindestens ein Dutzend Körpern vorbeigefahren. Und die Kleine hatte all das mitangesehen. Doch der wahre Schock sollte erst im nächsten Gang folgen; unglücklicherweise einem Gang, den wir nicht ignorieren konnten.

Vorsichtig ging ich vor, als ich den Wagen schob. Keine Körper auf dem Boden. Aber ein Einkaufswagen mitten im Weg. Und in dessen Sitz – ein totes Mädchen.

Die Kleine hatte ihr Gegenüber entdeckt, noch ehe ich mich in die Sichtlinie stellen konnte. Immerhin leuchte-

te sie mir mit der Taschenlampe den Weg und mußte sie zwangsläufig eher entdecken. Nun, da es zu spät war, schob ich weiter und hielt neben dem anderen Wagen an.

Der Campingkocher, den ich hier zusammen mit einigen Flüssiggas-Kartuschen aus dem Regal nahm, war dringend erforderlich, um unser Essen erwärmen zu können. Und es tat mir furchtbar leid, als die Kleine hinübersah und in nicht einmal einem halben Meter Entfernung eine Tote sah, die nicht viel jünger als sie gewesen ist.

»Sieh' nicht hin.« – Erst wollte ich noch eine beruhigende Begründung nachliefern, aber mir fiel nichts Gescheites ein. Es blieb bei diesem Satz. Wie sollte ich auch etwas erklären können, das ich selbst kaum verstand? Und ich stellte mir das Geschehene vor: Ihr Vater läßt rasch den Wagen stehen, um etwas anderes zu besorgen. Aber er schafft es nicht mehr zurück. In nur zehn Metern Entfernung verendet er in irgendeinem Flur, während seine Tochter hier stirbt!

Wie auffällig!, dachte ich. Wie auffällig!, grübelte ich. Und es stimmt: Was soll so schnell töten, daß es der Vater nicht einmal die paar Meter zurückschafft, um zu seiner Tochter zu gelangen? Es muß innerhalb von nur einer Sekunde getötet haben! Was sollte das sein? Wenn es ein Giftgas war, das sich in den letzten Tagen restlos verzogen hat, warum waren nicht dann auch wir Drei im Moment des *Anschlags* betroffen? Und wieso sind dann auch jene tot, die in abgedichteten Autos saßen? Und wenn es ein sich verbreitendes Gas war – so stelle ich mir weiter vor – wieso gibt es dann nirgendwo Anzeichen von Flucht? Zum Beispiel tote Menschen, die sich an den Ausgängen stauen. Oder Menschen, die versuchen sich Stoff vor Mund und Nase zu halten? Und ich kann mir auch kein Giftgas vorstellen, das alle innerhalb

von einer Sekunde zu töten vermag.

Plötzlich kam Ina um die Ecke gestürmt, unterbrach meinen Gedankengang und stoppte angesichts des toten Kindes abrupt. Die Dinge, die sie im Arm trug, warf sie achtlos in unseren Korb, ohne die Augen vom Gesicht des jungen Mädchens abzuwenden. Nach ein paar Sekunden besann sie sich und schaute wieder auf mich: »Ich habe das Zeug. Und gleich noch etwas Lampenöl dazu. Zwieback habe ich gefunden, Knäckebrot leider nicht. Alle anderen Brote waren vertrocknet.«

»Ist schon gut. Komm mit.« – Rasch fuhr ich den Wagen weiter und bog um eine Ecke. Ich selbst konnte nicht mehr den Anblick des toten unschuldigen Kindes ertragen. Irgendwohin wollte ich mein Unverständnis und den daraus resultierenden Haß fokussieren, fand aber nichts. So verpuffte alles.

»Das, was die Größe der Trauer über den Tod eines Menschen ausmacht, ist nicht das Ansehen oder dessen Berühmtheit, nicht einmal der Verlust seiner Erfahrung oder seines Wissens; denn all das kann man am Toten nicht sehen. Nein, es ist allein das Alter«, sprach ich mir zu und Ina legte teilnehmend ihre Hand auf meine Schulter.

»Soll ich noch was holen?« – Und ich nickte: »Ja bitte. Und zwar schaue einmal nach Zahnbürsten für uns, Zahncreme, vielleicht noch eine Nagelschere und eine Pinzette.« Sogleich stürmte sie wieder los. »Und so etwas wie Honigsirup, wenn du das findest!« rief ich ihr hinterher. Ich selbst fuhr mit der Kleinen dorthin, wo es Gefäße und andere Tupperware gab.

Auch hier kam es mir so vor, als würden uns die Toten beobachten: Zaghafte, als würde ich beim Stehlen beobachtet

werden, legte ich einen kleinen Topf und eine Pfanne in den Korb sowie drei Teller und Löffel. Das unwohle Gefühl dabei entstand aber weniger durch meine plündernde Tätigkeit als vielmehr durch die ständige Ansicht der Toten. Und ich wußte, daß sich dies in nächster Zeit keinesfalls ändern würde. Denn wer sollte all die Toten zusammentragen und begraben? Ich jedenfalls würde die Toten nicht mehr anfassen wollen – sie ekelten mich schon seit dem ersten Tag an!

Und je länger ich auf die Toten sah, desto mehr Details fielen mir an ihnen auf: Das waren alles stinknormale Leute mit Einkaufsbeuteln in der Hand, oder einem Mobiltelefon. Einer hielt sogar noch ein Glas mit Würsten fest umklammert! Alle wie umgefallen!

Eine Frau im grauen Kleid mit einer brauen Ledertasche – zusammengesackt, als sie sich gerade die beste Gurke aussuchte. Zwei Männer in Jeans und mit Regenjacke wollten offenbar gerade zusammen einen Sack Blumenerde auf ihren Wagen aufladen, als es sie traf: Beide liegen noch immer auf dem Sack nebeneinander. So leblos wie die Blumenerde.

Dort noch ein junger Mann beim Schokoladen-Sortiment. Gestorben, als er Pralinen für seine Freundin aussuchte, die ganz woanders, aber zur gleichen Zeit gestorben war. Vielleicht so eine Art Schockwelle?, stellte ich mir vor. Eine Schockwelle gar, die von der Atombomben-Explosion kreisförmig ausgeht und alles durchdringt. Was erfaßt wird, stirbt. Aber nein, das paßte auch nicht ganz: Hier gab es keine Beschädigungen am Gebäude, kein Regal war umgefallen, noch nicht einmal die Gläser zersprungen. Nein, einfach alles deutete darauf hin, daß jeder einzelne hier im Einkaufsmarkt (und auch sonstwo) auf der Stelle zusam-

mengesackt ist! Alle wie umgefallen!

Wieder kam Ina hastig herangeeilt und warf die zu beschaffenden Dinge zu den anderen in den Wagen. »Und nun? Was brauchen wir sonst noch? Ich habe auch noch Salami mitgebracht, die ist abgepackt!« Ich betrachtete mir die Salami; sogar im Sonderangebot, stellte ich nüchtern fest. Aber okay.

Zumindest für Ina schien das *Glück* einkaufen zu dürfen, so erheblich groß, daß sie mit einem Lächeln durch die Regale ging und sich vermutlich die normalsten Gegebenheiten einbildete; daß alles so sey, wie es sein sollte. Etwa, wenn man kurz vor Ladenschluß einkauft, dann ist nämlich auch alles derart verlassen.

»Das letzte Zeug suchen wir zusammen«, beruhigte ich ihren Elan. Der Kleinen war das egal, sie knabberte weiterhin an den Keksen, die sie von mir erhalten hatte.

Wir drangen zur Kosmetikabteilung vor und ich kam aus dem Kopfschütteln nicht mehr heraus: zwei Dutzend verschiedene Brauntöne, um seine Haare zu färben, Fingernagellack, Haarspray und Cremes gegen das Altern. Als würde man an Horoskope glauben – tiefstes Mittelalter in meinen Augen. Auch Ina war mein Mißverständnis nicht entgangen. Sie sagte zwar nichts, aber sah wie ich ein, daß uns all das ganze Zeug nichts nützen würde. »Alles Quatsch! Was wir brauchen, ist Seife!« platzte ich ungeduldig hervor. Und die fand ich schließlich auch: Kernseife und Desinfektions-Gel, um uns die Hände reinigen zu können sowie Schwämme für die gründlichere Körperreinigung. »Sehr ihr die Toten? Es ist jetzt wichtig, uns sauber zu halten!« ermahnte ich die unschlüssigen Mädchen. »Ina? Siehst du bitte mal dort vorne nach Vitamin-Tabletten, möglichst mit Jod? Und auch

Kohle-Tabletten, wenn die so was hier haben.«

Ina kehrte nach nur einer Minute zurück und warf die verschiedenen Päckchen in den Wagen. Während sie zur Platzersparnis alle Schachteln aufriß und die Lebensmittel und anderen Dinge in unseren Rucksäcken und Taschen verstaute, stellte sie eine interessante Frage: »Warum bleiben wir eigentlich nicht hier? Hier gibt's doch alles! Wir könnten von dem Essen hier mindestens einen Monat lang leben!«

»Nur weißt du nicht, was noch über uns kommen kann. Du bedenkst auch nicht, daß hier überall Tote herumliegen, sodaß bald eine Seuche um sich greifen könnte. Die Ansteckungsgefahr in der Nähe von unbegrabenen Leichen ist einfach zu groß! Und einen Monat bei dem Gestank hier will ich nicht hierbleiben! Du etwa? Besser ist es, unabhängig zu sein. Wenn unsere Vorräte zuneige gehen, können wir immer noch in einen Supermarkt gehen, um nachzufüllen. Es ist ja niemand da, der sie uns streitig machen wird! Es ist die alte Geschichte, Ina: Menschen werden geboren, enteignet und entmündigt; sie werden zu Eigentum der Regierungen. Wir sind abhängig von Apotheken, Supermärkten und Zeugnissen, um ausüben zu dürfen, das uns interessiert, und um uns am Leben zu erhalten. Allein der ist frei, der sich vollständig selbst versorgen kann mit Kleidung und Essen!«

Zufällig standen wir auch gerade vor dem Regal mit Haarreifen, sodaß ich einfach einen nahm und ihn der Kleinen auf den Kopf setzte, die sich sogleich darüber freute. Wortlos wie immer, aber eben mit Erheiterung.

Auf unserem weiteren Weg kamen wir in die Spielwaren-Abteilung, wo natürlich die Kleine große Augen bekam. Be-

sonders ein Puzzle schien es ihr angetan zu haben, das wir schließlich einpackten. Zur weiteren Unterhaltung nahmen wir auch einen Tennisball, einen Block Papier und Malstifte mit. Ich nahm einen weiteren Rucksack vom Regal, als unsere anderen Taschen vollgepackt waren. Ina holte derweil Bindfaden von dort, wo es Klebeband gibt, und auch Frischhaltefolie. Ich besorgte Wasserflaschen und sie neue Feuerzeuge. Und dann fiel mir etwas auf:

»Seid mal still! Da hinten ist irgendwas! Ich höre was!« Der Kleinen die Taschenlampe abgenommen, leuchte ich in jene Richtung, aus der ich meinte, von dort Geräusche vernommen zu haben. Wie ein leises Rauschen. Oder doch wie Worte? Ina blieb beim Wagen, ich ging voran. Die Stimme wurde lauter, ich identifizierte Worte. Aber sie klangen wie die Worte aus einem Fernseher. Wie Werbung.

So laut und nur noch wenige Meter entfernt. Ein unermüdliches Gequatsche von einem Typen, der einem etwas verkaufen wollte. Anhand seiner Worte so sicher als Verkäufer zu identifizieren, wie um die Gefahr einer zischenden Schlange zu wissen, ohne ihre Worte zu kennen. Nun, bei der Fernseh-Stimme wußte ich nur noch nicht, *was* eigentlich verkauft werden sollte.

Ein Blick um die Ecke und ich stand am Ende eines langen Regals, wo ein Raum für spezielle Produkte reserviert war. In mehreren Laden sah ich Super-Kleber, fantastisch beschichtete Pfannen, unglaublich effektiven Badreiniger und Staublappen, die einfach alles wegwischen konnten. Fehlte eigentlich nur noch das Perpetuum mobile, dachte ich mir. In einem kleinen Flachbildfernseher lief in dunklem Bild ein sich wiederholendes Programm ab, in dem Anwendungsbeispiele für einen kratzfesten Autolack gezeigt

wurden. Ich sah mich um . . . , und tatsächlich: dort lag auch der Lack im Regal gleich benachbart der anderen Artikel.

Nun als ich direkt vor dem Bildschirm stand und die Geräusche auf mich einwirken ließ, kam mir die Lautstärke nicht mehr so übermäßig vor. Die Worte schienen in einem vollkommen verlassenen Supermarkt sehr viel lauter zu wirken. Vermutlich hätte man in einem voll bemannten Markt die Stimme des Fernsehers nicht einmal bemerkt, wenn man nur einen Meter entfernt gestanden hätte.

Jedenfalls betrachtete ich gebannt das Programm, obwohl mich dessen Inhalt nicht wirklich interessierte. Vielmehr beobachtete ich mit Ina und der Kleinen, die nun nachgefolgt waren, die letzten Anzeichen unserer Zivilisation; wie schändlich, daß es sich dabei um Werbung handelte.

Die losen, aufdringlichen Worte ersetzten meinen Aberglauben. Bisher dachte ich immer, die letzten Worte, die der letzte Mensch auf Erden sprechen würde, wären heldenhaft und wie die eines gewinnenden Märtyrers. Er würde verletzt aber widerspenstig diese Worte seinem Widersacher, dem Vernichter der Menschheit, ins Gesicht preschen; und dann sterben. Wie ein Held.

Ganz anderes geschah hier: In Wirklichkeit gab es nicht einmal etwas, das man die Schuld für den Untergang unserer Menschheit geben konnte. Nichts Heldenhaftes, nichts Ehrenvolles, nicht einmal ein Grund. Nur dieser Dummkopf, der seine Lebenszeit dafür hergab, für Werbung einzutreten. Und ich war auch ein Dummkopf, weil ich meine Lebenszeit damit vergeudete, mir diese anzusehen. Schließlich drückte ich den Knopf und stellte dieses letzte Anzeichen für Zivilisation ab.

Iniadeia fand relativ schnell den Grund für die unge-

wöhnliche Aktivität des Bildschirms. Immerhin gab es sonst keinen Strom und es war das einzige in Betrieb befindliche elektrische Gerät, vermutlich im Umkreis mehrerer Kilometer. Am Fuß des Regals stand ein kleiner verstaubter Kasten, der vermutlich die Batterie darstellte. Das brachte mich auf den Gedanken, daß der mutmaßliche EMP nur eine Zeitlang gewirkt hatte und nun bestimmte elektronische Bauteile ihren Betrieb wiederaufgenommen haben könnten. Sofort ging ich zu einer der zahlreichen Gebäude stützenden Säulen, von denen mir schon so viele aufgefallen waren, und betätigte den dortigen Licht-Kippschalter. Mit Blick nach oben zur Deckenbeleuchtung wartete ich einige Sekunden, ob mir ein wunderbares Licht entgegenstrahlen würde. Auch Ina neben mir hielt sich die Augen bedeckt, in Erwartung sich einschaltender Lampenleisten. Doch nichts tat sich.

Daneben hing ein Kunden-Telefon, dessen Hörer ich abnahm. Auch hier – absolute Stille. Als handle es sich um eine Attrappe!

Ina hatte sich inzwischen einer anderen, sehr bedeutenden Tätigkeit zugewandt – sie hatte den Zeitschriftenstand entdeckt. Ihr nachfolgend, überflog ich die Auslagen mit rascher optischer Bewertung und die Kleine leuchtete mir dabei mit der Taschenlampe die buntesten Magazine an. Autos, Brüste, Politik und Computer . . . , dort die Arzt-Romane und Nobel-Zeitungen. Und dort, wo Ina stehengeblieben war, die Tageszeitungen!

Ich eilte ihr zur Hilfe, sie hatte bereits begonnen, die ersten Zeitungen auf Auffälligkeiten zu durchsuchen. Und auch ich versprach mir ausschlaggebende Informationen dazu, was geschehen sein könnte. Fänden wir im Politik-Teil

eine große Meldung, daß irgendwelche verfeindeten Staaten mit atomaren Angriffen drohen? Gab es eine Meldung über eine mysteriöse Krankheit, die nicht einzudämmen sey?

Ina hatte bislang noch nichts gefunden und auch ich ließ angesichts dieses unglaublichen Potentials alles stehen und liegen, schnappte mir eine der Zeitungen und blätterte sie eifrig durch. Die Kleine sollte mir dabei aufs Papier leuchten, verstand aber selbst die Aufregung nicht.

Nichts, nichts, nichts, keine Seite bot Informationen. Ich warf die eine Zeitung zurück ins Regal, schnappte mir eine andere. Nichts, nichts, wieder nichts. Nach einigen Minuten hatten wir alle Tageszeitungen durchgesehen. Rein gar nichts wies darauf hin, daß sich ein ungewöhnlicher Konflikt anbahnen würde. Es waren nur die üblichen Lückenfüller, die über Anschläge und militärische Aktionen im Nahen Osten und veränderte Börsenkurse berichteten. Ein Massenmörder sey endlich verurteilt worden und die üblichen Ankündigungen zu gesellschaftlichen Veranstaltungen in der Stadt. Ein Zirkus, eine Sonderaufführung im Theater und eine Rede des Bürgermeisters bei einem Verein irgendwelcher Fischfreunde.

Meine Enttäuschung veranlaßte mich zum Setzen. Ich stöhnte, atmete schwer und strich mir geschafft durchs Haar. Was für eine gewaltige Enttäuschung, nichts Neues zu erfahren; wieder in ein unwissendes Zeitalter zurückverwiesen worden zu sein, nachdem man sich so auf Aufklärung gefreut hatte. Konnte uns denn niemand sagen, was geschehen ist? – Niemand würde das können! Schon erstaunlich: Alle haben es miterlebt, und doch kann niemand darüber sprechen!

»Wie wär's, wenn wir von hier verschwinden?!« schlug

ich gedemütigt und mit verlorenen Worten vor. »Ja, ist wohl besser«, stimmte mir Ina zu: »Wenn wir nur ein Auto hätten!«

»Ein Auto?« fragte ich nach. »Ja, um das alles hier transportieren zu können! Sonst müßten wir alles schleppen!«

Warum eigentlich nicht?! Was sollte so schwer sein, sich ein Auto aus dem Parkhaus zu klauen? Wir brauchen uns doch nur von irgendeinem, der hier herumliegt, die Autoschlüssel zu nehmen und im Parkhaus nach dem passenden Auto zu suchen! Ich nehme an, daß alle, die hier einkaufen und einen Schlüssel in der Tasche haben, auch im Parkhaus ihr Auto haben!

Die Straßen waren zwar nichts besonders frei, aber ich stellte mir vor, daß es doch relativ unproblematisch sein sollte, die Trümmerteile zu umfahren.

»Also gut, so machen wir's!« faßte ich neuen Mut und erhob mich: »Jeder sucht sich jetzt zwei Autoschlüssel von den ... Toten zusammen und kommt wieder hierher zurück. Meinst du, du kannst das?« – Erst zögerte sie, verstand aber meine Idee innerhalb weniger Sekunden. Ohne Antwort ging sie los. Und ich nahm eine andere Richtung.

Der erste angetroffene Leichnam gehörte einer Frau von etwa 30 Jahren. Bedauerlicherweise war ihr Gesicht nach oben ausgerichtet, sodaß ich ihr zwangsläufig in die Augen schauen mußte. Wiederholt schwankte ich zwischen innerlicher Bewunderung ihres hübschen Gesichts und Ekel vor ihrer Todesfratze. Die enganliegenden Jeans-Hosentaschen zeigten keine Ausstülpung, also suchte ich gleich in ihrer Handtasche und wühlte mich durch allerhand kosmetischen Krimskrams. Auf ihrem Mobiltelefon drückte ich auch ein paar Knöpfe, aber es war deaktiviert. Ganz unten

in der Tasche fand ich schließlich einen Ring mit mehreren Schlüsseln, darunter einen mit einer eingepprägten Automarke.

Ein paar Meter weiter lag bereits der nächste Tote, diesmal ein Mann mittleren Alters, etwa 50 Jahre. Obwohl er durch seine Totenstarre sehr viel älter aussah. Der Ehering an seinem Finger irritierte mich weniger als sein unbeschadeter Körper: Nicht der geringste Blutfleck, keine Schrammen, keine verfärbte Haut. Na gut, er war ganz schön blaß, aber das trifft wohl auf jeden zu, der schon einige Tage tot ist.

Schlimmer jedoch war sein Gestank, sodaß ich zusah, den Schlüssel zu finden. Doch nichts in seiner Jackentasche, nichts in seinen Hosen. Also ging ich zum nächsten über. Diesmal einem jungen Mann in meinem Alter. Und der trug einen Autoschlüssel an seinem Schlüsselbund.

Hastig eilte ich zu der Kleinen zurück, damit sie keine Angst bekam. Auf Ina hatten wir noch zu warten. Etwa zwei Minuten später erschien sie aus der Dunkelheit und klagte, sie hätte fünf Leute durchsuchen müssen, was ihr wohl nicht sonderlich zusagte. Aber auch sie hatte nun zwei Autoschlüssel. Nichts lag näher, diesen Supermarkt voller Toter so bald als möglich zu verlassen.

Und auf halbem Weg in die Tiefgarage überraschte uns der Enthusiasmus, nun bald mit einem Auto unterwegs zu sein. Keiner von uns wußte, ob wir tatsächlich die Wagen finden sollten, zu denen die geklauten Schlüssel passen; ob genug Benzin im Tank ist; ob die Autos überhaupt anspringen! Aber in diesem Moment war das egal: Der Einkaufswagen voll mit Lebensmitteln, die fröhliche Kleine im Kindersitz, Ina an meiner Seite und meine Wenigkeit. Ich

war stolz und glücklich.

Das Parkhaus endlich erreicht, sahen wir uns um: wie überall eine Totenstille. Es war auch irgendwie anders als auf dem offenen Parkplatz unter freiem Himmel. Es ging nicht um die Größe, sondern um die *Kühle*. So zeichnete sich das überdachte, rundum betonierte Parkhaus durch eine beklemmende Strukturlosigkeit aus, man fühlte sich selbst wie ein Bauteil in einem Stecksystem: unbedeutend und schweigsam.

Auch hier lagen Tote zwischen den Autos, auch hier der beißende Gestank von verwesendem Gewebe. Und nun waren wir daran, das richtige Auto zu finden. Keiner der Schlüssel hatte einen Knopf für das Ausschalten der Türsperren aus der Entfernung. Ich nahm an, dieser elektronische Schnickschnack hätte sowieso nicht funktioniert.

Ina hatte die Schlüssel von einem Kallros und einem Ullar in der Hand, ich von zwei anderen Automarken. Sie stürmte vor und sichtete die Reihen nach dem Kallros ab, der aber auch nach minutenlangen Suchen einfach nicht aufzufinden war. Auch der Ullar machte Probleme – er war einfach nicht da. Immerzu folgte ich Ina mit dem Einkaufswagen und der Kleinen darin, selbst Ausschau haltend nach den Automarken, die zu meinen zwei Schlüsseln passen könnten.

Schließlich blieb ich vor einem dunkelblauen Modell mit weitem Kofferraum stehen und hoffte auf Erfolg. Ich probierte meinen Schlüssel, aber der ging nicht einmal ins Schloß. Mich umschauend entdeckte ich jedoch zwei Reihen weiter noch ein Modell meiner gesuchten Marke. Und dort paßte der Schlüssel!

Der Wagen selbst war zwar nicht so geräumig wie der

erste, aber wenigstens ließen sich die Türen aufschließen. Während ich das Auto noch von außen auf seine Fahrtüchtigkeit inspizierte, kam Ina herangelaufen und berichtete mir, daß sie zu ihren Schlüsseln keines der Autos gefunden habe. So gab ich ihr noch meinen zweiten Schlüssel und sie stürmte wieder los. Nach ein paar Minuten kam sie mit gleichem Ergebnis zurück.

»Dann bleibt uns wohl nur dieser Wagen!« rief ich aus und öffnete die Kofferraum-Klappe. Die Kleine und ich begannen den Einkaufswagen auszuleeren und alles zu verstauen. Ina hatte inzwischen auf dem Fahrersitz Platz genommen und den Schlüssel ins Schloß gesteckt. Sie war aber nicht mutig genug, den Wagen anzulassen, auch wenn sie gewiß gewußt hätte, wie das geht. Doch auch ihr war – wie mir – wohlbekannt, daß nicht der geringste Grund bestand anzunehmen, daß irgendwelche Elektronik im Fahrzeug funktionieren würde. Viele Beispiele vorher hatten uns gezeigt, daß irgendein weitverbreiteter Störeffekt bei elektronischen Geräten auftreten ist, den ich als elektromagnetischen Puls einer atomaren Waffe deutete.

Als alle ihren Platz gefunden hatten, kletterte ich hinters Lenkrad und drehte den Schlüssel. Für eine Sekunde leuchtete die Anzeige auf dem Armaturenbrett auf, Tanknadel, Geschwindigkeits- und Drehzahlmesser sprangen auf die Hälfte ihrer Skala, um nach besagter Sekunde sofort wieder in ihre Halteposition zurückzufallen. Alles war wieder tot.

Zumindest zeigte mir dies, daß es noch ein wenig Elektrizität geben mußte. Also stieg ich wieder aus, öffnete die Motorhaube und schaute zunächst auf die Batterie. Ich wackelte an den Kontakten, ging mit den Händen die Schläuche ab, konnte aber eigentlich keine Mängel feststellen; vermutlich

hatte ich nicht einmal genug Ahnung, eventuelle Mängel zu erkennen. Nun gut, was sollte ich also machen: Ich schloß die Motorhaube wieder und wagte einen zweiten Versuch das Auto zu starten. Ich hätte auch gegen die Karosserie treten können – es hätte ja doch nichts genutzt.

Plötzlich kam mir etwas in Erinnerung, dessen Prinzip ich jahrelang immer nur als *Weg der geringsten Abhängigkeit* bezeichnet habe und unsere Menschheit wahrscheinlich sowieso ausgelöscht hätte; nur schleichender und weniger mit einem *Knall*. Es geht bei diesem Prinzip um die Wahrung traditioneller, aber in modernen Augen als *überholt, primitiv* und *benutzerunfreundlich* bezeichnete Methoden im Gegensatz zu der im beständigen Vormarsch befindlichen Technik. Technik *kann* vieles vereinfachen, aber wie ich meine, *sollte* sie nicht alles vereinfachen, auch wenn das ginge.

Das fängt an bei der Schreibkunst. Schon heute wird nur noch in der Schule mit Füllfederhalter und Bleistift geschrieben; spätestens im Beruf oder an der Uni wechselt man wenigstens auf einen Computer; in Vorlesungen setzt man entsprechend ein transportables Gerät wie einen Laptop oder ein Smartphone ein. Diese Spielzeuge haben gemeinsam, daß sie sich vergleichsweise leicht mit Finger- und Handge-
sten bedienen lassen, aber auch die Kunst des Schreibens mit Stift auf Papier vollkommen verdrängen. Dies führt bestenfalls zu einer krakeligen Handschrift, im extremsten Fall zu einer grundlegenden Verweigerung, einen Schreibstift überhaupt nutzen zu wollen. Und genau diese Einstellung ist in jeder Hinsicht falsch. Auch wenn mir die Technik ermöglicht, zehnmal so schnell mit einer Tastatur zu schreiben und permanent Tausende und Millionen von Seiten geschriebenen *Papiers* auf einem kleinen Datenspeicher bei

mir zu tragen . . . , ist diese Methode dennoch falsch. Denn sie macht uns *abhängig*! Abhängig von der Technik, die wir selbst nicht verstehen. Geht dem Laptop der Strom aus oder wird das Mobiltelefon naß – sind wir tot. Keine Möglichkeit, Worte zu notieren, Kontakt zu halten. Das kann mit einem Schreibstift nicht passieren, notfalls schreibt man mit seinem eigenen Blut; die Grundlage für die Anwendung dieser Fertigkeit – dem Schreiben – liegt in diesem Fall in unserem Gehirn gespeichert, das wir nicht verlieren können, immer bei uns tragen.

Ein anderes Beispiel sind PKWs, die bis in unsere heutige Zeit mit einem hohen Grad an Elektrotechnik ausgestattet sind, angefangen von aufwendig designten Navigationsgeräten, die uns auf schicken Glas-Displays entgegenleuchten; elektronische Geschwindigkeitsanzeige, elektronische Türverriegelung und so weiter. Wir verlernen, uns mit gedruckten Karten zu orientieren; wir verlassen uns auf nicht ausfallsichere Elektronik – notfalls könnten wir weder das Auto absperren noch aufschließen! Fällt das Navigationsgerät aus, können wir uns nicht mehr orientieren, da wir ja auf einen gedruckten Atlas verzichtet haben!

Fortgesetzt könnte diese Liste mit Computer-Desktop-Oberflächen, die von Jahr zu Jahr bunter und angeblich benutzerfreundlicher wurden, aber im Grunde auch immer komplexer. Und kein Anwender versteht genug vom System, um eigenständig Reparaturen vornehmen zu können (das gilt insbesondere auch für die modernen Autos!). Daher bewundere ich jene Traditionellen, die alte Autos fahren, auf Mobiltelefone verzichten, mit Hand ihre Briefe schreiben und eine Konsolen-Umgebung beim Computer verwenden.

Ich habe sogar mal ein Werbevideo gesehen, wo ein junges

Mädchen durch den Wald ging und an einen ihr unbekanntem Pilz eine Art durchsichtige Glas-Schablone hielt. Auf dieser erschienen dann alle möglichen Informationen zu diesem oder jenen Pilz. Wäre dies meine Tochter gewesen, ich hätte ihr das Ding aus der Hand geschlagen und gezwungen, ein paar Bücher über Pilze zu konsultieren! Denn auch mit dieser Technik ist es wie mit anderen: Geht sie kaputt oder ist der Strom weg, sind wir tot. Unfähig, Informationen abzurufen, uns zurechtzufinden, zu orientieren, zu kommunizieren, unsere Gedanken für die Nachwelt festzuhalten. Darüber hinaus erfordert diese meiner Meinung nach unsinnig weitreichende Nutzung von *elektronischem Spielzeug* einen gewaltigen Anteil an mineralischen Ressourcen, nicht zu vergessen die beim Abbau anfallende Umweltverschmutzung!

Ein besonders beängstigendes Beispiel erfuhr ich vor rund zwei Jahren, als ich zu Besuch in einem anderen Land war. An der dortigen Stadtbibliothek hatte man sich entschieden, Bücher nicht mehr als *Buch*, also in gedruckter Form, im Regal stehen zu haben, sondern diese zu scannen (zu digitalisieren) und nur noch auf Computerbildschirmen verfügbar zu machen. Auf das Original könne man dann verzichten und es entsorgen. Das Argument, daß dieses Vorhaben sehr viel Platz einsparen würde, kann ich nachvollziehen. Aber nicht die grundlegende Falschheit eines solchen Unterfangens! Das ist genauso idiotisch wie Bücherverbrennung oder wie die Entsorgung von Fossilien aus einer geologischen Sammlung, weil irgendein Erbsenzähler aus der Verwaltung der Meinung ist, daß die Stadt die Kosten dafür nicht mehr tragen könne.

Tatsächlich lache und weine ich innerlich ein wenig über

diese Ignoranz: So schaue ich mich um und stelle fest, daß es keinen Strom mehr gibt. So eine Bücherei, die auf *elektronische* Bücher umgestellt hat, ist nun nicht mehr als ein leeres Gebäude. Alles verloren, was sich jemals irgendwo in irgendwelchen Datenbanken befunden hat. Ein Buch hätte man auch nach dem schlimmsten Atomkrieg noch lesen können. Mehr als das Tageslicht und sein Gehirn hätte man nicht gebraucht. Vielleicht existiert noch irgendwo ein Backup der gescannten Bücher. Aber wo? Wie kann man das herausfinden? Und noch wichtiger: Wie kann man sie ohne Elektrizität lesen? Ganz zu schweigen von der Zukunft, denn ich einigen Jahren werden sicherlich die meisten Speichermedien verrottet sein. Ich lache. Und weine zugleich.

Und dann springt der Wagen an, nachdem ich mich aufs Lenkrad zurückbesonnen habe und die Konturen des Rings verfolge. Ich drehe den Schlüssel ein zweites Mal und wieder der zündende Funke, der den Motor in Gang bringt. Aufatmen und große Freude bei allen Anwesenden; wir wußten, daß es auch anders hätte kommen können; daß wir all unsere Lebensmittel selbst schleppen und jeden weiteren Weg zu Fuß hätten verrichten müssen. Mit etwas technischem Verständnis wäre ich eventuell auf den Schluß gestoßen, daß nur die Zündspule durchgebrannt ist. Doch dann hätte ich immer noch improvisieren müssen, da nicht sicher war, ob wir im nahen Baumarkt passende Ersatzteile gefunden hätten und diese nicht auch noch *korrumpiert* seien. Insgesamt war ich also sehr froh, daß sich der Wagen so unkompliziert starten ließ und wir uns scheinbar im äußersten Wirkungskreis des elektromagnetischen Impulses befunden haben.

Obwohl ich gerne vor Glück aufgeschrien und unseren

besonderen Vorteil angepriesen hätte, blieb ich stumm und fuhr einfach nur den Wagen im Parkhaus herum. Iniadeia auf dem Beifahrersitz verstand mich ganz genau, was ich an ihrem zustimmenden und zufriedenen Lächeln erkannte, das sie mir zuwarf.

Im Slalom wich ich den stehenden Wagen und herumliegenden Toten aus so gut es ging, dann kamen wir zur Ausfahrt aus dem Parkhaus. Eine Schranke versperrte uns den Weg nicht, sie stand seltsamerweise oben. Die freie Luft nach Austritt des Gebäudes war verfinstert.

Im Erstaunen schaute ich Iniadeia an, die sich die innerhalb von Minuten ereignete Verfinsterung ebensowenig zu erklären wußte. Immerhin stimmten wir überein, noch am hellichten Tag den Supermarkt und das Klamottengeschäft geplündert zu haben! Und uns nun – kaum da wir das Parkhaus erreicht und wieder verlassen hatten – in dunkler Nacht wiederfanden.

Die Scheinwerfer einzuschalten, war weniger das Problem. Wichtiger war, eine geeignete Unterkunft für die Nacht zu finden. Wieder zurück zum Krankenhaus, doch wohin ging es da? Alles sah so anders aus und nachdem wir eine viertel Stunde durch die zerfallenen Straßen und weit verteilten Trümmerhaufen gefahren waren, konnten wir kaum den Weg zurück zum Einkaufszentrum bestimmen. Allein die einhundert Meter monolithisch alle anderen umgebenden Gebäude überragende Firmenzentrale von *Impact Managements* glänzte im Schein des sterbenden Himmels wie ein ausgebrannter Leuchtturm.

Nur teilweise war die allumfassende Dunkelheit an unserer Orientierungsschwierigkeit schuld: Auf dem Land lebende Menschen werden dieses Anblicks vertrauter sein

als solche, die ihr abendliches Dasein in den diffusiven und ringsumher glitzernden Lichtern von Reklame-Tafeln, Verkehrsscheinwerfern, Straßenlaternen, beleuchteten Fenstern und einer im Fluß befindlichen Geräuschkulisse einer Großstadt zubringen. Obwohl so natürlich, kann eine absolut schwarze Nacht beängstigend sein, vor allem wenn man selbst die einzige Lichtquelle der ganzen Umgebung und es zudem noch totenstill ist! Wenn man mit seinem Auto durch die Straßen fährt und so allein ist, daß der Schall des brummenden Motors wieder auf einem zurückgeworfen wird! Wenn der Lichtkegel der Scheinwerfer derart in die Finsternis sticht, daß er sie quasi durchschneidet, weil es überhaupt kein *weiches* Licht von Straßenlaternen gibt.

Iniadeia, die sich zunächst als Ortskundige auswies, glaubte hin und wieder einen bestimmten Straßenzug wiederzuerkennen, um in den folgenden Sekunden zu zweifeln und gänzlich irritieren zu lassen. So glaubte sie einmal, wir kämen an eine bestimmte Kreuzung, die sich durch den Zeitungskiosk links und die Fabrikhalle aus roten Backsteinziegeln rechts eindeutig identifizieren ließ. Wie ich aber in Schrittgeschwindigkeit an der Halle vorbeifuhr, stand sie nur noch zur Hälfte, das Dach war eingefallen, die Mauern mit Brandflecken überzogen. Auf diesen Anblick nicht gefaßt, kam sie wie gesagt ins Zweifeln und fand sich gar nicht mehr zurecht. Der Mensch, der sich ja sein ganzes Leben hindurch an markanten, mutmaßlich unveränderlichen Objekten orientiert, kann sehr leicht getäuscht werden, sobald sich einige der *unveränderlichen* Objekte *verändern*. Und wieder einmal war es nur das riesige Hochhaus von *Impact Managements*, das uns das alleinige Ziel vorgab. Ich schlug genau das vor, gepaart mit der Idee, uns im Firmengebäude

selbst ein Zimmer für die Nacht zu suchen.

Warum wir nicht in eine Wohnung einbrechen und es uns dort bequem machen würden, wollte Iniadeia auf dem Weg zur Firmenzentrale wissen: »Ganz einfach!« antwortete ich ihr, »Bei gänzlicher Finsternis könnten wir kaum entscheiden, welche Gebäude Wohnhäuser oder anderes darstellen. Hinzu kommt, daß die meisten Gebäude zerstört sind; und die, die es nicht sind, werden verschlossen sein. Und wenn nicht die Gebäude, dann die Wohnungen ganz sicher. Idealerweise ...«, fuhr ich fort, »... müßte man einen Toten antreffen, der gerade das Haus verläßt. Von dem könnte man dann die Schlüssel nehmen. Alles andere ergab keinen Sinn, vor allem nicht bei dieser Dunkelheit!« (Wieso nur war es so schnell so dunkel geworden? Was stimmte hier nicht?)

Finsternis, nichts als Finsternis. Ewige Dunkelheit schien uns zu umhüllen: kein Licht zur Orientierung, keine lesbaren Straßenschilder. Verloren und mit drückendem Empfinden überkam uns die Müdigkeit und der Wunsch nach einer Ruhestätte.

Die Kleine war bereits eingeschlafen; Iniadeia arbeitete an diesem Zustand. Mein ebenfalls schläfriger Blick hingegen versuchte noch einigermaßen die diffusen Konturen der Straße aufzunehmen, ließ spontan davon ab, schloß für einen Moment die Augen und riß sie wieder auf. Zum Glück bemerkten die beiden Mädchen nichts von meiner Fahrlässigkeit – aber womit hätten wir auch kollidieren sollen? Da war ja nichts! Schließlich fuhr ich beinahe blind in die letzte bekannte Richtung.

Derweil die anderen schliefen, probierte ich das Autoradio aus – jedoch empfing ich wieder einmal: gar nichts.

Es war nicht so, daß es keinen Strom hatte; nur kam ein kratziges Rauschen aus den Lautsprechern. Ich weiß auch nicht, wieso ich mich immer wieder der geringen Hoffnung hingebe, doch noch Empfang mit jemandem aufzunehmen. Andere wären vielleicht längst aus einem Fenster gesprungen oder hätten angesichts der trostlosen Lage anderswie Selbstmord begangen. Aber ich gebe selten zu früh auf – und schon gar nicht, wenn sich zwei schutzlose Mädchen sonst alleine durchschlagen müßten.

Es muß die Beiden überrascht haben, am nächsten Morgen an einem anderen Ort als im Auto aufzuwachen. Tatsächlich hatte ich es geschafft, am vergleichsweise unversehrten Tower anzukommen und die Mädchen schlafend ins grotten-dunkle Foyer zu tragen, wo ich sie zunächst auf mit Leder gepolsterten Bänken ablegte. Licht funktionierte freilich nicht, sodaß wir nur aufs Morgenlicht warten konnten.

Gleich einem traditioniertem Prozeß, einer immer wiederkehrenden Abfolge von lästigen, unausweichlichen Drängelien und Auftritten des unsterblichen Kerkermeisters wirkte der Morgen auf mich. Der Tagesweg der Sonne allein war das wiederzuerkennende Ereignis aus meinem vorherigen Leben. – Und doch gab ich mich einer Illusion hin: Wir glauben, die Mechanismen dieser Welt zu verstehen; erdreisten uns aus sich wiederholenden Naturbeobachtungen die grundlegenden Prozesse des Universums ableiten zu können ... und verstehen doch gar nichts! Zum Beispiel der Tagesablauf: Die Sonne geht auf, erreicht ihren Höchststand und wandert abends wieder unter den Horizont; das

Prinzip scheint klar. Aber in Wirklichkeit wandert nicht sie, sondern wir!

Und während ich bei den Mädchen saß, kam mir die Frage in den Sinn, ob es klug sey, sich in der Nähe eines noch stehenden Hochhauses aufzuhalten: Ich meine damit, wer auch immer bereit war, eine belebte Stadt mit einer Atombombe niederzustrecken, könnte auch bereit sein, seine Tat zu vollenden! Da es kaum ein Beispiel über den realen Einsatz einer Nuklearwaffe über einer echten Stadt gibt, kann man auch nicht wissen, inwiefern von der Waffe Gebrauch gemacht wird. Eine Nuklearwaffe ist ja schon etwas ganz anderes als eine ballistische Waffe oder eine Granate. Wenn schon sie unverhältnismäßig schwieriger als alle vorherigen in der Menschheitsgeschichte zum Einsatz gekommenen Waffen zu konstruieren ist, läßt sie sich doch genauso einfach bedienen: Beim Gewehr ist es der Abzug, den auch ein Kind bedienen kann. Eine Granate könnte auch ein Schimpanse einsetzen, es ist ja nur der Sicherungstift herauszuziehen. Und bei einer Atombombe kann man wohl sagen, es ist das berühmte *rote Knöpfchen*, das irgendein Spinner nur zu drücken hat.

Ich wünschte, es gäbe nur Waffen, die mit reiner Gedankenkraft gezündet werden könnten. Diese paradox wirkende Vereinfachung führt in Wahrheit zu einem sehr viel beschränkteren Einsatz der Waffe selbst. Denn sie ließe sich nur gebrauchen, wenn der Täter allein sich dessen bewußt wäre, was sie anrichtet und wen sie tötet. ... Wenn die Waffe allein durch den Haß gegen einen zu Hassenden einsetzsfähig wäre! Und dieses Prinzip schließt eindeutig die Zivilbevölkerung aus, denn niemand kennt sie! Kein am Hiroshima-Einsatz beteiligter Amerikaner – sey es der Kon-

strukteur, der General oder der Bomberpilot – kannte jeden einzelnen Menschen oder überhaupt nur einen aus der Stadt Hiroshima. Und sie hätten sie bestimmt auch nicht gehaßt, es ist ja nur Zivilbevölkerung, die – wie in jedem Krieg – aus Angst dem herrschenden und Krieg veranstaltendem Regime folgt, und demzufolge für den Feind an sich steht. Hiroshima, ein Name auf einer Landkarte, auf die der Finger des Generals ging, war niemals eine Stadt, gefüllt mit lebenden Menschen. Sie war ein als strategisches *Beispiel* getarntes Verbrechen.

Von meinem ursprünglichen Gedanken abgekommen, wollte ich sagen, daß niemand voraussehen kann, wie oft eine Atomwaffe in einem echten Atomkrieg eingesetzt wird. Kehrt man sich von einer mit einer Atomrakete beschossenen Stadt ab und betrachtet sie als *erledigt*? Und geht dann zur nächsten über? Oder sichert sich der Aggressor ab, indem er die Stadt mit einer weiteren Rakete unter Beschuß nimmt? Und wer bereits eine Kleinstadt wie Geffeln beschießt, der hat mit Sicherheit genug Raketen in der Hinterhand!

Allerdings hatte ich nicht den Eindruck, daß weder hier noch sonst irgendwo jemand am Leben sey, der das hätte bewerkstelligen können. Und mein Gesamteindruck war sowieso, daß diese Stadt fertiggemacht und dann aufgegeben worden ist. Da wir das Gebäude aber nur zu einem einzigen Zweck betreten hatten, lohnte weiteres Nachdenken nicht.

Erst wurde nur ihr halbes Gesicht von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtet und der Rest lag im Schatten: So unbe-

weglich wie eine Tote und genauso hilfsbedürftig sah die Kleine aus.

Die Augen eines Fürsorgenden, eines Vaters, streichen ihr übers Gesicht und sprachen ihr in meinem stummen Empfinden kompliziert beruhigende Worte aus: »Habe keine Angst«, meinte ich flüsterleise zu ihr: »Ich werde dich nicht aufgeben!« Aber die so sorgfältig gewählten Worte verpufften auf dem Weg zu ihren Ohren, und stattdessen schlief sie einfach weiter.

Und ich wäre kein Mann, wenn man mir nicht vorwerfen könnte, mich ständig im Widerspruch zu glauben, mich in das ältere Mädchen zu verlieben oder es – wie auch die Kleine – väterlich zu beschützen.

Doch nicht nur aus der Tatsache heraus, daß mir beide in diesem Fall hilflos ausgeliefert wären, sah ich Iniadeia nicht als potentielle Partnerin an. Vielmehr bedingen Streß und die Wahrnehmung der Katastrophe gleichermaßen, eine erforderliche sittliche Distanz zu den Mädchen zu wahren. Sicherlich würde ich sie nicht verlassen, solange ich zu leben imstande bin, und auch könnte ich ihnen Dinge vermitteln, von denen sie durch ihr vorheriges Leben keine Ahnung gehabt haben; jedoch zählte intime Begierde niemals dazu!

Den Blick hebend, erreichten mich die ersten Bilder von außerhalb des Gebäudes. Ich erinnerte mich daran, wie ich mitten in der Nacht vor dem spärlich vom Mondlicht beleuchteten, riesigen Tower angekommen war. Die Mädchen schliefen bereits sehr tief, denn sie merkten weder, daß ich zum Parken aus Versehen mitten auf den Bordstein gefahren war, noch daß ich sie hochgehoben und nacheinander ins Gebäude getragen hatte; während dieser Zeit leuchtete ich mir selbst, mit der Taschenlampe im Mund, den Weg

ins Gebäude.

Als ich Iniadeia vor Erschöpfung keuchend auf den Armen vor mir trug und sie trotz meines wackeligen Schrittes nicht erwachen wollte, fiel mir ihre ungewöhnliche Schönheit auf, die ich während all der Tage gar nicht so richtig wahrgenommen hatte. Damit meine ich, daß ich für eine Sekunde dachte, ihre – trotz des sehr jungen Alters – herausstechende Jugendlichkeit und Anmut würde nur des Nachts hervortreten; sozusagen durch das Mondlicht enttarnt, wenn man es poetisch ausdrücken will.

Das ist natürlich Quatsch – in Wirklichkeit sah ich, was meine übermüdeten Augen sehen wollten. Die Flamme der Ehre, die in jedem Menschen für gewöhnlich nur als kleines Licht im Inneren brennt, entfachte sich zu einem Inferno und sonderte sich als Gesichtsausdruck voller Stolz ab. Stolz, es so weit geschafft zu haben, obwohl so vieles hätte schiefgehen können. Und wenn ich mit den beiden schon einige Tage überlebt habe, wieso dann nicht auch noch ein paar Wochen? Was sollte uns davon abhalten, unser Leben – die ungewöhnlichen Umstände natürlich als Maßstab genommen – weiterzuleben? An Nahrung würde es uns nicht mangeln, Feinde kämen uns nicht zu nah. Aber wie bestreitet man ein Leben ohne Ziel?

Normalerweise ist es der letzte Wunsch eines Nichtsnutzes, eine Familie zu gründen: Wenn Arbeit nicht erledigt werden will oder kann, wenn es an Geld und Selbstvertrauen oder sogar Wissen mangelt – zuletzt kann man seinem Leben doch noch einen Sinn geben, wenn man sich fortpflanzt und so seinem Nachwuchs ein besseres Dasein, eine neue Chance, ermöglicht. Wenn wir jedoch nur zu Dritt sind, wie soll die Zukunft dann aussehen? Selbst wenn ich

Cadaida wirklich fände und sie bereit wäre, sich mit mir zu paaren ... – eine ganze Zivilisation könnten wir gewiß nicht wiederherstellen!

Vielleicht dachte ich auch zu restriktiv. Woher sollte ich kleiner Geist schon wissen, ob es wirklich die ganze Menschheit erwischt hatte? Wenn ein Virus umgeht, gibt es ja auch immer eine kleine Gruppe immuner Individuen; vielleicht waren wir Drei ja sogar immun gegen das *umgehende Virus*, niemand konnte das wissen, obwohl es mir immer wieder durch den Kopf gegangen war. Aber betrachtete ich all die Toten gegenüber uns drei immunen Menschen, gäbe es auf der ganzen Welt vielleicht nur noch fünftausend Menschen.

Und noch etwas anderes schien nicht zu stimmen: An immunen Individuen würde ich stets einen unter Hunderten erwarten, aber nicht zufällig zwei Mädchen, die auch noch gleichzeitig mit der gleichen U-Bahn unterwegs sind! Irgendein Detail kannten wir noch nicht.

Die Kleine neben mir auf der Bank hatte inzwischen das erste Auge geöffnet, während mein Blick weiter die Straße überwachte. Je heller es wurde, desto mehr erkannte ich das Ausmaß des Schreckens vor dem Gebäude. Es waren weniger die geringen Zerstörungen an den Gebäuden, als der schwere Verkehrsunfall auf der Straße. Wie es aussah, war ein Mann am Steuer seines Lastkraftwagens gestorben und dann ungebremst in eine Menschengruppe gerast; an einer Hauswand war der LKW dann zum Stehen gekommen. Ein paar Menschen lagen noch zerquetscht unter dem Wagen, andere waren wohl fortgeschleudert oder zerrissen worden. Einige Körperteile und blutige Lachen waren noch erkennbar. Man sollte nicht meinen, daß einen angesichts der sonst überall herumliegenden Toten noch etwas

schockieren könnte. Aber diese Szene blieb mir bis heute im Gedächtnis. Vor allem, weil sich niemand um sie kümmerte. Niemand begrub die Toten, niemand untersuchte den Unfallhergang. Als einziger mildernder Trost verbleibt die Annahme, daß die Passanten wohl genauso schnell starben wie der Fahrer des LKWs.

Der Kleinen zweites Auge öffnete sich langsam und schaute sich um; sie mußte jetzt genau dasselbe sehen, wie ich: nämlich das Foyer. Etwa zwanzig mal zehn Meter groß, mit Fliesen und Teppichen ausgelegt und steril gefärbten Wänden. Zur Straßenseite hin mit großen Fensterscheiben verziert und einer Drehtür am Eingang. Da hingen ein paar Plakate von Firmenprojekten und rechts daneben gingen zwei Türen zu den Toiletten. Relativ weit hinten, aber mittig gelegen, war eine Art Theke mit Telefon und Computer-Bildschirm – wohl der Arbeitsplatz des Foyer-Wachmanns. Eine Treppe führte auf eine etwa drei Meter höher liegende Ebene, ein kleiner Gang dagegen zu zwei Fahrstühlen. Insgesamt freundlich wirkend und doch tot. Genau wie die Umwelt außerhalb des Gebäudes.

Und genauso stickig wie im Supermarkt war es hier, was wohl an dem leblosen, hinter der besagten Theke hervorragenden Arm lag, der zu dem vermutlich dahinterliegenden toten Wachmann gehörte. Die Verwesung erzeugte einen Ekel erregenden Geruch im Foyer, der dem im Supermarkt glich. Aber sollten wir wirklich lüften? Immerhin könnte vom Fallout verstrahlte Luft eindringen. Eigentlich hätten wir uns einige Tage überhaupt nicht an der Erdoberfläche aufhalten dürfen! Und was war mit den Nahrungsmitteln? Auch die waren vermutlich vom Fallout verstrahlt worden, schmeckten uns aber ganz normal. Was anderes hätten wir

aber essen sollen? Wie hätten wir ohne entsprechende Meßgeräte feststellen können, was verstrahlt ist und was nicht?

Und da war wieder der erregende Gedanke, der mich beschäftigte, seitdem ich dem großen Blitz und seiner nachziehenden Verwüstung begegnet bin. Anfangs nur mit der nackten Ahnung versehen, die zitternd und wie ein frierendes Kind jeden Moment wieder umfallen könnte, verstärkte sich mein Verdacht über die Stunden und Tage. Aber woran erkennt man die Gefahr der Radioaktivität, dieser – wie sie gerne genannt wird – unsichtbaren Tödlichkeit?

Wie ich weiß, strahlt einfach alles um uns herum, angefangen vom Gestein unter unseren Füßen bis hin zur kosmischen Strahlung aus dem All. Daß es sich dabei um ungefährliche *Hintergrundstrahlung* handelt, liegt darin begründet, daß der menschliche Organismus designt ist, ihr zu widerstehen. Wäre sie stärker, wäre der menschliche Körper anders gebaut; wäre sie noch stärker, gäbe es möglicherweise überhaupt kein Leben auf diesem Planeten. Was der Mensch aber durch die Technik der Kernkraft sowie ihren abgeleiteten Waffen an radioaktiven Stoffen anreichert, strahlt sehr viel stärker. Entsprechend armselig ist der natürliche Schutz des Körpers dagegen, er ist wohl nicht vorhanden. Da sich der Körper normalerweise nur mit der ungefährlichen Radioaktivität seiner Umwelt belastet, nicht aber mit der künstlichen durch seinen Erfindergeist, hat er auch keine Sinne, diese zu detektieren. Ist es zu warm oder zu kalt, bemerken wir dies sofort und können uns aus der Gefahrenzone entfernen. Haben wir etwas Giftiges gegessen, wird uns übel und wir brechen oder uns wird schummrig. In gewisser Weise trifft dies zwar auch auf Radioaktivität zu, denn auch sie erwirkt nach langzeitiger Aussetzung ihr

gegenüber ein Unbehagen, körperliche Schwäche, Sinnesbeeinträchtigung und Schlimmeres. Doch erkennt man diese Symptome, ist es meist zu spät; selbst Medikamente gibt es nicht. Wie nun stellt man fest, ob man sich die ganze Zeit über einer gefährlichen radioaktiven Dosis aussetzt?

Ich ziehe meine rauhäutige, schmutzige Hand durch die Luft vor meinem Gesicht – es fühlt sich normal an. Ich schmecke die Luft – sie hat keinen Geschmack. Wie soll ich nur feststellen, ob wir bereits verstrahlt sind? Am besten denkt man nicht darüber nach. Ich weiß nur: Wenn es einer verdient hat, auf *diese* Weise ausgelöscht zu werden, dann der Mensch. Unbeteiligt oder nicht. Wir alle haben schuld, weil wir diejenigen machen ließen, ohne etwas zu unternehmen. Weil wir nicht all jene zum Teufel jagten, die glauben, ein Machtgebiet abstecken zu müssen oder dieses mit Waffen verteidigen zu wollen. Wie ein paar Kaninchen in einem Stall sind wir: Zusammengepfercht versuchen wir in unserer beschränkten Umgebung so etwas wie eine Hierarchie aufzubauen; das Futter wird uns vor die Nase gestellt und wir hacken aufeinander herum, nur um mehr als der Nachbar zu haben. Und doch wird dieses Verhalten niemals etwas an unserer ewigen Gefangenschaft – im Stall ebenso wie auch unter der Atmosphären-Hülle – ändern können!

Die Kleine hatte den Toten noch nicht entdeckt, aber dafür mich. Mit erwartendem Blick schaute sie mich an, wischte sich die Augen, dann schaute sie sich mit leicht geöffneten Mund um.

»Fürchte dich nicht. Wir sind dort, wo wir hinwollten. Erinnerst du dich? Wir sind in der Nacht angekommen.«

»Ein Glück!« drang es aus einer anderen Ecke, denn auch Iniadeia war nun erwacht und blickte um sich. Ihre Freu-

de über diese Erkenntnis und den neuen Tag wurde rasch ernüchtert, als sie einen Blick durch die Scheiben auf das Chaos vor dem Gebäude warf.

Die Kleine hatte inzwischen zum nebenstehenden Rucksack gegriffen und eine Wasserflasche hervorgehoben, die sie nun zu öffnen versuchte. Mit der verbliebenen Hand drehte sie erfolglos am Verschuß, der Stumpf drückte dabei gegen die Flaschenwand. Danach klemmte sie die Flasche zwischen die Beine und versuchte es erneut, ebenfalls ohne Erfolg. Gerade war sie dabei, die Zähne anzusetzen, dann nahm ich die Flasche in die Hand und öffnete sie für sie. Hastig trank sie, während Iniadeia sich auf eine der Toiletten begab.

»Wollen wir mal sehen, was wir hier erreichen. Langsam wird mir der Kasten schwer!« scherzte ich etwas amateurhaft und klopfte auf das Funkgerät um meiner Schulter. »Und wie geht es dir heute? Alles klar?« sprach ich nochmals die Kleine an, um sie aufzuheitern. Aber sie ließ das nicht zu und schaute mich mit dem gleichen teilnahmslosen Gesicht an, das sie in neunzig Prozent ihres Daseins aufbrachte. Ich vermißte das letzte bekannte Lächeln im Supermarkt, als ich ihr den Haar-Reif aufsetzte.

Inzwischen war auch Iniadeia zurückgekehrt und wischte sich ihr noch teilweise nasses Gesicht mit ein paar Papierhandtüchern ab. Erst hielt sie geradewegs auf uns zu, als sie die Toilette verließ, dann entdeckte sie den Wachmann und schritt ohne zu Zögern dorthin. Ich stellte mir Erstaunen fest, daß sie sehr viel umgänglicher mit den Toten geworden war. Daß sie tatsächlich tot waren und nicht wie in diesen bescheuerten Zombie-Filmen wieder auferstehen – durch welche weder mit der Biologie noch Physik noch Vernunft in

Einklang bestehende Kraft auch immer – und dann Hatz auf die Lebenden machen, akzeptierte ich ohne Zweifel. Nein, diese waren alle tot. Die Frage war eigentlich nur, wann wir uns zu ihnen zählen und warum wir es im Moment nicht tun.

Zeit war es in gewisser Weise nicht, die uns fehlte. Niemand verfolgte uns, kein Zombie wollte uns *fressen*. Wir hätten jederzeit gehen oder bleiben können, wo auch immer wir wollten. Und doch wurden wir durch die U-Bahn und den Supermarkt bis hierhergetrieben, sey es aus Flucht vor der Erinnerung, oder aus Unwissenheit. Nun, da die Unwissenheit langsam verblaßte (oder hatte uns nur der Anblick eines Toten abstumpfen lassen?), war es möglicherweise der Wunsch, sie gänzlich auszuräumen, indem wir uns auf das Dach begeben und feststellen, wer sonst noch lebt, wenn er denn sendet. Wie ich damals schon Iniadeia neuen Lebensmut einredete, muß es immer ein Ziel geben, damit wir – die Flüchtigen – niemals in ereignislose Starre verfallen. Geschähe dies, wären wir so tot wie die armen Schweine, die zu einem natürlichen Element der Umwelt geworden waren.

Ich glaube, die Zeit zur Diskussion um den Sinn des Lebens in so einer Welt wird uns dann gegeben sein, wenn wir ein sicheres, verheißungsvolles Heim gefunden haben; wenn wir den ersten Winter überlebt haben; wenn wir überzeugt wurden, daß es wirklich niemanden mehr gibt auf der Welt. Nun ja, sicher sein würden wir nie, ist die Kenntnis eventueller Gruppen aus Überlebenden doch abhängig von Kommunikationswegen. Viele könnten die Katastrophe überstanden haben und wissen nur nichts voneinander. Sie alle könnten in eine Starre der mentalen Bedeutungslosig-

keit verfallen und an ihr vergehen. Und um dem abzuhelfen, sollten wir zunächst kommunikative Wege finden, vorzugsweise eben Radiofunk.

»Zurück zu den Wurzeln!« heißt die Devise, die sich *immer* bestätigen wird und immer die Methode sein wird, die Zukunft hat. Unsere eigens geschaffene extreme Abhängigkeit von Rohstoffen und Technik läßt die Menschheit vergessen, was wir uns über Jahrtausende angeeignet haben. Kein Kind in einem hochtechnisierten Land wird weder von seinen Eltern noch der Schule im Nähen, Stricken, Zimmern oder Fischen unterrichtet. Wir verlassen uns auf Werbung, die zum nächsten Supermarkt weist. Wir prahlen damit, wie man einen Computer bedient, und können noch nicht einmal eßbare Wildpflanzen auseinanderhalten. Wenn aller Strom versiegt ist – und das ist er in diesem Moment – und alle gestorben sind – und das sind sie –, die um dessen Ursprung und Verteilung wußten ..., stehen wir wieder am Anfang. Nur eben dümmer. Das Wissen über Computer nutzt uns nichts, wenn wir nichts zu essen finden. Wie eine Mikrowelle bedient oder ein DVD-Player programmiert wird, haben wir in all den Jahren gelernt; und erfrieren, weil das Wissen zur Verarbeitung von Tierhäuten und das Zusammennähen von Stoffresten verlorengegangen ist. Ich stelle mir vor, daß der Radiofunk noch einfach zu verstehen ist; die ganzen über unseren Köpfen schwebenden Satelliten dagegen finden wir erstens nicht mehr, und sollten wir tatsächlich die Steuerzentrale dafür ausfindig machen, hat diese keinen Strom und bedienen können sie sowie so nur die Techniker, die dafür ausgebildet wurden. Die Technik der Satelliten ist somit verloren. Und ebenso unser Wissen über eßbare Dinge, Ackerbau und all den anderen

die Menschheit seit Jahrtausenden begleitenden Handwerken bis hin zum Feuermachen, weil wir sie seit Ewigkeiten zugunsten *modernerer Ersatzes* viel zu sehr vernachlässigt haben. »Zurück zu den Wurzeln!« – Das ist die Devise, die immer eine Zukunft haben wird.

Wie mir gerade einfällt, trifft das auch auf die Natur zu und die in ihr bestehenden Lebewesen. Diejenigen Organismen, die am wenigsten auf irgendetwas spezialisiert sind, werden eine beliebige Katastrophe immer am wahrscheinlichsten überleben. Man denke nur an die Dinosaurier, an die riesigen Korallenriffe der Erdurzeit, und auch an die Menschheit. Bakterien und sonstwas für genügsames Viehzeug wird es dagegen *immer* geben. Das Hochspezialisierte – und darin ist der Mensch nun mal Weltmeister – wird eines Tages einfach vom Angesicht der Welt verpuffen. Vielleicht ist es gerade soweit.

Zwischen all diesen Gedanken wechselte ich meine Blicke zwischen dem Himmel, den ich nach Satelliten absuchte, und Iniadeia, die sich am Wachmann zu schaffen machte. »Sieh nur, was ich hier habe!« kam mir Ina entgegen und hielt eine Pistole in der Hand. Sie mußte sie dem Wachmann abgenommen haben.

»Was willst du damit?« fuhr ich sie verärgert an und hielt ihr meine ausgestreckte Hand warnend entgegen, daß sie damit mir und dem Kind nicht zu nahekommen solle. Und unschlüssig blieb sie stehen. Im guten Willen hatte sie die Waffe an sich genommen, im Gedanken an unsere Sicherheit. Aber vor wem wollte sie uns beschützen?

»Vor wem glaubst du uns damit beschützen zu wollen? Ich sehe nichts, das das Tragen einer Waffe rechtfertigen würde!« Meine Gesichtsmiene blieb unerbittlich ernst, so-

daß auch sie verstand, wie gefährlich es ist, grundlos eine Pistole mit sich herumzutragen.

In ihrem Gesicht konnte ich deutlich die Verwirrung sehen. Hatte ich doch nicht alles richtiggemacht?, fragte sie sich bestimmt in diesem Moment. Es war nicht meine Intention, sie so bloßzustellen. Aber manchmal muß man einem noch jugendlichen Menschen mit übertriebener Härte begegnen, damit er den Glauben an falsche Prinzipien – möglichst für immer – ablegt.

»Sieh mal, Ina. Ich verstehe deine gute Absicht. Aber dieses Stück Metall, das du in der Hand hältst, wird uns zu keiner Zeit etwas nützen. Es ist nur ein weiteres Kilo, das wir mit uns herumschleppen müssen; ebenso könntest du einen Mauerstein mitnehmen wollen! Bitte sey mir nicht böse, aber verstehe mich auch.«

»Das tue ich, Ejnar«, gab sie verlegen mit gesenktem Blick zu: »Wenn ich ehrlich sein soll, hatte ich gleich Bedenken, als ich die Pistole in die Hand nahm. Ich hätte sie ohnehin nur dir überlassen, weil ich damit nicht umgehen kann.« – Sie legte die Waffe auf den Boden und trat einen Schritt zurück, noch immer das Gesicht zum Boden gesenkt.

»Was du jedoch dort in deiner anderen Hand hältst, wird uns viel weiterbringen!«

So schaute sie auf und hielt den Schlüssel hoch, der an einem Karabinerhaken hing. Stolz präsentierte sie den Fund und lächelte mich dabei an. »Genau das meine ich«, schloß ich meine belehrenden Worte ab, »Dieser Schlüssel wird uns viel weiterbringen als es eine Pistole je könnte!« Und ich war froh zu wissen, daß wir dieses Abenteuer bald zu einem Abschluß bringen könnten. Sofern wir das Dach erreichen würden.

In der nächsten halben Stunde machten wir alle uns auf der Toilette frisch und bereiteten uns auf die Besteigung des Hochhauses vor. Der Plan war, uns mit dem Schlüssel durch die Büroetagen zu finden, um auf dem Dach mit dem tragbaren CB-Funkgerät irgendein Signal zu empfangen.

Zunächst jedoch entpackten wir unsere mit Lebensmitteln und Klamotten vollgestopften Rucksäcke und Taschen. Es lag ja auf der Hand, daß wir nicht alles mit aufs Dach schleppen mußten, wenn wir so oder so das Gebäude durchs Foyer, in dem wir gerade standen, wieder verlassen mußten. Nichtgebrauchtes ließen wir zurück und bestückten uns lediglich mit ein paar Flaschen Wasser, ein wenig Proviant für den Tag und den Taschenlampen.

Das erste Hindernis begegnete uns direkt hinter dem Foyer auf dem Weg zu den Fahrstühlen. Wegen Stromausfalls liefen diese wie erwartet nicht, sodaß wir stattdessen das Treppenhaus ansteuerten. Ina stand als erste mit der Taschenlampe an der Tür, klinkte, und stellte fest, daß sie sich problemlos öffnen ließ. Mit etwas ängstlichen und auch neugierigen Blicken leuchtete sie in das kalte, dunkle Treppenhaus; einmal um sich herum und über ihrem Kopf in die Winkel. Nichts regte sich, kein Laut war zu hören.

Vorsichtig schritt sie voran, während sich die stets an meiner Hand festkrallenden Kleine etwas scheute. Ich mußte sie regelrecht ziehen, damit sie uns folgt. Da nun aber jeder von uns mit einer Lampe leuchtete, war dieser Ort nun nicht mehr so dunkel, nur noch gespenstisch still.

Ina hatte zu meinem Erstaunen eine Form des Mutes entwickelt, der mir selbst abhanden gekommen war. Vielleicht

war es meine Schwäche, zu viel über alles mögliche nachzudenken und mir auszumalen, was geschehen war; was geschehen könnte. Ina ging indessen mit einer einzigartigen Objektivität, da naiv und von Unkenntnis, an die Sache heran; lief waghalsig in die Dunkelheit, sodaß ich und die Kleine kaum Schritt halten konnten. Vielleicht trieb sie die Neugierde nach einem Abenteuer, vielleicht das Verlangen nach Antworten. Denn sollten wir tatsächlich Kontakt auf dem Dach aufnehmen können, würden wir endlich zu ein paar Antworten kommen. Das war auch mein Wunsch.

Drei Treppenstiegen hatten wir bereits überwunden, das heißt drei Etagen passiert, ohne daß wir einer Tür begegneten. Anfangs erwarteten wir, nach höchstens zwei Stiegen auf eine Tür zu treffen, die uns in eine Büroetage leiten würde. Aber diese Tür gab es einfach nicht. Wer aber annahm, der Weg aufs Dach würde einfach über tausend Stufen im Treppenhaus führen, irrte ebenso: Weitere drei Stiegen liefen wir voran, dann endete das Treppenhaus! Allerdings gab es jetzt auch eine Tür.

Fast eine halbe Stunde hatten wir gebraucht, uns an das Treppenhaus zu gewöhnen. Die Dunkelheit und vor allem die *unnatürliche* Stille hielten uns überaus wach und aufmerksam. In jede Ecke leuchteten unsere Taschenlampen, sey es um das Unbekannte auszuschließen oder um das Brauchbare vorzufinden.

Normalerweise hört man im stillsten Treppenhaus noch die Gespräche aus den Büros der angrenzenden Etagen. Und nimmt man einmal an, man schleicht in der Nacht durch ein solches Treppenhaus – in diesem Fall erwartet man keine Stimmen –, so hört man doch wenigstens das Summen einer Klimaanlage oder die Lüfter aus dem Server-

Raum. Man sieht das Licht der Notausgang-Leuchte oder die Servomechanik einer schwenkenden Überwachungskamera. Hier jedoch war *nichts*. Wie in so einer gegen jedes Außengeräusch abgeschirmten Kammer im Tonstudio. Nur eben allgegenwärtig.

Ina stand erneut als erste vor der Tür am Ende des Treppenhauses und klinkte sie erfolgreich: Vor uns ergab sich der Anblick einer riesigen, verwinkelten Etage, in der sich in vielen kleinen Nischen Schreibtische mit Computer-Bildschirmen, Getränke-Automaten, Sitzbänke, Kaffeeküchen und auffällig viele Pinnbretter befanden. Durch die Außenfenster drang nur wenig Licht ein, v. a. auf der Südseite verdeckten die automatisch herabfahrenden Rollos die Hälfte der Scheiben.

In den verstaubten Computer-Monitoren spiegelte sich der ausblassende Schein unserer Taschenlampen, wie Einbrecher schlichen wir lautlos auf dem verlegten Teppich voran. Nach ein paar Minuten begannen wir uns zu trennen: Ina suchte die linke Hälfte der Etage nach Hinweisen ab, ich die andere. Das Dach als eigentliches Ziel nicht vergessen, hatten zuvor beschlossen, die durchquerten Räumlichkeiten nach Hinweisen auf das Geschehene zu durchsuchen.

Den Strahl der Taschenlampe immer ruckartig zwischen Decke, Tischen und Boden wechselnd, ging ich langsam voran, während die Kleine, sich an mir festhaltend, hinter mir lief. Wenn doch nur die Computer laufen würden!, dachte ich mir. Über das Internet wäre sicherlich einiges herauszubekommen gewesen. Aber kein Gerät funktionierte, so sehr man auch auf den Knöpfen herumdrückte.

In Hinblick auf die Toten ist mir etwas Merkwürdiges aufgefallen. Hier lagen zwar nicht weniger herum als auf

der Straße, sie waren auch genauso alt und jung, männlich wie weiblich, keine besondere Bevorzugung erkennbar. Ebenso verwiesen die Haltung und der Zustand der Leichname auf einen plötzlichen Tod, einen unerwarteten Tod. Das Merkwürdige nun war, daß die Toten auf den Gängen, zwischen den Tischen und auch in abgeschotteten Büros lagen. Ich meine damit Büros, die ringsum von Glasscheiben und dicken Türen abgeschirmt und zudem fensterlos waren. Den Tod der außerhalb befindlichen Opfer hätte man ja durch einen sich durch die Luft verbreitenden Virus oder so erklären können. Aber wieso sah es dann so aus, als starben die Leute auf der Straße, zwischen den Bürotischen und in den abgeschotteten Büros *gleichzeitig*? Wäre bei einem durch die Luft schwebenden Virus – abgesehen davon, daß es eine Inkubationszeit von zwei Sekunden gehabt haben, also augenblicklich gewirkt haben muß – nicht zu erwarten, daß es erst Leute auf der Straße, dann jene in der Büroetage und zuletzt die in dem abgeschotteten Büro tötet? Und wenn jene, die bis zuletzt abgeschirmt wären, sähen, daß ihre Kollegen und Freunde um sie herum umfallen – würden sie nicht in Panik geraten, alles stehen- und liegenlassen und Hilfe holen oder den Betroffenen selbst zu Hilfe eilen? Stattdessen beobachtete ich einen Angestellten, der in einem der abgeschotteten Büros mit einer Kaffeetasse in der Hand lag. Keine Anzeichen für irgendein anormales Verhalten kurz vor ihrem Abtreten. Kein Hinweis darauf, warum *diejenigen* tot und *wir* am Leben geblieben waren.

Nach circa einer halben Stunde trafen wir wieder aufeinander; anhand der enttäuschten Mimik ließ sich jeweils feststellen, daß der Gegenüber nichts anderes als den bereits bekannten Zeitgeist des Todes erschaut hatte. Fast

zeitgleich schauten wir auf die Kleine herab und wußten stillschweigend, wie leid es uns tat, in welche Zukunft sie hineingeboren wurde.

»Hier drüben ist nichts. Wir sollten weitergehen«, schlug Iniadeia vor. Und ich stimmte zu.

Diesmal ging ich mit dem Schlüssel vom Wachmann voraus und kam tatsächlich an eine wider Erwartens verschlossene Tür; sie lag am Ende eines Korridors in jener Büroetage. Es hingen keine Hinweisschilder aus, wohin uns diese Tür führen würde. Da es jedoch auch keine andere Tür gab, über die man beispielsweise in ein weiteres Treppenhaus gelänge, mußten wir eben diese passieren. Ich führte den Schlüssel ein und er hakte ein wenig; ich erwartete sogar, daß er jeden Moment abbrechen würde. Doch verläßlich schloß er auf.

Ein seltsames Bürogebäude!, wunderte ich mich beim Anblick des hinter der Tür Liegenden. Erst dieses Treppenhaus, das in eine einzige Büroetage führt. Und von dieser führt wiederum kein anderer Weg hinaus als jene Tür, die ich soeben aufgeschlossen hatte. Eigentlich hatte ich erwartet, den ganzen Weg bis zur Dach-Etage über das Treppenhaus zu erledigen. Aber wenn das so weitergehen sollte, würden wir ja Stunden bis zum Dach brauchen!

Jedenfalls lag hinter der Tür ein weiterer nüchtern getünchter Korridor. Ein Geruch von verschmorter Elektronik lag in der Luft und nachdem wir einige Schritte weitergegangen waren, wußten wir auch woher das kam.

»Ejnar! Sieh dir das mal an!« verwies mich Iniadeia auf diese umglaste Kammer, in der man mehrere riesige Serverbauten sehen konnte. Innerhalb der Kammer bedeckte eine aschgraue Wolke die untersten vierzig Zentimeter des Bodens und hielt sich dort. Die Server-Maschinen selbst sahen

beschädigt aus, ich schlußfolgerte, daß sie irgendwie explodiert oder zumindest überlastet worden waren. Nun ja, Strom gab es ja sowieso nicht, vor allem nicht in diesem fensterlosen Korridor. Deshalb gebrauchten wir ja auch unsere Taschenlampen. Der Geruch verschmorter Leitungen konnte zwangsläufig nur aus diesem Raum kommen, dessen Eingangstür sehr hochwertig abgesichert war: Ein metallisches Portal, vor dem eine Art Apparatur, ähnlich einem Fingerabdruck-Scanner, aufgebaut war: Fünf ovale, in einem Bogen liegende Scann-Flächen waren da ausgewiesen, auf die man wohl für die Zutrittsberechtigung seine Finger legen sollte. Das sollte wohl verhindern, daß niemand Zutritt erhält, der »nicht alle beisammenhat«, scherzte ich in mir.

Uns allen war die Funktionslosigkeit des Scanners freilich gleichgültig; niemand von uns wollte ja in den Server-Raum. Wir leuchteten uns den weiteren Weg durch den stillen Korridor, vorbei an zwei kleineren, leeren Büros, bis hin zu einer weiteren verschlossenen Tür, die sich aber ebenfalls mit dem Schlüssel des Wachmannes öffnen ließ. Und dann endlich war da auch das ersehnte Treppenhaus, das etliche Etagen durchweg nach oben führte.

Während des etwa einstündigen Aufstiegs über unzählige Etagen hoffte ich freilich, daß uns unterwegs nicht das Licht der Taschenlampen ausgehen würde. Ständen wir einmal in gänzlicher Finsternis, bliebe uns nur das an den Weg durch die U-Bahn-Tunnel erinnernde Tasten entlang des Geländers in gänzlicher Finsternis, oder das Betreten einer der Büroetagen, die hin und wieder vom Treppenhaus abzweigten.

Jede Etage einzeln nach Hinweisen oder brauchbaren Din-

gen zu durchsuchen, hätte uns ohnehin zu viel Zeit gekostet. Außerdem glaubte ich nicht an die ewige Ausdauer der Lampen. In einige dieser Büroetagen leuchteten wir kurz hinein, hin und wieder sahen wir einen Toten, hin und wieder sah alles nur wie ausgestorben aus. Rasch knallten wir die Tür wieder zu, sodaß es im ganzen Treppenhaus ein Echo gab. Der Anblick dieser unaufhaltsamen Stille und Verlorenheit machte unsere Gedanken mürbe und unsere Hoffnung dahin. Sobald wir auf dem Dach wären, wüßten wir vielleicht endlich, was mit uns geschehen war.

Der Reiz dieser ganzen Unternehmung bestand für mich zum Teil darin, wie ich hier wiederholt festhalten und betonen muß, auf dem Dach eventuelle Funksignale aufzufangen. Andererseits erregte es mich, wie ein diebischer Einbrecher durch die Häuser zu schleichen, ständig auf der Suche nach straflos anzueignenden Dingen. Läge die Situation anders, hätte ich mir auf diese Weise alle meine materialistischen Träume erfüllen können. Diese Form des Tagewerks und Überlebens hätte jedoch eine ständige, rasch unkontrollierbare Mobilität bedingt; hätte ich jedoch nur so viel mit mir nehmen können, wie ich zu Tragen in der Lage bin!

Ich hustete plötzlich und alle blieben stehen. Seit mehreren Minuten war mein Keuchen wieder stärker geworden – kein Wunder, wenn man Hunderte Treppenstufen steigt. Mich auf einen Absatz niedersetzend, verschnaufte ich kurz: »Machen wir eine Pause?« Die Mädchen stimmten ein und setzten sich neben oder hinter mich. Für die neben mir sitzende Kleine nahm ich die Wasserflasche hervor und schraubte sie ihr – wie immer – auf; nachdem sie ihren Durst gestillt hatte, trank auch ich sehr viel.

»Ihr müßt verzeihen, daß ich leichter außer Atem komme; ihr seid ja noch jung und habt mehr Energie!« verteidigte ich meine Schwäche und hoffte auf den Beginn eines auflockernden Gesprächs.

»Aber dein Enthusiasmus ist es, der uns am Leben hält. Ohne dich ... hätten wir schon längst aufgegeben«, ehrten mich die Worte Inas und ich lächelte ein wenig.

Um während des Sitzens Energie zu sparen, knipste ich meine Taschenlampe aus. In dieser ergreifenden Dunkelheit war es wie gewohnt so still, daß man Schreien wollte; nicht das aller kleinste Geräusch war wahrzunehmen. Nachdem ich etwas geruht hatte, hörte ich nun nicht einmal mehr meinen eigenen Atem und es war, als versteckte ich mich wie ein Kind vor meinen Geschwistern. Unter dem Bett lag ich damals und sah die Knöchel der vorbeilaufenden Suchenden. Und während ich dort lag, hielt ich nicht den Atem an um mich zu verraten; doch atmete ich so leise, daß ich mich nicht einmal selbst hörte. Ebenso war es nun in dieser Dunkelheit. Meine linke Hand hielt ich mir wenige Zentimeter vors Gesicht – und sah nichts! Natürlich wußte ich, daß die Kleine neben mir und Iniadeia direkt hinter mir auf einer höheren Stufe Platz genommen hatten. Sie waren genau bei mir, aber ebenso schweigsam und unsichtbar geworden. Schloß ich die Augen oder ließ sie offen – es machte sowieso keinen Unterschied – und lauschte in die absolute Stille, kam es mir vor, als wäre ich ganz allein. Verloren und verwirrt.

Und genau in diesem Moment setzte Iniadeia ihre beiden Hände auf meinen Schultern ab, beugte sich vor und drückte ihren Kopf an meinen Hals, ohne etwas weiteres zu sagen. Die Kleine neben mir jedoch rückte im selben Mo-

ment näher an mich heran und lehnte nun an mir. Unsere Bindung war vollkommen. Und unablässig schoß mir die Frage zwischen den Ohren umher, ob ich sie zu beschützen und ihnen ein lebenswertes Leben zu ermöglichen fähig sein würde.

Erneut atmete ich tief, diesmal aber nicht aus Anstrengung, sondern Zufriedenheit. Mir ihre Zuneigung auf diese Weise zu zeigen, war eines der schönsten Geschenke, die ich je in meinem Leben empfangen habe. Und sie stärkten mich für die kommenden Stunden:

»Wollen wir noch den Rest schaffen? Ich bin es nämlich leid, das Funkgerät herumzutragen. Und wenn wir nichts empfangen sollten, kann ich es auf dem Dach liegenlassen!« – Die Mädchen kicherten. Diese und andere Momente zeigten mir außerdem, daß die Kleine – trotz daß sie im Moment nicht sprach – keinesfalls geistig aus dieser Welt abgetreten war. In gewisser Weise bestand nach wie vor die Hoffnung, daß sie eines Tages wieder zu sprechen anfangen würde. Vorerst wollten wir sie jedoch nicht dazu zwingen.

So gemächlich wir weitergingen, so trieb es uns den Puls nicht in die Höhe und jeder Schritt offenbarte uns einen weiteren Weg, eine weitere Möglichkeit, unserem Potential zu entsprechen und dem scheinbar unehrbaren Dasein einen wirklichen Sinn zu geben. Wie etwas, das ein Leben lang nicht weiß, daß es gebraucht wird, aber in Wirklichkeit eine einzige, eine große Aufgabe erfüllen wird. So auch erging es uns – entmündigt und unwissend. Aber irgendwie wichtig.

Die letzten Stufen führten vorbei an einigen Schildern, die deutlich das Dach auswiesen. Seltsamerweise konnte ich nicht aus jedem der Schilder einen Sinn ermitteln. So beispielsweise begegnete uns an einer Tür nahe der obersten

Etage eine Aufschrift *JMH* und ich dachte bei mir, daß es wohl mehr Abkürzungen gibt als Wörter, die sie übersetzen. Vielleicht war es nur der Zugang zu einem Fahrstuhlschacht oder sonstwas. Nur interessierten uns diese Türen angesichts des nahen Ziels nicht; nur noch vier Etagen würden verbleiben. Nicht abzusehen, was uns am Ende des Treppenhauses erwarten könnte, beschleunigten wir den Schritt, atmeten lauter und schwitzten mehr. Das schwere Funkgerät schlug immer wieder gegen meine Hüfte; jedoch verpuffte der Schmerz im Vergleich zur Hoffnung, dem Kasten nun endlich einmal einen Zweck zuzuführen sowie in Vorfreude auf einen vermutlich beeindruckten Ausblick. Mir ausmalend, was wir alles sehen würden – vielleicht irgendeine Form von Leben in der Ferne –, kamen Gefühle von Freude und Überstürzung an die Oberfläche, die mich beinahe meine verpflichtende Objektivität in Hinblick auf den Schutz gegenüber den Mädchen vergessen ließ.

Nun endlich – die letzte Etage. Die Stufen endeten, das graue Metallgeländer verlief in die Wand. Man mochte gar nicht zwischen den Treppenstiegen in der Mitte nach unten schauen, so tief war das Erdgeschoß entfernt. Wie auch die Mädchen hielt ich mich trotz Geländers von diesem Abgrund entfernt und preßte mich weitgehend an die Wand. Eigentlich lächerlich dieses Verhalten, aber in angespannten Situationen gereicht der Psyche jede Form geringfügig zugeatmeter Beruhigung.

Am Ende des letzten Absatzes gab es eine einzige Tür, die sich mit dem Schlüssel des Wachmannes problemlos aufschließen ließ. Ein windig pfeifender Zug erreichte unsere Ohren und zeigte die große Höhe der Dachetage an, in der wir uns nun zweifelsohne befanden. Durch etwas

Unterdruck ließ sich diese Tür nur widerwillig öffnen und geleitete unsere suchenden Gesichter auf einen etwa zwanzig Meter langen, dunklen Flur, von dem hin und wieder, zur rechten wie zur linken Seite weitere Türen abzugehen schienen. Ich vermutete richtig, daß sich dahinter Zugangsöffnungen zum Fahrstuhlschacht befanden. Die eine Tür am Ende des Flures interessierte uns aber am meisten, denn sie war heller umrahmt und führte vermutlich ins Freie. Sie war unser Ziel.

Wieder klinkte Iniadeia als erste, doch nichts tat sich. Sie schloß das Schloß auf, aber wieder ließ sie sich nicht öffnen. Die Geräusche des Windes sowie der an Fahnenmasten schlagenden Kordeln waren nun sehr viel stärker und häufiger zu hören, sowie etwas, das wie Regen klang. Daß sich die Tür trotz erfolgreichen Schlüsseldrehs nicht öffnen ließ, verwunderte uns alle gemeinsam, sodaß ich mich mit meinem Körpergewicht mehrmals dagegenstemmte.

Plötzlich sprang sie auf, riß mich mit der Klinke in der Hand heraus und ich fiel nieder. Ein heftig saugender Unterdruck hatte die Tür bisweilen verschlossen gehalten, nun sog es mich nach außen. Auf dem gepflasterten Boden abrollend, folgten mir sogleich die Mädchen und kamen mir zu Hilfe. Aber auch sie konnten sich kaum auf den Beinen halten, wankten hin und her, als würden sie von einem eifrigen Puppenspieler gelenkt. So packte ich beide schleunigst bei der Hand und nahm Anlauf auf die Tür, aus der ich gefallen war. Der Wind schoß rasend schnell um unsere Körper und gleichsam peitschte der Regen in unsere verblüfften Gesichter. Ein Gewitter war zugange, wie ich nie eines zuvor gesehen hatte.

12 Der Horizont

Mit letzter Mühe schafften wir den Rückweg, hielten die Tür mit vereinten Kräften zu; selbst die namenlose Kleine preßte sich mit ihrer ganzen Kraft dagegen, solange bis das Schloß einschnappte. Ina schaute durch ihr wild zerzaustes und zum Tropfen nasses Haar in meine Augen. Stumm und doch einander verstehend – wie so oft – wußte sie, daß es nicht normal war, was wir gesehen hatten.

Ein stürmisches Gewitter – ja. Aber in seiner Intensität so unerwartet und erschreckend energiegeladen, als flöge man gerade schlafend in einem Flugzeug. Und dann plötzlich wird ein Teil der Kabinenwand fortgerissen, Sitze werden hinausgezogen, man kann kaum die Schreie der davon betroffenen Menschen hören. Alles pfeift, schreit und kämpft ums Überleben. Es gibt quasi keinen Übergang zwischen der zuvor verstrichenen Situation und der folgenden, die einen dermaßen erschreckt, daß es zum Vergessen Tage dauert.

Wieso nur hatten wir das Gewitter von Anfang an nicht wahrgenommen? Ja gewiß, man hörte ein wenig Regen. Aber das war nichts im Vergleich zu der realen Erfahrung, inmitten blitzumwobenen brüllenden Sturmzugs zu stehen. In meiner verprägten Erinnerung blieb zum Beispiel jener Fetzen hängen, der sich besonders in mein Gedächtnis eingebraunt hatte. Dieser zeigte das Bild einer weiten Sicht: Die uns umgebenden Hochhäuser, zuweilen alle niedriger als das unsrige, und die vielen weißen Lichtstreifen um sie herum. In den wenigen Sekunden, die ich wahrzunehmen Gelegenheit hatte, zählte ich wenigstens ein Dutzend von ihnen! Wie kann das nur sein? Seit meiner Kindheit erinnere ich mich an starke Gewitter, bei denen allenfalls

zwei- bis dreimal pro Minute ein Blitz entladen wurde. Was hatte sich seit meiner Kindheit nur geändert – ungeachtet des Ereignisses, daß alle tot waren?! Außerdem dieser seltsam erleuchtete Himmel, wie ein künstlich erzeugtes Blau, auch mit grünen und roten Farben verziert. Ein wahrlich unseliger Ort!

Während der nächsten Stunde ruhten wir auf den Treppenstufen unmittelbar hinter der Tür und verspeisten den Rest der Vorräte. Ina spielte die meiste Zeit geistesabwegig mit dem Schlüssel, während die Kleine auf meinem Schoß saß und scheinbar dem Einschlafen nahe war. In mir selbst hatte ich die Ruhe der Mädchen nicht: Stattdessen pochte mein Herz und fragte erwartend nach den uns sich bietenden Optionen: Herausgehen und vom Blitz erschlagen oder durch den starken Wind vom Dach gefegt werden? Als hatte ich – halb nüchtern – den Plan gefaßt, mich an einem Gummiseil von einem Kran Hundert Meter in die Tiefe zu stürzen und sich dann – da ich nun auf der Plattform stehe, meine Beine mit dem Seil umknotet sind und man von mir den großen Sprung erwartet – mein gesunder Verstand weigert, Sprungbefehle an die Füße weiterzuleiten! Und ganz langsam drang dieser widersinnige Gedanke auch bis in meine restlichen Wahrnehmungszentren und vor allem an die Stelle des Selbsterhaltungstriebes vor: Die Hände zitterten, das Gesicht war schrecklich kalt, die Beine wackelig und ich spürte Harndrang. Meines Vorhabens labil schüttelte ich den Kopf, verweigerte mich gänzlich eines Sprunges, der einfach *nicht notwendig* ist, sondern einfach nur Ausdruck pubertärer Machtspiele bleibt.

Warum ich das erzähle? Weil es nicht das geringste mit der jetzigen Situation zu tun haben scheint, wie ich nach einem kurzen Einnicken feststellte. Meine Augen schlug ich auf und hatte sofort ein paar Haare von der Kleinen im Auge, auf deren Haupt ich mein Gesicht abgelegt hatte. Auch sie schlief. Iniadeia hatte mein Erwachen beobachtet und kicherte zu meiner Haltung. Das tiefe dröhnende Atmen in meinen Lungen erweckte auch die Kleine, die so ruhig bei mir gegessen hatte.

»Wie lange habe ich denn geschlafen?« – »Hm – etwa eine Stunde«, antwortete mir Iniadeia. Und tatsächlich: Es war viel ruhiger geworden! Kein prasselnder Regen mehr, kein Wind piffte durch den auf das Dach führenden Türverschlag. Nun ließ sich die Tür auch ganz leicht öffnen, ohne jeden Sog oder Gegendruck.

Geblendet von der uns umgebenden Helligkeit traten wir auf das Dach hinaus; die zusammengekniffenen Augen erkannten zunächst wenig – zu lange hatten wir in der Dunkelheit des Treppenhauses zugebracht. Dann aber standen wir inmitten eines aschgrauen Himmels, viel grauer als jener Himmel, den wir noch vom Eingangsbereich des Gebäudes aus sahen. Noch grauer war nur der Horizont: Ein paralysierendes Wechselspiel aus anthrazitfarbenen Flecken, dachsfellgrauen Schlieren und lichten Stellen, die durch wandernde Wolken sofort wieder geschlossen und an anderer Stelle geöffnet wurden. Die sich weitenden Fenster zeigten aber keineswegs dahinter den vertrauten azurblauen Himmel, sondern stattdessen etwas nicht ganz Definierbares. Das lag aber gewiß nicht daran, daß es etwas von der Sache her Unidentifizierbares sey, sondern uns nur diffus und stets verhangen begegnete.

Eine erträgliche Brise strich uns durch das Haar, dann wieder Windstille. Während die Mädchen sich der Brüstung näherten, die den etwa fünfzig mal fünfzig Meter breiten Dachbereich umringte, schaute ich auf das an meiner Hüfte baumelnde Funkgerät herab. Durch den Sturz im peitschenden Regen hatte es ein paar Schrammen davongetragen, in die – wie ich hoffte – kein Wasser eingedrungen war. Mit meiner Jacke wischte ich die Feuchtigkeit von den Schaltern und Reglern, trocknete das Gerät, so gut es ging. Danach folgte ich den Mädchen; Ina hielt die Kleine permanent bei der Hand. Stark und fürchtig war ihr Gesichtsausdruck über die Brüstung auf die zerstörte Stadt hernieder. Ein paar Sekunden ertrug auch ich es, dann wandte ich mich von ihr – wie auch die Mädchen – ab.

Wo lebten wir nur? Was war mit uns in dieser Welt? War das wirklich real? Einige Minuten hatte es gedauert, da starrten wir nur mit toten, leeren Blicken einander an, dann wieder in den verstorbenen Himmel, und zurück auf das Dach des größtenteils mit grauen und gelben Kies belegten Dachbodens. Was für eine beschissene Welt.

Endlich besann ich mich auf unsere eigentliche Aufgabe und schaltete – mehr unbewußt – das CB-Funkgerät am Hauptschalter ein. Erfreut, daß die Batterien noch funktionierten und ein homogenes Rauschen aus den Lautsprechern drang, drehte ich eifrig an den Knöpfen und lauschte aufmerksam. Daß ich keinen Radiosender oder Notfallsignal empfangen würde, hatte ich mir bereits gedacht. Jedoch bestand die geringe Chance, daß jemand anderes in seiner nach Hoffnung gierenden Verrücktheit ebenfalls von einem anderen Dach sendete.

Die Mädchen standen um mich herum, als ich am Fre-

quenzregler drehte, um mich einer Frequenz von 27 MHz anzunähern, einer – wie ich wußte – populären Frequenz für Amateur-Funk. Auch wenn ich grob alle anderen Frequenzen abhören wollte, konzentrierte ich mich doch auf die Bandbreite um 27 MHz. Zufällig stand die voreingestellte Frequenz des Geräts beim Einschalten zwischen 140 und 150 MHz, einem Bereich, der – wie ich später erfahren sollte – vorrangig für öffentliche Verkehrsmittel genutzt wird. Und diese Annahme schien auch wenig abwegig, fanden wir das Funkgerät doch in einem Wartungsraum der U-Bahn.

Das einheitliche Rauschen hielt weiterhin an. Hin und wieder knackte etwas im Spektrum, das die Mädchen aufschrecken ließ und auch mich veranlaßte, langsamer die Frequenz zu ändern. Doch so sorgfältig ich auch vorging, das interessante Knacksen konnte nicht wiedergefunden werden. Dann ... überstrich ich gerade die oberen 140er MHz, da kamen uns Worte entgegen.

Geschockt und aufgeregt durch diese Entdeckung drückten wir alle gemeinsam unsere Ohren an die Lautsprecher, während ich mit den Fingerspitzen kaum sichtbar den Frequenzregler so lange bewegte, bis wir am klarsten Worte zu vernehmen meinten:

»Hallo? Wer kann mich empfangen? Ich sende wegen eines Notfalls! Ich bin verschüttet! Wer kann mir helfen? Wenn mich jemand hören kann, soll er bitte antworten! Ich bin verschüttet, die Lage ist ernst! Es gibt viele Tote! Hallo?!«

Sofort griff ich das Sprechstück und drückte den Knopf zum Antworten. Aber nichts geschah. Die verzweifelten Worte eines Mannes blieben aus, das Hintergrundrauschen kehrte zurück. Hatten wir den Kontakt verloren? Hatte *ich*

etwas falsch gemacht? Aber noch bevor ich das angenommene Problem lösen konnte, behob es sich durch ein höchst unerwartetes Geschehen von selbst:

»Hallo? Hallo? Verstehen Sie mich?« sprach nunmehr eine Stimme, die nicht jener entsprach, die wir zuerst empfangen hatten! Und das bedeutete, daß es noch mindestens zwei weitere Menschen auf der Welt gab! Daß vermutlich gar nicht alle Menschen gestorben waren! Allerdings wirkte die zweite, antwortende Stimme ebenso überrascht, wie wir. Da sich zwischen beiden ein Gespräch zu entwickeln schien, hörten wir stattdessen aufmerksam zu:

»Hallo? Ist da tatsächlich jemand? Träume ich das nicht? Over?!«

»Ja, hier ist jemand! Wir hatten keine Überlebenden erwartet! Wer sind Sie? Und wo? Over?«

»Was heißt hier: *habt ihr nicht erwartet?* Wer seid ihr Typen? Ich liege seit Tagen hier im Tunnel, ernähre mich aus den Taschen der Toten und vom Wasser, das in den Tunnel eindringt. Und ich warte und warte auf Rettung! Ihr könnt mir doch nicht erzählen, daß ihr euch in all der Zeit nicht durch einen verschütteten Tunnelleingang gegraben habt?«

»Nun, wir sind keine Retter. Womit senden Sie eigentlich?«

»Ich sagte doch, ich bin im Tunnel! Da gab es eine Explosion. Da hinten irgendwo . . . Ich sende aus dem Bus. Ich bin einer der Passagiere, verdammt!«

»Sie haben also das Bus-Funkgerät?« – Wie naheliegend!, dachte ich mir. Sehr clever schien das Kerlchen ja nicht zu sein.

»Ja, ist doch egal! Ich bin hier, rettet mich!«

»Äh . . . , wir wissen nicht, wo Sie sind. Tut uns leid!« –

Was meinte er nur damit?

»Wie? Was? Wovon redet ihr? Hier ist doch nur ein Tunnel in der verfluchten Stadt eingestürzt und ihr wißt nicht, wo?! Ist ja nicht so, als würde hier jeden Tag ein Tunnel einstürzen! Aber wenn ihr keine Retter seid ...?«

»Moment, Moment: Können Sie denn beschreiben, wo Sie sind?«

»Nun ... , ich fuhr vor ... Tagen, am Dienstag, mit der 52 zur Arbeit. Mitten im Tunnel gab es ein Donnern, und es dunkelte. Dann kippte der Bus und als ich erwachte, da war ich der Letzte im Bus, der noch atmete. Und seitdem ich das Funkgerät entdeckte, sende ich nun. Ich glaube, heute ist der vierte Tag seitdem! [...] Wieso dauert das so lange?«

Und dann wieder einige Sekunden nur das Rauschen, ohne daß jemand sprach. Ich bildete mir ein, ein Klicken zu hören, das danach klang, als hätte eine der Parteien das Funkgerät ausgeschaltet. Und ich war nicht der Meinung, daß es der Mann im Bus war, viel zu verzweifelt klang er.

Das war meine Chance: »Wer ist denn da? Wir können euch hören!« brüllte ich fast in das Sprechgerät und wartete ein paar Sekunden. Aber mir antwortete niemand. Dann wiederholte ich das Ganze und wieder kam keine Antwort. Wieder einige Sekunden später flüsterte der Mann am Bus-Funkgerät fast weinerlich: »Warum hilft mir denn niemand?«

Noch mehrmals brüllte ich hektisch in das Sprechgerät, aber es hatte keinen Zweck. Man konnte uns nicht empfangen; es schien vielmehr, als könnten wir nur *mithören*. Sein Gesprächspartner meldete sich seitdem nie wieder.

Auf welche Weise hätten wir dem Mann im Tunnel nun behilflich sein können? Nun, zuerst einmal dadurch, daß wir wußten, um welchen Tunnel es sich handelte und wo er lag. Das schienen die anderen nicht zu wissen.

»Ob er sich im Renner-Tunnel aufhält?« sprach mich Inia-deia im Vertrauen an. »An den dachte ich auch«, antwortete ich zu ihr niedergebeugt.

Der Renner-Tunnel war quasi der einzige Tunnel der Stadt, der lang genug war, um darin eingeschlossen werden zu können. Er verlief unter der Innenstadt und war rund einen Kilometer lang. Wie mir dann schlagartig einfiel, befand er sich jedoch auf jenem Areal, das ich gleich nach meiner Ankunft in dieser Stadt auf der Suche nach Cadaida durchquert hatte und noch sehr realistisch als erschütterndes Trümmerfeld in Erinnerung hatte. Beim damaligen Durchqueren fiel mir zwar nicht ein, in einem unter meinen Füßen liegenden Tunnel einen Überlebenden anzunehmen, allerdings sah ich auch keinen Eingang, durch den man hätte zu ihm durchdringen können. Ich habe ja während all der Stunden das Trümmerfeld weitgehend erkundet und mir ist kein Ansatz vorgekommen, den man als Zugang zum Tunnel hätte in Betracht ziehen können.

Verkrampft schloß ich meine Augen und dachte intensiv an damals. Gab es da vielleicht doch eine Möglichkeit? Mir fiel nichts ein. Stattdessen visualisierte ich, wie eines der Tunnelenden beim Zünden der Nuklearwaffe verschlossen wurde.

»Was machen wir jetzt?« fragte ich die Mädchen. »Schließlich wissen wir, daß es da einen Überlebenden gibt und wir wissen auch, wo der ist. Mir ist völlig klar, daß wir dazu einen enormen Weg laufen müßten, weil es da keinen Weg

mit dem Auto hin gibt.«

»Keinen Weg?« setzte Ina an.

»Da gibt es gar nichts mehr. Ihr wart nicht da, habt das Chaos nicht gesehen. Ich jedoch bin da durchgewandert und wüßte nicht einmal vage, wie wir in den Tunnel vordringen sollten!«

»Also lassen wir ihn sterben?« drängte mir Iniadeia ins Gewissen. Und ich wußte nicht so recht, was es darauf zu antworten gäbe. Möglicherweise ist es durchaus normal, in katastrophalen Situationen moralisch bedauerliche oder verwerfliche Entscheidungen zu treffen; Hilfebedürftige zurückzulassen oder sich aus (berechtigter) Angst zu verkriechen.

Aber es war weniger der weite Weg oder die Hoffnungslosigkeit, in den Tunnel vorzudringen, die uns von der nackten und ungeformten Idee abkommen ließen, nach dem Opfer zu suchen. Stattdessen hatten die Kleine und Iniadeia schon eine Weile die Geschehnisse am Horizont im Auge, die sehr viel mehr zu fürchten waren als alles bisherige.

Und wie ich mich dorthin umdrehte, sah auch ich es: »Wir müssen aus der Stadt raus, Mädchen! Und zwar schleunigst!«

Etwa eine viertel Stunde blieben wir noch auf dem Dach. Ich hatte genug Zeit, um flüchtig die meisten Frequenzen zwischen 140 und 150 MHz durchzugehen. Aber da war einfach nichts. Gar nichts.

Unter anderem war es der Anblick des Horizonts, der mich bewegte, meine ewigen Träumereien auf Hoffnung

niederzulegen. Damit verbunden legte ich nicht nur meine Hoffnung, sondern auch das Funkgerät nieder. Es sollte mich nicht weiter belasten, wenn es darum ginge, zwei von mir abhängige Menschen zu beschützen und mit ihnen zu überleben. Nun gab es eindeutig wichtigeres, als nur irgendeine Gewißheit zu haben.

13 Die Flucht

Während des übereilten Abstiegs vom Hochhaus blickten wir nie zurück; vergaßen sogar beinahe, was wir so Erschütterndes im Funkgerät gehört hatten. Die Stimme des Überlebenden war zu einer rasch verblassenden Erinnerung geworden – ein ferner Gedanke an ein lange zurückliegendes Erlebnis. Nicht wirklich wesentlich und nicht wirklich erinnerungswürdig. Wem das als harte und unherzliche Einstellung erscheint, soll sich nur in unsere Lage versetzen.

»Sind wir uns alle einig, daß wir Geffeln hinter uns lassen müssen?!« nahm ich die Mädchen beiseite, als wir das Foyer erreicht hatten. Wir alle hatten während des einstündigen Abstiegs kein einziges Wort gewechselt und wußten doch einheitlich, warum ich diese Frage stellte. »Ja!« sagte Ina und die Kleine nickte – wie immer – nur. Sie verstand genau, was wir sprachen, wollte aber immer noch nicht mit ihrer eigenen Stimme sprechen.

»Also wohin? Was meint ihr?« – Sie schwiegen mich an und wußten keine rechte Antwort. An der unruhigen Haltung Iniadeias konnte ich erkennen, daß es sie einfach nur zur Flucht drängte. Wohin, schien ihr egal zu sein. Also traf ich die Entscheidung für alle.

»Nach Süden«, fiel mir aus dem Mund. »Und nun kommt.«

Diese spontan genannte Auswahl war gar nicht so unklug, obwohl sie so herausgeplatzt ist. Und tatsächlich offenbarte sich mir nach einigem Nachdenken der große Vorteil des Einschlagens in eine südliche Reise-Richtung: Da nicht weit im Norden ein für uns unüberwindbarer Ozean lag, der mit allein menschlicher Kraft nicht zu überwinden war, mußten wir folglich ins Innere des Kontinents – nach Süden – fliehen. Man bedenke nur, wir wären nach Norden gekehrt und hätten an der Küste das festgestellt, das wir auch jetzt ahnen und wissen: Daß dort niemand mehr lebt, die Infrastruktur zerstört ist und wir sowieso kein Schiff zu Dritt bedienen können, um das Meer zur queren.

In zweierlei Hinsicht war der Süden außerdem die bessere Wahl: Zum einen kam *das*, was wir am Horizont mit Erschauern erspäht hatten, aus nördlicher Richtung. Zum anderen wurde es zunehmend kälter; ich bildete mir sogar ein, daß es nun – da wir wieder vor dem Firmengebäude auf der Straße an unserem Auto standen – sehr viel kälter gewesen war als noch in der vorherigen Nacht. Die Reise in ein südlicheres Klimat könnte dieser Beobachtung entgegenwirken. Und außerdem: Wer würde schon hier, in einer Stadt voller Leichen, bleiben wollen?

Rund eine halbe Stunde verstrich, bis wir Geffeln auf der nach Süden herausführenden Autobahn verlassen konnten und ihr eine Zeitlang folgten. Wie auch woanders hatten

sich auf einige Hundert Meter Länge immer wieder kleinere Staus gebildet, sey es wegen Baustellen oder den sonst nicht ersichtlichen Gründen, warum sich Staus bilden. Wir jedenfalls fuhrten fast permanent auf dem Standstreifen an allen Autos vorbei. Aber nur mit mäßiger Geschwindigkeit, um unerwarteten Hindernissen angemessen zu begegnen. Interessant war für mich die Aussage, die aus den gestauten Autos ablas und ein Beweis dafür war, daß niemand versuchte zu fliehen, als das kollektive Sterben einsetzte: Denn wenn ich im Stau gestanden hätte und würde bemerken, daß irgendwo etwas Lebensbedrohliches oder Mysteriöses vorgeht, so wäre ich schleunigst auf die Standspur gefahren und verduftet! Aber hier zeigte sich ganz eindeutig das, was ich schon überall gesehen hatte: Nicht ein einziger Wagen hatte ausgelenkt, alle standen brav in einer Reihe und warteten darauf, bis sich der Vordermann wieder einen Meter vorwärts quälte. Ein paar wenige Wagen waren dem Vordermann leicht aufgefahren, weil die Fahrer im Zustand des Sterbens vermutlich das Bremspedal nicht mehr betätigen konnten. Jene leichten Unfälle waren dennoch ganz bestimmt nicht der Grund für die vielen Toten.

Als wir Geffeln einige Stunden vorher verlassen hatten, bemerkten zuerst Iniadeia und dann auch ich die vielen an Ampeln wartenden Autos, die gleichso wie alles andere Vorhandene keine Fluchtanzeigen signalisierten. Die an den von uns passierten Kreuzungen stehenden Wagen waren nicht nur mit einzelnen Toten, sondern auch ganzen Familien bemannt. Mit verschlossenen oder geöffneten Augenlidern hatten sie den Kopf nach hinten gelegt oder auf dem Lenkrad aufgestützt. Bei den meisten war noch das Fenster heruntergekurbelt, weil es an jenem Tag, als es

geschah, recht heiß gewesen ist – so erinnerte ich mich. Mit schweigender Trauer registrierten wir sie, konnten ihnen nicht helfen. Normal gekleidete Leute, ohne körperliche Verletzungen, blutende Wunden und so weiter. Als würde ich genau jetzt in diesem Moment mein Gesicht auf die Kante des Lenkrads legen und erstarren. Dann wäre ich genau wie sie: tot und wüßte nicht wieso.

In Anbetracht der am Horizont getätigten Beobachtung war die neben mir sitzende Iniadeia eine Zeitlang damit beschäftigt, den schließenden Gummi an der Beifahrertür abzutasten und eventuelle Bruchstellen und Lücken – wie sie sie zu erkannt haben glaubte – mit Papier- und Stoffresten auszustopfen. Wie ich sie nach den Gründen für dieses seltsame und paranoide Verhalten frage, entsinne ich mich an die beunruhigende Entdeckung am flachen, weiten Himmelszelt und ziehe die Frage wieder zurück. Aber übertrieb sie nicht etwas?

»Vorsicht ist nie verkehrt«, entgegnete sie: »Und außerdem hat ein Beifahrer sonst nie etwas zu tun, wenn das Auto fährt; und erst recht nichts, wenn es keine Städte mehr gibt. Und nur noch Straßenkarten, die Orte anzeigen, die gar nicht mehr existieren!«

»Das mag schon sein«, antwortete ich nun wiederum auf die Straße konzentriert, »Aber da wir momentan auf einer Autobahn fahren, wäre es sinnvoll, wenn du doch mal in den Straßenatlas schaust.«

Iniadeia nahm das Buch mit den Karten hervor, während die Kleine sie mit halb verschlossenen Augen beobachtete. »Also gut, wo sind wir und wo fahren wir hin?«

»Ganz einfach!« wies ich sie an: »Such im Index nach Gefeln und suche auf der entsprechenden Karte die Autobahn,

die nach Süden führt!«

Sie blätterte einen Moment, dann hatte sie den Finger auf dem Blatt. »Dort!«

»Hier gibt's zwar keine Straßenschilder, aber wir haben seit unserem Aufbruch in Geffeln fünf große Autobahnkreuze passiert und sind dabei immer Richtung Süden gefahren. Ich habe darauf geachtet. Versuch' mal, ob du die findest.«

Wieder verstrichen einige Sekunden und ich sah im Augenwinkel, wie sie stumm mit geringfügigen Lippenbewegungen die Kreuze zählte, während sie mit dem Finger die Autobahn nachfuhr: »Also ganz nach Süden geht die Straße nicht, aber wir müssen hier irgendwo sein. Hier bei Aggelheim.«

»Aggelheim? Dann sind wir ja fast an der Grenze!«

»Kann schon sein«, schlug sie den Atlas zu und gähnte lautstark. »Du hast recht. Wir brauchen eine Unterkunft. Den ganzen Tag gefahren . . . , nun bin auch ich hundemüde.« Die Mädchen nickten zustimmend.

Doch noch waren wir nicht ans Ziel gelangt, hatten noch keine Bleibe gefunden. Da es dämmerte, wollten wir größere Siedlungen meiden und hielten uns weiter an der Autobahn. Noch weitere 200 Kilometer schafften wir, dann blinkte das Lämpchen an der Tankanzeige auf. Als Konsequenz verließ ich die sich gut fahrende Autobahn an der nächsten Abfahrt und bog auf eine stockfinstere Landstraße ein. Aufgrund der außerordentlich schlechten Lichtverhältnisse fuhr ich nur noch sehr langsam; außerdem bezweckte ich mit der Taktik die Streckung der verbleibenden Treibstoffreserve.

Leider zog es die Tanknadel trotz voraussichtigen Fahrens immer weiter nach unten. Bevor ich Gelegenheit hatte mich der Befürchtung hinzugeben, wir würden an der finsternen

Landstraße notstoppen, erkannte ich im fernen Scheinwerferlicht die Häuser einer kleinen Siedlung. Genau sah man es in der allumfassenden Dunkelheit natürlich nicht, aber vermutlich bestand das Dorf sowieso aus nicht mehr als zwanzig Häusern.

Was mich in gewisser Weise beruhigte war die Überlegung, daß wir in einer so kleinen Ortschaft entsprechend wenigen Toten begegnen würden.

»Haben wir ein Glück!« rief ich mit einem beherzten Gähnen beim Anblick der ersten Gebäude aus. Iniadeia und die Kleine erweckte dies aus dem Schlaf und ängstlich sahen sie aus dem Fenster. Ich war mir dessen vollständig im Klaren, daß es für zwei so junge Mädchen höchst angsteinflößend gewesen sein mußte, über eine nächtliche, unbeleuchtete Straße in einen unbeleuchteten Ort einzukehren und zu allem Überfluß auch noch notgedrungener Weise im Haus eines Toten zu übernachten. Und natürlich hatte ich wesentlichen Anteil an den beunruhigenden Geschehnissen: Schließlich war ich es, der die Mädchen aus dem finsternen U-Bahn-Schacht heraus- und endlich hierhergeführt hatte! Aber – wie ich hoffte – mögen die Mädchen anerkannt haben, daß das hier allemal besser war als in der U-Bahn zu verrotten und sich von Schoko-Riegeln aus dem letzten funktionierenden Snack-Automaten der Welt zu ernähren!

»Ich erinnere mich an all die Filme«, begann Iniadeia zu meiner Erleichterung plötzlich eine Erzählung: »Welche Filme?« fragte ich.

»Na ja, ich weiß nicht, ob du einige davon kennst, aber es gibt viele Filme, die handeln von Toten, die dann wieder aufstehen und ... die Lebenden auffressen.«

»Ach, du meinst Zombie-Filme?« – Bei diesem Satz zuckte

Ina auf dem Sitz zusammen und verkrampfte ihre Finger ineinander. Ich bemerkte ohne Zögern, den Mädchen mit meiner unbeschwerten Haltung angst gemacht zu haben; nun versuchte ich das wieder zu korrigieren:

»Ach, na ja, weißt du . . . , so was gibt's doch nur im Film!« beruhigte ich sie, aber Ina explodierte:

»Aber siehst du nicht, daß die Toten zu Hunderten herumliegen!?!« schrie sie plötzlich so laut sie konnte und ich wäre vor Schreck fast von der Straße abgekommen! Die Kleine auf dem Rücksitz zeigte nicht die geringste Regung, sey es, weil sie zu müde war oder nicht verstand, worum es ging. Ina hatte das wohl schon lange aufgestaut: »Entschuldigung«, besann sie sich nach ein paar Sekunden und ich winkte ab. Vielleicht hätte ich irgendwann einmal genauso gehandelt; auf diese Weise hatte uns Iniadeia diesen Schmerz vorweg entlastet.

»Vielleicht sollten wir einfach froh sein, nicht zu denen zu gehören, sondern uns gegenseitig zu haben! Und aufstehen werden die Toten trotzdem nicht.«

»Das weiß ich«, gab sie zu: »Aber das meinte ich gar nicht: Ich erinnere mich nur an all die trügerischen Zombie-Filme, die ich in den vergangenen Jahren mit meinen Freunden gesehen habe. Und es ist höchst ironisch, sich damals nicht gefürchtet, ja sogar über die Ketchup-verzierten Gummi-Fratzen der gespielten Zombies gelacht zu haben! Und nun, da es wahr ist . . . , fürchte ich mich.« – Sie senkte den Kopf.

»Ich fürchte mich auch!« stotterte plötzlich eine dritte zarte Stimme – es war die Kleine! Ihre ersten Worte!

Ina und ich drehten uns zu ihr um und konnten kaum unsere Verblüffung verbergen. Doch nun schien sie langsam den Schock überwunden zu haben, um mit Gesprochenem

an unseren Dialogen Anteil haben zu werden.

Auf Höhe der ersten Häuser fuhr ich nur noch in Schrittgeschwindigkeit. Ina, die Taschenlampe aus dem Auto haltend, beleuchtete die Fassaden, um einen geeigneten Unterschlupf auszuwählen. Schließlich parkte ich einfach mitten auf der Straße und wir stiegen zu Dritt aus. Erst wollten nur ich und Ina losziehen, aber die Kleine hatte wohl etwas dagegen, zurückgelassen zu werden und meldete sich lautstark zu Wort.

Ausnahmslos jedes Haus war abgeschlossen, sogar die Schuppen und Garagentüren. Es lagen auch keine Leichen herum, die man auf Schlüssel filzen konnte, und bei stockfinsterer Nacht weiterzusuchen, ergab einfach keinen Sinn.

»Vielleicht sollten wir in den Keller dort?!« schlug ich vor und leuchtete auf zwei knapp über die Grasnarbe reichende, nicht vergitterte Fenster eines Kellergewölbes unter einem Einfamilienhaus. Ich ging heran und trat so fest ich konnte mit dem Fuß gegen die Scheiben. Nach einem kurzen Splittern und der Scherben-Entsorgung im Fensterrahmen mit dem Schuh ... war der Weg frei. Als erstes zwängte ich mich durch das Loch und polterte in einen Raum, der mir unglaublich schwarz erschien. Neugierig, was mich im ersten Lichtschein erwarten würde, leuchtete ich eifrig umher. Zufrieden daß es kein – wie ich erst dachte – Kohlenkeller war, rief ich die anderen herbei und half der Kleinen beim Einstieg. Iniadeia brachte derweil unsere Rucksäcke und Decken zum Kellerfenster, die ich wiederum entgegennahm. Und die Kleine tat ihren Beitrag, indem sie unsere Taschenlampen im Raum aufstellte.

Es wurde immer kälter und ich trieb Iniadeia zur Eile, uns ins Haus zu folgen. Derweil hatte die Kleine eine Tür

zu einem Nachbarraum entdeckt. Das kam auch mir sehr gelegen, schließlich fiel dieser Raum als Schlafquartier aus, ließ sich das Kellerfenster natürlich nicht mehr abdichten.

Nachdem wir ein paar Kerzen verteilt und die Taschenlampen zum Batteriesparen abgeschaltet hatten, ließen sich die beiden Räume wie folgt beschreiben: Wo auch immer das Kerzenlicht flackerte, welche Gegenstände auch immer Schatten warfen und in das warme, orange-gelbe Licht des Feuers gehüllt wurden – wir sahen nichts Ungewöhnliches; nichts, das uns nicht vertraut wäre: Hier im ersten Raum befanden sich eine in eine Ecke geschobene, zusammengeklappte Tischtennisplatte, ein Bücherregal mit staubigem Bestand, eine lange Werkbank und ein paar Werkzeuge an der Wand, Wäschekorb und Bügelbrett sowie dieser ausrangierte Ledersessel, auf dem ich gerade stand. Denn man hatte ihn unter einem der Kellerfenster plaziert. Eine Tür führte in den Nebenraum, eine weitere vermutlich über eine Treppe nach oben ins eigentliche Haus. Der Nachbarraum zu diesem *Hobby-Raum* war ganz ähnlich eingerichtet: Ein langes Sofa, eine nicht funktionierende Heizung und ein alter Schreibtisch mit Pinselbechern und Farbtöpfen darauf. Eben zwei typische Kellerräume, wo allerlei häuslicher Tand abgestellt worden war. Als Besonderheit gab es ein winziges Badezimmer, in dem aber weder das Wasser der Toilette noch das des Waschbeckens lief.

Zufrieden mit dem gefundenen Versteck machte ich mich unverzüglich daran, die Betten zu bereiten, während Ina eine Dose mit Erbsen öffnete. In dem zweiten, kleineren Zimmer mit Bad war gerade noch so viel Platz, daß ich den Sessel aus dem Nachbarraum hereinstellen konnte. Auf dem langen Sofa breitete ich dagegen Decken und die im

Klamottengeschäft ebenfalls entdeckten, auf winzige Pakete zusammenfaltbaren Schlafsäcke aus, sodaß Ina und die Kleine bequem hintereinander darauf Platz finden könnten. Den Sessel dachte ich mir zu.

Ina war inzwischen darauf bedacht das *Abendessen* zuzubereiten: für jeden ein paar Löffel Erbsen und Zwieback. Das alles vertilgten wir, während wir bereits in die Schlafstätte eingelullt waren und nur noch eine letzte brennende Kerze uns Licht spendete. Die anderen hatte ich gelöscht und auch unser Gepäck im Vorraum gelassen. Dann schloß ich die Tür zu unserem fensterlosen Zimmer und wir waren unter uns.

Nachdem die Kleine eingeschlafen war, flüsterte Iniadeia in der Dunkelheit zu mir: »Manchmal ist die Nacht besser in diesen Tagen: Dann sieht man nicht das Elend und die Toten, und kann sich vorstellen, alles wäre normal!« – Mich verwunderte diese Beobachtung. Denn genau das hatte ich auch schon vor langer Zeit festgestellt.

14 Die Erinnerung

Trotz meiner Erschöpfung hatte ich letztlich nur ein paar Stunden schlafen können und lag lange vor allen anderen mit offenen Augen und wachem Geist im Sessel, nur mit einer dünnen Decke bedeckt.

Während ich behütend auf die noch nicht erwachten Gesichter der Mädchen schaute, überlegte ich ohne Unterlaß, welche weitere Route einzuschlagen sey: Denn mir kam ein

wichtiges Detail in den Sinn: Gefahren, denen wir ausweichen mußten.

Nun, da es keine Menschen mehr gäbe, würden auch keine Anlagen mehr überwacht und gewartet, die dies unbedingt benötigten. Atomkraftwerke zählten dazu, aber auch chemische Fabriken und andere Objekte, die eigentlich permanent kontrolliert werden sollten, um nicht zur Gefahr für die Umwelt und ganz besonders uns zu werden. Obwohl natürlich die Bemerkung nicht vermieden werden kann darauf hinzuweisen, daß auch nur ein einziger unzureichend gekühlter und damit durch eine Kernschmelze havariierter Atomreaktor genügt, um einen halben Kontinent auf Jahrzehnte unbewohnbar zu machen! (Und wir Idioten haben Dutzende davon auf der ganzen Welt verteilt!)

Da wohl bislang niemand damit gerechnet hat, daß es schlagartig kein Wartungspersonal für diese Art der Energietechnik geben würde und damit jeder einzelne Reaktor auf der Welt unkontrolliert vor sich hinschwitzt, dürfte nun auch für uns der Raum eng werden: Um all diesen Atomkraftwerken – wenn überhaupt – aus dem Weg zu gehen, müßten wir schon Gebiete aufsuchen, die weitab von jeglicher Industrie liegen. Hinzu kommt, daß es ein Ort sein müßte, zu dem der Wind möglichst wenig verstrahltes Material, den Fallout, herantransportiert. Aber wenn es – theoretisch betrachtet, denn ich weiß es ja nicht mit Gewißheit! – auf der ganzen Welt zu Kernschmelzen kommt, gibt es dann überhaupt noch einen *sicheren Ort* auf der Erde?

Die so friedlich schlafenden Mädchen wollte ich mit diesem realistischen und doch nicht weniger beängstigenden Gedanken vorerst nicht konfrontieren. Mir fiel abschließend ein, daß noch vielmehr Faktoren beachtet werden

mußten: zum Beispiel unbeaufsichtigte Gas- und Ölförderanlagen auf dem Festland und im Meer! Die Welt mußte einem Minenfeld gleichen, Gefahren jederorts und – was die Radioaktivität anging – nicht sofort ersichtlich. Dies ist eben ein gravierender Unterschied zur vollständig nicht-technisierten Antike, wo ein plötzliches Sterben aller Menschen einfach den Zerfall von Gebäuden, Höfen, Feldern und Straßen nach sich gezogen hätte, ohne eine Folgegefahr für die Zukunft zu bedeuten! Damals hätte nach zehn Jahren der Überwachung mit Pflanzenbewuchs nichts mehr an das Treiben der Menschheit erinnert; überlebende Tiere hätten diese Lebensräume wieder ausgiebig besetzt, der Planet hätte weiterbestanden.

Derzeit war durchaus zu erwarten, daß nun auch die letzten Überlebenden durch radioaktive Verseuchung dahingerafft werden. Nicht, daß ich geglaubt hätte, die paar Überlebenden hätten eine neue lebensfähige Population erzeugen können! Und was war erst mit der Gefahr, aufgrund der Atombomben-Strahlung nur noch Mißgeburten zu erzeugen, wie es bei Hiroshima der Fall war? – So viele Gründe zu verzweifeln! Was hält uns nur zusammen?

Könnte man nicht einfach dem Grundsatz folgen, nur solche Dinge zu bewohnen, zu konstruieren und zu betreiben, die keine Gefahr für die Zukunft sind, sollten sie im Notfall einmal nicht mehr gewartet werden können? Aber daran hätte man eben denken müssen, als es noch nicht zu spät war.

Bei all diesen abscheulichen Aussichten hatte ich nicht die geringste Lust, mein bequemes Lager zu verlassen und dem neuen Tag zu begegnen. Aber ich mußte zum Tanken fahren; mit dem Rest im Auto wären wir keine zwanzig

Kilometer mehr weitergekommen.

Mein Aufstehen und Ankleiden weckte die beiden. Ina fragte einigermaßen entsetzt, wohin ich gehen wollte, und die Angst in ihren Augen verriet die des Verdachts entsprechende Annahme, ich würde ohne sie heimlich weiterziehen wollen. Scheinbar hatten sie noch immer nicht verinnerlicht, daß wir nun so eine Art Familie bildeten und ich sie niemals einfach so zurücklassen würde. Vielleicht ist das in solch einer Umgebung nie ganz zu begreifen; vielleicht wird man an unserer Stelle – in einer Welt der Öde und Einsamkeit – niemals volles Vertrauen zu jemanden aufbauen können.

Sogleich ließ ich vom Ankleiden ab und wandte mich vollends den beiden Mädchen zu, indem ich mich neben das Sofa an ihre Schlafstätte hockte: Vier Antworten und die Weisheit des Lebens erwartenden Augen schauten in meine, die ihnen nichts weiter als den Ruf weiterzumachen vermitteln konnten.

»Iniadeia und ... – wie ist nun eigentlich dein Name?« – Ich wußte, daß die Kleine nun antworten würde, schließlich hatte sie am vorherigen Abend die Fähigkeit zu sprechen bewiesen. Und auch Iniadeia war daran interessiert, bestand doch die Möglichkeit, die Kleine zukünftig eben nicht bloß noch mit *Kleine* anzusprechen. Der Name eines Menschen entscheidet ebenso, ob man fähig sein kann, intimes Vertrauen zu investieren.

Ohne Umweg, wenn auch leise und schüchtern, sprach sie: »Jennice Larsson« – Und darauf fiel mir nichts Besseres ein, als ihr ins Gesicht zu lächeln, um damit meinen Dank gegenüber des ihr vorgebrachten Vertrauens zu zeigen. Es gab ja auch keinen Grund mehr für die Zurückhaltung des Namens, nun da wir ihre einzigen Freunde waren.

»Nun, Iniadeia und Jennice: Ich weiß, wir kennen uns erst wenige Tage. (Und haben doch mehr zusammen erlebt als so manche Familie in vielen Jahrzehnten.) Und als ich euch gefunden habe – damals im U-Bahn-Tunnel –, kannte ich euch sogar erst wenige Minuten. Worauf ich hinaus will: Ich habe euch in der U-Bahn nicht zurückgelassen und werde es auch jetzt nicht tun. Niemals!« – Dabei schaute ich abwechselnd in alle vier mir gespannt gegenüberstehenden Augen: »Nur ist es so, daß der Tank vom Auto fast leer ist und ich will versuchen, zu einer Tankstelle zu gelangen; vielleicht finde ich sogar noch etwas zu essen, damit es nicht jeden Abend nur Erbsen mit Zwieback gibt!« – Dabei lachte ich und sie mit mir: »Ich sehe keinen Grund, warum ihr mich begleiten müßt. In einer Stunde bin ich wieder da.«

Während Iniadeia für mich einen der Rucksäcke leerte, kleidete ich mich weiter an. Und dieses Mal zog ich mir fast alle verfügbaren Klamotten an, denn die Nacht und der jetzige Morgen waren unerhört kalt gewesen. Die Türdichtung hatte wohl nicht recht ihren Zweck erfüllt, deshalb ist die Kälte auch in das hintere Zimmer vorgedrungen.

Auch mir war nicht so ganz wohl dabei, mich von den Mädchen zu verabschieden und mich – durch das Kellerfenster ins Freie zwängend – alleine auf den Weg zu machen. Aber nur so könnte ich schnellstmöglich vorankommen und ebenso flink wieder zurück sein.

Im Auto Platz genommen, galt es nun zu überlegen, wo ich in der Gegend eine Tankstelle finden sollte. Hier kannte ich mich nicht aus, also hielt ich es für das Klügste, einfach zur

Autobahn zurückzufahren und dort nach einer Raststation Ausschau zu halten. Ein wenig riskant war dieser Plan ebenso, da allein der Weg zur Autobahn zurück die Hälfte des verbliebenen Benzins verbraucht hätte. Trotzdem war diese Entscheidung die beste nur zu Treffende.

Nach einer halben Stunde erreichte ich die Abfahrt und erschaute im Tageslicht jenes Chaos, das mir bei Dunkelheit verwehrt geblieben war: Ineinander verkeilte Fahrzeuge, quer auf der Fahrbahn oder abseits davon. Mehrfach hatten Lastwagen ganze PKW-Kolonnen aufgeschoben, in manchen Fahrzeugen waren die Toten sofort zu sehen. Angewidert kehrte ich mich ab.

Mir fiel es schwer, mich trotz der Stille auf meine Aufgabe zu konzentrieren. Vielleicht auch gerade, weil es so still war: Man stelle sich eine Umgebung vor, in der es nicht die geringsten Geräusche gibt: keine Stimmen, keinen Motorenlärm, keine läutenden Kirchenglocken; nichts. Totenstille wie in der Nacht – nur eben am Tag. Hoffentlich werde ich nicht wahnsinnig, dachte ich mir.

Entlang des Sichtzirkels war keine Raststätte zu erkennen. Allerdings neigte sich die Autobahn in diesem Abschnitt in eine Senke ein; schon hinter dem nächsten Berg könnte genau das Erhoffte zu finden sein! Mich für eine Richtung entscheidend fuhr ich also los – wie gewohnt auf dem Standstreifen, nun aber auch besser den verunglückten Wagen ausweichend – und ließ die gefährlich positionierte Tanknadel nicht aus den Augen. Sollte ich inmitten der Autobahn liegenbleiben, wäre ich wirklich aufgeschmissen. Nicht nur, daß ich nicht annehmen dürfte, einfach eines der anderen Autos nutzen zu können, sondern auch die Tatsache, den Mädchen nichts über meine eventuelle Lage mitteilen zu

können, beunruhigte mich von Minute zu Minute mehr.

Nach einiger Zeit endlich am höchsten Punkt der Hügelei hinaufgelangt, erspähete ich tatsächlich so eine Art Parkplatz, konnte aber nicht deutlich ausmachen, ob eine Möglichkeit zum Tanken gegeben war. Auffällig plazierte Werbetafeln erhöhten aber die Chancen und bestärkten meine Vermutungen. Fast zeitgleich zu dieser glücklich stimmenden Entdeckung stotterte der Motor und ging nur Sekunden später aus.

Mein Fluchen hätte die Toten aufgeweckt, aber der Wagen blieb nicht stehen. Da die Straße gerade abschüssig verlief, rollte ich – wenn auch langsam – immer weiter. So mußte ich bloß sitzenbleiben und abwarten, wenn auch mit einem mulmigen Gefühl. Denn noch immer wußte ich nicht, ob an dieser immer näherkommenden Raststätte auch Benzin angeboten würde. Schließlich verlangsamte sich meine Fahrt so sehr, daß ich ausstieg und den Wagen die letzten einhundert Meter schob. Im Schweiß meiner Mühen sollte ich auch entlohnt werden, denn es stellte sich heraus, daß mein Weg in der Tat auf eine Tankstelle zuführte.

Beim Passieren der Preistafel lächelte ich im Gedanken daran, heute umsonst Benzin zu bekommen. Das Auto vor die Zapfsäule geschoben, betrat ich jedoch zunächst das Geschäft, um mir eine Flasche Wasser *umsonst* zu nehmen.

Nach dieser Erfrischung schaute ich mich oberflächlich im Laden um, um eventuelle Lebensmittelvorräte auszukundschaften. In meiner Paranoia ließ ich nie das Auto aus den Augen, aber auch nicht die Ausgänge des Geschäfts, die anderen herumstehenden Autos und ganz besonders nicht den dünnen Typen, der tot auf der Theke hing.

Wie ich näherkam, schwirrten augenblicklich Dutzende

Fliegen aus seiner lockeren Kleidung und von den Überresten seines gelblichen verfallenen Gesichts. Der Gestank wurde so stark, daß ich meinen Brechreiz bei einem Meter Abstand gerade noch kontrollieren konnte, dann entfernte ich mich wieder. Dies erinnerte an den bekannten Grund nach Süden zu fliehen: Einer Entgehung der Seuchengefahr!

Meine Neugierde wandte ich nun den prall gefüllten Lebensmittelregalen zu: Es war leicht, zwischen verdorbenen und erhaltenen Lebensmitteln zu unterscheiden, solange man nur seiner Nase folgte: Die belegten Brote stanken erbärmlich, ebenso der Scheibenkäse, die Eier und anderen im Kühlschrank gelagerten Verpackungen; was immer sie auch enthalten haben mögen.

Stattdessen ging ich zum Getränkeregal und sammelte eiligst Dutzende Wasserflaschen und auch süße Limonade zur Freude für Jennice ein; all das verstaute ich im Auto – eigentlich so viel, wie nur unterzubringen war. Schließlich hatten wir bereits einen Teil unserer Vorräte aufgebraucht und wer wußte schon zu sagen, wann wir wieder einmal so leicht an Lebensmittel kommen! Trotzdem war mir klar, daß wir erst einmal für lange Zeit weder frisches Obst noch Gemüse essen würden.

Es muß seltsam ausgesehen haben, aber ich trug so gut wie alles Abgepackte, das sich essen ließ und wenigstens einige Wochen haltbar sein würde, zum Kofferraum und stopfte ihn so voll es ging. Und ich wußte, daß wir nur einen Teil dessen würden mitnehmen können, sollten wir wirklich einmal in der Ödnis liegenbleiben.

Wie ich nichts mehr sah, das es zu plündern wert war, kümmerte ich mich um den leeren Tank. Sogleich ging ich zur Zapfsäule und steckte den Stutzen ins Loch. Aber beim

Betätigen der Tankpistole passierte nichts.

Erst einige Sekunden später kam mir in den Sinn, daß dies kein großes Wunder sey, jedenfalls nichts, das mich erstaunen sollte. Immerhin gab es keinen Strom, sodaß die Pumpen der Anlage nicht betrieben werden konnten. Aber wie sonst wäre ich an Benzin gelangt? Hätte ich mir das vorher überlegt, hätte ich freilich erst gar nicht erst eine Tankstelle angefahren! Aber nun stand ich hier und konnte nicht weg.

In meiner Aufregung ging ich umher, umrundete das Gebäude, durchsuchte aufs neue das Geschäft. Aber alles, was ich fand, waren Benzinkanister im Neuzustand, demnach leer.

Was nun? Ich hatte mir noch nie den Kopf darüber zerbrochen, wie es anzustellen sey, das Benzin bei nicht funktionierenden Pumpen aus einem unterirdischen Tank zu holen! So setzte ich mich in unser Auto und dachte einige Minuten nach. Mit einem solchen Problem hatte ich nicht gerechnet.

Enttäuscht und verzweifelt ging ich von Zapfsäule zu Zapfsäule und probierte sie alle durch. Ich wollte mich deren Funktionslosigkeit vergewissern, ehe ich weitere Anstellungen unternehme. Natürlich schrie mir die Betriebslosigkeit ins Gesicht und ich antwortete mit Flüchen auf die von uns geschaffene Abhängigkeit zu Elektrizität und andere Technik aus. Hier ging es immerhin um Leben und Tod!

Derweil begann es zu dämmern. Zwar meinte ich, es sey erst früher Nachmittag, konnte es aber nicht prüfen, da die Sonnenscheibe hinter matt grauen, Licht streuenden Schleierwolken maskiert lag.

Es dämmerte so schnell, daß ich von diesem Vorgang wahrhaftig Notiz nahm! Wie ich mich erinnerte, hatte ich die abendliche abnehmende Helligkeit niemals so bewußt wahrgenommen: Mal sah man aus dem Fenster, da war es hell. Sah man *später* wieder nebenbei aus dem Fenster, war es eben dunkel wie in der Nacht. Die Zwischenwerte nahm man niemals wahr. Aber jetzt ... starrte ich in den Himmel sowie auf die stehenden Autos rund um die Tankstelle und nahm die minütlich abnehmenden Nuancen des Tageslichtes wahr! Und das ängstigte mich natürlich auch.

Innerhalb weniger Minuten wurde es sehr kalt – ich möchte sagen, die Temperatur fiel um mehrere Grade schlagartig, auch wenn mir diese Aussage selbst unwahrscheinlich vorkommt. Die kalte Brise trieb mich förmlich ins Auto zurück, draußen konnte ich sowieso Konturen nur noch schwer unterscheiden.

Die Nacht mußte ich notgedrungen im Auto zubringen. Leider war ich weder dafür ausgerüstet, noch konnte mir eine zusätzliche Nacht bei meinem immer noch bestehenden Problem helfen, hier nicht wegzukommen. Zumindest Lebensmittel hatte ich ausreichend bei mir, jedoch keine Decken, kein Licht, keine Wärme und niemanden, dem ich von meiner Notlage erzählen konnte. Wie zur Gewohnheit war es in den letzten Tagen geworden, einander von den anstehenden Problemen zu erzählen und sie gemeinsam zu überwinden. Und nun wünschte ich nichts mehr als die Gesellschaft der Mädchen zurück!

Mitten in der Nacht schreckte ich plötzlich auf; nicht, weil ich ein merkwürdiges Geräusch gehört hätte oder sonst ein

Blödsinn aus dem Lehrbuch der Klischees. Es gab ja auch nichts, das irgendein nicht-natürliches Geräusch machen konnte. Nein, ich schreckte einfach so auf und stieß mir den Kopf am Lenkrad an: Mir war nun eingefallen, was zu tun sey. Allerdings erst nach Sonnenaufgang. Dann schlief ich wieder ein.

Meine Absicht verfehlt, erwachte ich erst gegen Mittag. Das fand ich sehr bedauerlich, ging mir doch durch diese Verspätung viel Zeit verloren. Ohne Verzögerung ging ich meiner Idee nach: Sie bestand darin, Benzin nicht aus dem unterirdischen Zentraltank abzuleiten, sondern aus den stehenden Autos, an deren Tankinhalt ich ja viel leichter herankäme! Denn das geträumte Bild enthielt die Erinnerung an einen Film, wo jemand Benzin über einen Schlauch aus einem Autotank herausaugt. Genau das wollte ich auch machen.

Ein Schlauch war leichter aufzutreiben als ich zunächst befürchtete: Im Geschäft gab es ein Regal mit umfangreichem Auto-Zubehör, u. a. Silikonschläuche, die zu irgendwas am Motor gehörten. Die leeren Kanister genommen, ging ich zum nächstbesten Auto, griff zwischen dem Toten hinter dem Steuer hindurch und öffnete den Tankdeckel über einen Hebel. Den Schlauch versenkt, saugte ich kräftig ... und bekam einen kräftigen *Schluck* Treibstoff in den Rachen. Dies zwang mich zu Boden und ich hustete mich mehrere Minuten aus.

Nach dieser eindringlichen Erfahrung versuchte ich es erneut; sog an dem Schlauch und wandte mich rechtzeitig ab, ehe das unwohl schmeckende Benzin in meinen Mund dringen konnte. Erstaunt, wie einfach dieser selbsttätige Prozeß in Gang zu bringen war, beobachtete ich das langsam

aber kontinuierlich ausfließende Benzin und füllte damit erst zwei Kanister; und während sich weitere füllten, goß ich den Inhalt der gefüllten Behälter bereits in unseren Autotank um.

Aus diesem Wagen bekam ich etwa dreieinhalb Kanister heraus, dann wiederholte ich den Vorgang bei einem anderen Fahrzeug. Insgesamt hatte ich mit dem Tanken rund eine Stunde zugebracht. Nun lief der Tank des eigenen Fahrzeugs fast über, auf der Rückbank hatte ich vier weitere volle 5-Liter-Kanister verstaut.

Kurz bevor ich mich auf den ersehnten Rückweg begab, schaute ich – mich gerade auf den Fahrersitz schwingend und in fröhlichen Gedanken in Voraussicht der Freude der anderen angesichts der neuen Vorräte – eher zufällig in den Rückspiegel und korrigierte dessen Neigung; ich hatte ihn wohl in der vergangenen Nacht versehentlich beiseite bewegt. In diesem Spiegelbild nun bemerkte ich sofort einige mich nachdenklich stimmende lichte Stellen im Kopfhair: So etwas war mir doch zuvor auch nicht aufgefallen! Im Moment führte ich diesen Zustand auf die Mixtur aus Streß und Angst zurück, die mein Leben derweil ausgiebig bestimmte. Man könnte sogar meinen, diese dominanten Emotionen seien Ausdruck der überall sichtbaren Dinge: Tod und eine Wüste der Leere. Mein Blick muß traurig und teilnahmslos gewirkt haben; meine Gesinnung und die Meinung zur Zukunft unserer selbst und die der Welt so unstat wie das im Wind wankende Gras.

So richtig begreifen konnte und wollte ich meine Lage nicht: Nach außen – das heißt gegenüber den Mädchen – gab ich mich stark und gewiß; wie jemand, aus dem eine gewisse Orientierung abzulesen sey; jemand, an den man sich

halten kann, da er einem selbst die Angst nimmt und die eigene Hilflosigkeit zugunsten einer bedeutenderen Konstante zurückstellt.

Aber wehmütig und voller Sehnsucht war auch ich in mir: Dachte ich nun an die lebende, bunte und vertraute Menschheit zurück, vermißte ich sie. Ganz besonders bestimmte Bekannte und Freunde. So gibt es wohl nur wenig Amüsanteres, als mit Freunden im Kino flüsternd über den gemeinsam besehenen Film zu lästern. Doch diese Zeit ist vorbei und wird niemals zurückkehren. Ob ich damit einverstanden bin, wird den Planeten nicht interessieren. Allein die fehlende Akzeptanz des Geschehenen wird mich behindern.

Da mir Freunde ein kostbares Gut geworden waren, sehnte ich mich umso stärker nach dem eigensinnigen und vorausplanenden Charakter Iniadeias und der zerbrechlichen Jennice. Sodann fuhr ich los.

Auf dem zügigen Rückweg ließ ich das Autoradio laufen, empfing aber nur das altbekannte Hintergrundrauschen. Aus dieser durch den schlechten Funkempfang bestärkten Einsamkeit nichts herausfinden, verspürte ich den drängenden Wunsch, mich – vor den nächsten Baum fahrend – umzubringen. Wären da nicht die Gedanken die beiden auf mich wartenden Mädchen gewesen.

Wie verloren war ich erst, als von den beiden im Keller dieses Vorstadthauses nichts mehr zu sehen war und auch niemand auf meine Rufe antwortete! Wie panisch rannte ich umher und suchte nach schmerzlindernden Antworten! Und wenn ich die beiden tot aufgefunden hätte, wäre es zwar schrecklich gewesen, aber auch erleichternd – wüßte ich doch wo sie seien!

Nun stand ich kurz vor dem Beginn des Wahnsinns, fiel auf den Rasen vor dem Haus, schrie und wollte entkräftet auf der Stelle einschlafen. Ich kann nicht mal sagen, ob ich nicht vielleicht wirklich ein paar Minuten schlief.

Was war den beiden bloß zugestoßen? Waren sie freiwillig gegangen oder wurden sie dazu gezwungen? Hätte ich sie nur nicht allein gelassen, warf ich mir vor und bereute diese leichtfertige Entscheidung. Gerade in einer Welt ohne Lebende muß man umso mehr auf jeden einzelnen Kontakt achtgeben!

Ohne viel nachzudenken, handelte ich fortan automatisch: Im Hinterkopf hatte ich noch immer die Information behalten, daß rein gar nichts unserer Vorräte oder Ausrüstung im Keller zurückgelassen worden war. Mit dem zusätzlichen Gepäck belastet und wahrscheinlich zu Fuß sich fortbewegend, konnten sie noch nicht weit gekommen sein. Wieso nur waren sie nach gerade einmal einem Tag weitergezogen? Woraus resultierte ihre Ungeduld?

Und meinen Automatismus fortsetzend stieg ich in den Wagen, fuhr die Straße weiter. Ich hatte eine Ahnung, wußte aber nichts Genaueres, hatte auch nichts zu verlieren. Nur eine Ahnung ...

Und wie ich vermutet hatte – da waren sie! Sie liefen nebeneinander auf dem Asphalt, die Straße in Richtung Süden; das hatte ich erwartet, es war ja unser ursprünglicher Plan und Iniadeia kannte ihn! Schon aus der Ferne erkannte ich, daß Iniadeia mit jeder Menge Gepäck beladen war, wodurch sie ja auch durch das Tragen meines Gepäck-Anteils gezwungen war. Und ebenso aus der Ferne nahmen sie mich wahr, drehten sich schon nach mir um, als ich noch einen Kilometer entfernt fuhr. Was ebenfalls kein Wunder

ist: Denn wenn seit Tagen kein Auto mehr fährt, fällt ein fahrendes sofort auf!

Jedenfalls fuhr ich reichlich schnell, bremste dann neben ihnen ab und sprang aus dem Auto; Iniadeia warf ihr Gepäck vom Rücken. Den ursprünglichen Plan, sie sofort zu umarmen, führte ich letztlich nicht durch. Stattdessen blieb ich einen Meter vor ihnen stehen und fiel mit gesenktem Gesicht auf die Knie. Kurz vor dieser Tat waren es zwei weinende Gesichter, die ich sah: Und das erste anschließend Erspürte waren ihre mich an sich drückenden und küssenden Hände und Körper.

Kein einziges Wort wurde während dieses Rituals ausgesprochen. Wie ich schon öfter bemerkt hatte, waren Worte für die Verständigung untereinander nicht notwendig. Doch nun mußte ich doch etwas sagen:

»Ich hatte solche Angst um euch! Warum habt ihr nicht gewartet? Warum wart ihr so ungeduldig?«

»Wir hatten auch Angst! Wir sind losgezogen, dich zu suchen, aus Ungeduld, dich wiederzusehen!« schluchzte Iniadeia und wischte sich die Augen; ein weiterer Vertrauensbeweis ihrer Treue. Und nun verstand ich es erst richtig. Das hier ist keine Situation, für die es ein Beispiel gibt! Das ist nicht so, als ginge ich zur Kinokasse Popcorn kaufen, während ich meine Freundin weiter im Kinosaal den Film schauen lasse! Und es ist auch nicht so, als ließe ich mein Kind des Nachts daheim, ohne mich von ihm zu verabschieden. Auch hier wären stets Menschen in der Nähe, die im Notfall hinzukommen könnten. Wie auch immer, der Verlassene wäre nie wirklich allein.

Aber ganz anders hier: Hier ist der Verlassene in der Tat und unzweideutig allein. So allein, wie man nur auf dem

Planeten sein kann! Was sie mir jedoch verschwieg, ich jedoch durchaus verstand, war der wahre Grund: Die Angst vor dem, was wir auf dem Hochhaus-Dach am Horizont gesehen hatten und uns eine umwerfende Angst bereitete.

Auch Jennice war über meine Rückkehr entzückt. Mit etwas Schalk bemerkte sie, daß ich stark nach Benzin riechen würde. Und nachdem die angespannte und an die Meisterklasse der Dramaturgie grenzende Situation nun aufgelockert war, leitete ich über zum Angebot ins Auto zu steigen und dieses Land endlich zu verlassen.

Da wir nun schon einige Stunden unterwegs waren, kamen unsere Gemüter zur Ruhe und wir hatten zur Neuordnung unserer gedanklich eingefaßten Wünsche die ersehnte Gelegenheit. Im Rückspiegel erfaßten meine müden Augen die zwischen den Benzinkanistern, Lebensmittel-Taschen und Decken eingeklemmte Jennice, die irgendetwas las und dabei mühsam tat, mit nur einer Hand das Buch zu halten sowie umzublättern. Mir selbst kam die mich in Verlegenheit bringende Erleuchtung, daß ich mir ja eigentlich den Weg zur Tankstelle hätte seinlassen können; ein einziges Stück Schlauch hätte genügt, um die Wagen der Nachbarschaft der kleinen Wohnsiedlung anzuzapfen! Aber gut, so kamen wir wenigstens noch zu etwas Vorräten.

Vor allem Wasser fand Iniadeia nicht, als sie an diesem Morgen – kurz vor ihrem Aufbruch – das Haus durchsucht hatte, in dessen Keller wir im genächtigt hatten. Einige Konserven und Verbandszeug dagegen spürte sie auf. Das Haus an sich war verlassen; Iniadeia untersuchte im Obergeschoß

scheinbar hastig ausgeräumte Kleiderschränke und auf dem Tisch achtlos abgelegtes Bargeld. In diesem Moment studierte sie die Straßenkarten auf der Suche nach einer sicheren Route, in weitem Abstand vorbei an Industrieanlagen, Staudämmen, Atomkraftwerken. Zu unserem Bedauern und Fürchten waren die meisten dieser Gefahrenquellen auf dieser einfachen Karte eingezeichnet, sodaß wir uns nur auf optische Eindrücke verlassen konnten.

Immer wieder blätterte sie hin und her, starrte so nah auf die Karte, daß ihre Nase sie zu berühren schien. Und mich selbst machte ihr hektisches Hin und Her nervös, sodaß ich mich geistig zwingend ablenken mußte. Also legte ich meinen entkräfteten, hoffnungslosen Blick auf die Straße und die vorbeiziehenden und verlassenen Autowracks, Straßenpfosten und Bäume. Allein in den Himmel getraute ich mich nicht zu schauen, was mit den Eindrücken vom Hochhausdach zu tun hatte:

»Wir müssen unbedingt darüber reden.«

Kein einziges weiteres Wort mußte ich Iniadeia sagen; so hatte ich wenigstens eine Gegenfrage zu meiner Aussage erwartet, etwas: »Keine Ahnung, was du meinst.« Aber ihr war es ebenso klar wie mir. Und auch ihr lag es seit damals brennend auf der Zunge es auszusprechen.

»Was wir gesehen haben, ist real. Soweit stimmt ihr mir zu?!« Iniadeia nickte und auch Jennice legte still das zur Seite, das sie bislang beschäftigt hatte und lauschte dem Gespräch interessiert. »Und vielleicht können wir dem nicht entfliehen.«

Langsam senkte ich den Blick und behielt die Straße nur noch peripher im Auge. Die Fahrt verlangsamte sich, da ich bewußt vom Gaspedal ließ. Mein Gemüt schien sich nun in

der Geschwindigkeit und abfallenden Dynamik des Wagens widerzuspiegeln.

Die Mädchen bemerkten genau, daß ich mich grämte und mich die Sorgen wegen unserer ungewissen Zukunft zerfraßen. Dies wußte ich, weil sie mich unentwegt und stillschweigend, beinahe nach Anweisung suchend, anschauten. Wegen nichts war ich gepeinigt, sodaß auch kein Wunsch, ihren Blicken zu entgehen, aufkam: Weder war ich schuld an der totalen Zerstörung der Städte, noch an den vielen Toten noch an der grenzenlos scheinenden Einsamkeit auf unseren Wegen. Es war, als hallten unsere drei Stimmen als die letzten durch die Welt.

Und so schlecht ging es uns ja auch gar nicht: das Auto voll mit Lebensmitteln, genug Benzin und ein Ziel – jedenfalls so ungefähr. Iniadeia schien inzwischen unsere Route ermittelt zu haben, denn sie bat mich um endgültiges Stoppen am Straßenrand.

Auf einem Parkplatz hielten wir nicht, sondern einfach auf der Straße. Die erdrückende Schweigsamkeit im Auto legte sich, als ich ausstieg und an die Luft ging. Iniadeia und Jennice blieben sitzen und schlossen sofort wieder die Fenster. Sie fürchteten noch immer das am Horizont in mahnender Allmacht Geschaute und auch ich konnte mir schlagartig tausend angenehmere Dinge vorstellen, jedoch keine mich mehr einschüchternde Sache. Es ängstigte mich so tiefgreifend, daß ich dort, wo ich auf der Straße stand, mich nicht umzudrehen wagte. *Es* war dort hinten, näherte sich mit jeder verstreichenden Minute. Jeder von uns wußte dies; und *es* verließ sich sogar darauf.

Zwischen all den Gedanken, wohin wir als nächstes gehen sollten, als der vagen *Richtung Süden* einfach stur zu fol-

gen, drängte sich die Angst um die hinter meinem Rücken liegenden Vorgänge in der unteren Atmosphäre. Das Gute daran war, daß sie mich wieder nüchterten und in die Wirklichkeit zurückschleuderten: In diesem Moment fühlte ich mich wie ein ertrinkender Taucher, der etwas zu weit in die Tiefenwässer abgestiegen war und nicht mehr genug Luft in seinen Lungen vorrätig hatte, um es zur Wasseroberfläche zurückzuschaffen. Nun, da der Taucher merkte, in welcher ausweglosen Lage er sey, blickt er hinauf zur spiegelnden und wellenbewegten Oberfläche, die nur noch zwanzig Meter entfernt vor ihm liegt. Aber schaffen würde er keine zwei Meter mehr. Das Herz schlägt schneller, es wird ihm schwindelig, die Lungenflügel scheinen sich zu verkrampfen und ihm wird kalt. In den darauffolgenden Sekunden blickt er der sich Meter um Meter entrückenden Ziellinie hinterher, denn er sinkt langsam ab. Nur eines weiß er mit Gewißheit: Wenn er jetzt nicht alles mobilisiert, das er hat – und wenn es ihm die Lungen sprengt oder er sich einmal kräftig in Richtung Oberfläche abstößt und bewußtlos ihr entgegentreibt –, dann war's das gewesen! Kein zweiter Platz würde ihn erwarten!

Und so kehrte auch ich auf die Straße zurück: das Grau unter mir, das Grün beiseite und am Horizont . . . , nun ja, die Zukunft. Im Auto warteten die Mädchen begierig auf Weiterfahrt: Iniadeia sah ich ernst an: »Dann schieß' mal los, wohin soll's gehen?«

In Vorbereitung auf diese Frage präsentierte sie mir eine Route, die geeigneter nicht sein konnte: So sollte uns die Straße sechshundert Kilometer an diesem Tag nach Süden führen und dann – am Fuße eines Gebirges – einen Paß hinauf und in ein kleines Tal hinab. Auf der Straßenkarte sollte

es in diesem Tal weitere Tankstellen und kleine Ortschaften geben, an denen wir die Rast zur Nacht zubringen würden.

Ermattet wie nie zuvor stoppte ich den Wagen in dem besagten Tal und erinnerte mich, während der vergangenen Stunden nicht ein einziges Mal in den Rückspiegel, sondern immer nur zur Frontscheibe hinauszusehen zu haben. Es gab ja auch keinen Verkehr, auf den ich achten mußte. Hin und wieder ein paar Autos auszuweichen und die toten Körper als gegeben anzunehmen, fiel mir mittlerweile nicht mehr schwer.

Jennice war inzwischen eingeschlafen und auch Iniadeia gähnte ununterbrochen, wollte aber nicht schlafen, bevor wir nicht alle ein sicheres Nachtlager gefunden hätten. Meine schweren Glieder gingen nur unfreiwillig aus der bequemen Sitzschale herauszulösen, das Hemd am Rücken war durchgeschwitzt. Meine Hände zitterten und der Blick war schwammig geworden. Ich brauchte unbedingt Schlaf.

Ohne Absicht hielt ich in der Nähe einiger rund hundert Meter entfernt stehender Gebäude auf einer Aue-Fläche; es sah aus, als wären es eine Scheue und ein Bauernhaus mit daran hängenden Schuppen gewesen. Alles wirkte viel unlebender als sonst, denn zu der erwarteten Stille kam die Beengtheit des Tales selbst: Es kann nur zwei Kilometer breit gewesen sein, war aber viele Kilometer lang und beidseitig von steilen Felswänden umringt, deren Verlauf keine sich einschneidenden Nebentäler unterbrach. Ein Bach schlängelte sich verwegen plätschernd dahin, war aber auch nicht weiter auffällig. Entlang des Wasserlaufs hingen ein



Blick auf die Aue neben dem Farmhaus. Die Enge des Tales legt alles in den Schatten und ist so kurz, daß man es fast komplett überblicken kann.

paar Weiden ihre Zweige ins Wasser, sonst verteilte sich der dunkle Mischwald entlang der Talränder zu dichtem Bewuchs. Allein die Fläche vor dem Bauernhaus, die Aue-Wiesen und natürlich die Straße, auf der wir gerade standen, waren un bebaut und kahl. So beängstigend und wie mit einer Kulisse unwirklich konstruiert das Tal auf mich wirkte, so wohl war mir hier, da ich den Horizont wegen der hohen Bergwände nicht ansehen mußte.

Noch bevor das letzte Licht über den höchsten Gipfeln verschwunden war, hatten wir vor dem Bauernhaus geparkt

und wagten uns mit Taschenlampen bestückt hinein. Iniadeia ging direkt durch die unverschlossene Vordertür und stand sogleich furchtlos in einem Flur. Die schlafende Jennice trug ich auf dem Arm und leuchtete mit der freien Hand den Weg. Iniadeia sah sich im Obergeschoß um, ich schlich dagegen durch die untergeschossigen Zimmer, den Küchenraum, den Wintergarten, das große Wohnzimmer und zwei kleinere Arbeitszimmer. Nach ein paar Minuten trafen wir uns wieder und bewerteten das Haus als verlassen.

Ohne weitere Verzögerung führte mich Iniadeia ins Obergeschoß und zeigte mir ein großes Schlafzimmer mit einem Doppelbett, dessen Bezug unangetastet wirkte – wie jener eines Hotelzimmers. Vorsichtig legte ich die Kleine ab und deckte sie zu.

»Wenn du inzwischen die Lebensmittel hereinträgst, kümmer dich um sie«, schlug Iniadeia mütterlich vor und wie ich das Zimmer wieder verließ, nahm ich im Augenwinkel wahr, daß sie die schlaftrunkene Jennice entkleidete und das Fenster ein wenig ankippte.

»Wollt ihr noch etwas essen?« fragte ich Iniadeia, als ich unsere Rucksäcke und ein paar Getränkeflaschen hereintrug, die ich auf dem nahen Tisch ablegte. Auch sie hatte bereits Jacke und Hose abgelegt und gierte nach Nachtruhe. »Dann nehmt ihr Mädchen am besten das Doppelbett hier. Ich habe da vorne eine bequeme Couch gesehen, auf der schlafe ich«, gab ich von mir, als ich sah, daß sie nichts mehr brauchten. Und wortlos nickte sie mir zu, dann schob sich die Tür zwischen unsere ermatteten Blicke.

Ich allerdings hatte nicht vor, mich hungrig schlafen zu legen. Leise kramte ich den Camping-Kocher hervor, stellte ihn in der Mitte des Zimmers auf ein paar aufgestapelte

Bücher und setzte einen der Töpfe auf. Während die Nudeln kochten, kaute ich ein paar Stücke Zwieback und hoffte, daß weder das noch der durchs geöffnete Fenster hereinwehende Wind die beiden Mädchen wecken würde.

Seit ein paar Stunden schmerzten meine Fingerknochen, was ich besonders beim Öffnen der Konservendose merkte. Ein stechender Schmerz zog vor allem Fingerspitzen der rechten Hand über das Handgelenk bis kurz unter den Ellenbogen. Und so sehr ich mein Handgelenk auch drehte, streckte und anspannte – der Schmerz verging nicht.

Es muß vor allem der Geruch der anbrennenden Nudeln gewesen sein, der Iniadeia aus dem Zimmer lockte: »Können wir reden?« flüsterte sie, als sie hinter mir herantrat und mich fast zu Tode erschreckte. Dann suchte sie sich aus den Rucksäcken einen Schlafsack heraus, wickelte sich in ihn ein und nahm auf der Couch Platz.

Der Schein des brennenden Gaskochers und der einen Kerze flackerten sanft und demütig im Raum. Keiner von uns war vollkommen beleuchtet und doch fiel mir plötzlich eine Eigenartigkeit an ihren Augen auf, sodaß ich sie infolgedessen anstarrte.

»Was ist?« wollte sie natürlich wissen, weil mein Glotzen nicht gerade diskret gewesen ist. »Kann es sein, daß eines deiner Augen Blau ist und das andere Grün?« – »Was sagst du? So ein Unsinn! Ich habe braune Augen!« – Sie faßte sich mit der Hand an die Augäpfel, als ob sie mit den Fingern deren Farbe ertasten könnte.

»Na ja, vielleicht irre ich mich, ist schon spät. Hast du wirklich keinen Hunger?« rührte ich im Topf die Nudeln herum. »Nein, besser nicht«, erwiderte sie betroffenen Gemüts: »Ich habe schon seit gestern morgen so einen seltsa-

men metallischen Geschmack im Mund. Alles, was ich esse, schmeckt, als würde ich auf einem Metallrohr herumlut-schen! Da vergeht einem der Hunger!« – In diesem Moment schauten wir uns – wie so oft – stillschweigend in die Augen und wußten augenblicklich und zeitgleich, wie beunruhigend die vielen seltsamen Beobachtungen der letzten Tage an uns selbst gewesen seien.

»Weswegen ich eigentlich hier bin: Was denkst du, war das am Horizont?«

»Das frage ich mich auch schon seitdem. Und ich weiß es nicht.«

»Aber du hast eine Vermutung?«

»Ina, ich ... Ich kann nur sagen, so etwas nie zuvor gesehen zu haben. Vermutlich hat das noch kein Mensch vor uns.«

»Und die rote Farbe? Woher kam die? Was war das nur? Hast du nicht auch gesehen, daß es sich bewegt?«

Diese ihrer Worte erregten eine schreiende Erinnerung an die Situation auf dem Dach des Hochhauses; meine Gefühle, als ich den Kopf das erste Mal zum Horizont streckte und meine Augen eine Verknäuelung von gänzlich unbekanntem Wolken aufnahmen. Dieses Gebilde – noch viel ungewöhnlicher als die Form eines Atompilzes – war orange-rot wie beim Sonnenuntergang, nur daß es noch längst nicht Zeit für die Dämmerung gewesen war. Und genau erinnere ich mich an mein Zusammensucken, als der Rot-Ton innerhalb einer Sekunde zu einem glitzernden, blitzenden Grau umfärbte und dann wieder zu orange-rot. Wie beim Anblick einer Lavalampe wechselten dynamisch die höheren Lagen mit Tieferen und alles zusammen schien sich in einem gemeinsamen Kreislauf zu drehen. Es gibt nichts, was mit

dem vergleichbar wäre.

»Ich weiß, was du gerade vor Augen hast«, durchschaute mich Iniadeia. »Ich kenne das gleiche Bild. Und auch ich habe Angst vor dem. Vor allem, weil es so aussah, als würde es auf uns zukommen.«

»Flucht?« flüsterte ich in die Dunkelheit, ohne Iniadeia anzusehen.

»Wie meinst du das?«

»Ich meine, sollen wir überhaupt fliehen? Bedroht es uns tatsächlich? Was auch immer es ist?«

»Keine Ahnung! Aber ich denke, Vorsicht kann nicht schaden!« antwortete sie mit erhobener Stimme und ihr Tonfall hatte etwas von Fassungslosigkeit. Als wäre sie empört darüber, daß ich so schnell aufgab oder überhaupt in Betracht zog den Plan anzuzweifeln.

»Du meinst, wir sollten weitermachen? Immer weiter nach Süden? Bis wir an irgendeiner Küste stehen und nicht weiterkommen?«

Iniadeia bemerkte die Hoffnungslosigkeit meiner Stimme und stärkte mich: »Na ja, denke doch einmal an die Überlebenden! Wir haben doch das Gespräch mitgehört! Zwischen den beiden! Es gibt da also noch mehr Überlebende! Und wenn wir die finden ... «

»Sie finden? Und dann? Für eine neue Zivilisation sorgen wir wenigen Überlebenden bestimmt nicht, auch sind wir zu wenige, um die Städte wiederaufzubauen (trotz daß ich ein Tischler bin). Man kann sich nur noch wie ein Insekt vor dem bevorstehenden Winter irgendwo verkriechen und hoffen, daß man nicht erfriert. Wie sollen wir die Überlebenden überhaupt finden? Den ganzen Tag schon rechne ich aus, wie viele es geschafft haben könnten. Wenn die

Atombomben nur über den großen Städten niedergingen, könnten wir in dieser Gegend hier Glück haben, hier gibt es keine großen Siedlungen. Wenn das aber ein globales Phänomen war«, schluckte ich meine zubereiteten Nudeln, »sind wir ziemlich am Arsch.«

»Was hast du denn ausgerechnet?« wollte sie nun mit einem ängstlichen Blick wissen.

»Als wenn ich das überschlage ... und davon ausgehe, daß dieses Sterben auf der ganzen Welt geschehen ist ...; und wenn ich weiter davon ausgehe, daß vielleicht nur einer von 200.000 Menschen – denn so viele Einwohner hatte Gefeln – das Sterben überlebt hat, dann existieren derzeit nur noch rund 30.000 Menschen auf der Welt. 30.000! Verteilt auf die ganze Welt! Für Europa bleiben da gerade einmal ein paar Tausend, vielleicht nur Hunderte Menschen übrig, wenn ich die Gesamtzahl auf alle Länder aufteile!«

»Nur Hunderte, sagst du?« Ihr Blick senkte sich zu Boden, niemanden sah sie mehr an, sondern verkroch sich tiefer in ihren Schlafsack: »Wenn ich mich erinnere, daß wir schon so viele Tage unterwegs sind und trotzdem keine Seele getroffen haben, müßten das viel weniger sein!« flüsterte sie abschließend zu sich, und ich löffelte die letzten Reste aus dem Topf.

»Willst du wissen, warum ich überhaupt weitermache? Weshalb ich mich überhaupt auf die Suche nach der U-Bahn-Station machte und letztlich auf euch traf?«

Iniadeia sah nun wieder auf; dies schien sie zu interessieren: »... Woher ich die Kraft zum Leben nehme, und den Enthusiasmus immer weiterzumachen?«

Die Antwort mußte ich ihr gar nicht geben. In Iniadeias Kopf ratterte es bereits und schneller als ich nannte sie die

Lösung: »Weil du auf der Suche nach jemanden warst?«
– Ich sagte es ihr nicht, aber ihre eingebende Intelligenz beeindruckte mich insgeheim enorm. Stattdessen nickte ich ihr vorsichtig zu, ohne den Blick in ihr grünes und blaues Auge abreißen zu lassen.

»Ihr Name war Cadaida«, begann ich meine Geschichte, »Und es war die große Liebe meines Lebens. Ich weiß zwar ganz genau, daß sie wie alle anderen damals gestorben ist; und doch bilde ich mir diesen Rest an Hoffnung ein, um nicht verrückt zu werden und eben die Kraft zu haben doch weiterzumachen. Daß ihr mir auf meinem Weg begegnet seid, bestärkt mich nur noch mehr.«

»Wie nah wart ihr euch, du und Cadaida? Ich meine, war es eine *offene* oder geheime Liebe? Ich meine, wußte sie von dir?« Daraufhin lächelte ich etwas und ich wußte darauf nur einen einzigen Satz zu antworten:

»Manchmal sehe ich das Datum desjenigen Tages, an dem wir uns das erste Mal sahen, als eine Art Naturkonstante an, auf der jede Lebenstheorie basiert. Ich erinnere mich noch genau: In diesem Sommer ging ich im Supermarkt einkaufen und stand dort, um zwischen den vielen verschiedenen Sorten Nudeln auszuwählen. Cadaida, die gerade um die Ecke in diese Nische einbog, hatte ihre Augen auf die Waren geheftet und überflog die Auswahl. Dann standen wir uns gegenüber, der Gang zu schmal, um mit unseren Wagen aneinander vorbeifahren zu können. So schauten wir uns einige Sekunden in die Augen; wußten, füreinander bestimmt zu sein. Hätte mir diese *Katastrophe* nicht das Gegenteil bewiesen, hätte ich sie für unsterblich gehalten.«

»Aber du weißt doch gar nicht, ob sie tot ist? Hast du ihre Leiche gesehen?« – In diesem Moment wurde ihr gewahr,

daß sie etwas zu direkt gesprochen und meiner einfühlsamen Situation nicht angemessen vorgegangen war. Aber diesmal kam ich mit voreiligen Gedanken heraus:

»Schon gut. Ich weiß, was du sagen willst. Und nein, ich habe ihre Leiche nicht gesehen. Aber ich werde Cadaida niemals finden können: Zu viele namenlose Tote liegen umher und verwesen, während wir hier sprechen. Oder sind unter den Trümmern begraben und werden dies für immer sein, da es niemanden gibt, der sie freigräbt. Es wird einfach ein Boden über die verwüsteten Städte wachsen und danach ein Wald. Und niemand wird sich – beim Wandeln zwischen den Meter hohen Bäumen und dichten Büschen – daran erinnern, daß genau unter seinen Füßen eine komplett vernichtete Stadt mit abertausenden Toten liegt!«

»Das klingt nach einer schrecklichen Zukunft!« bedauerte sie.

»Und wenigstens genauso schrecklich ist die Gegenwart! Weißt du, wie ich mich fühle? Wenn ich an all die toten Seelen denke; all die langen Leben, manche kürzer, manche länger als meines andauernd. Und schon aus meinem Leben hätte ich mehr zu berichten, als sich jemals aufschreiben ließe! Und so sind all die individuellen Charakteristika verfliegen, mit einem Mal. Alle weg. Aber ich spüre sie noch immer: wie das nahe Feuer eines Kamins brennen diese verfliegenen Seelen auf meiner Haut. Nicht wirklich gefährlich, aber ich nehme sie deutlich wahr! Und für die Überlebenden ist es nicht einfacher: All das jahrelange Streben nach irgendwelchen Reichtümern, Liebe und Ansehen, Land und Wohlstand wird innerhalb nur einer einzigen Sekunde auf ein alleiniges Begehren reduziert – den Trieb zu Überleben. [...] Weißt du, heute habe ich Geburtstag. Und ich

wünschte, nur dieser eine Wunsch könnte sich erfüllen.«

»Sie zu finden?!«

»Ja. Sie zu finden und zu halten. Noch ein letztes Mal. Vielleicht ist das Verleben des Endes der Welt dann süßer.«

»Ejnar, ich kann dir weder *das* geben, noch habe ich ein anderes Geburtstagsgeschenk für dich.«

»Mache dir darüber keine Gedanken, Ina: Ab einem gewissen Alter kann man mit Geburtstagsgeschenken nichts mehr anfangen. Im Grunde ist alles, was man sich als Erwachsener wünscht weder Geld noch Gesundheit, egal wie verschuldet oder wie gebrechlich man ist. Alles, was man sich wirklich wünscht, ist mehr Zeit. Mehr Zeit für sich selbst. Und so selbstüchtig das klingen mag, so wahr ist es auch. Aber darüber hinaus erinnert man sich an seine Kindheit und schämt sich regelrecht für die vielen materiellen Wünsche, die man während dieser Zeit äußerte und einem viel zu häufig erfüllt wurden. Und wie ich sagte, erkennt man mit der Zeit, daß man von all dem nichts mitnehmen kann.«

»Wohin denn . . . ?« flüsterte sie mit verschlossenen Augen im Halbschlaf. Ich war mir nicht einmal sicher, ob sie meine letzten Worte überhaupt verstanden hatte, so müde wie sie war.

»Schlaf jetzt. Schlaf einfach ein«, flüsterte ich ihr behütend zu und löschte leise die Flamme des Gaskochers. Meine Augenlider standen nur noch auf halber Höhe und ich hätte einfach auf den Boden fallen können und wäre trotzdem sofort eingeschlafen. Mit verkrampfter Hand knete ich durch mein erschlafftes Gesicht und fuhr mir durch den Bart. Das muß ich demnächst unbedingt rasieren, nahm ich mir vor. Immerhin hatte ich mich seit Tagen nicht gepflegt.

Bis zum Sofa schaffte ich es noch, hatte aber zum Entkleiden keine Kraft mehr übrig. Das letzte vor dem Einschlafen Geschaute waren meine mit Kerzenwachs verklebten Finger. Beim Auspusten der Kerze war es daran gespritzt. Und während ich dort saß und das Kerzenwachs zwischen meinen Fingern knetete, sank die bereits schlafende Iniadeia an meine Schulter und führte ihren Schlaf dort fort.

Um es für sie und mich bequemer zu machen, legte ich meinen Arm um sie, sodaß sie mit ihrem Kopf nun sehr nah unter meinem Kinn lag. Und während ich ihr beim Atmen zuhörte und langsam selbst immer mehr der Bewußtlosigkeit nahekam, dachte ich an etwas aus meinem Leben zurück, das mir sehr nützlich und war und mich wahrscheinlich schon vor vielen peinlichen Momenten bewahrt hatte: Es ist eine Faustregel, wenn man sich zu verlieben droht.

15 Das letzte Puzzleteil

Wenn man einem hübschen Mädchen mit langen Beinen, erhabener Figur und jungen Gesichtsausdruck gegenübersteht, und man sich zu verlieben droht, ist unbedingt zu unterscheiden: Gefällt mir nur ihr Aussehen oder verliebe ich mich in ihre Persönlichkeit? Wenn man auf letztes abzielt, kann es beim ersten Blickkontakt keinesfalls Liebe sein. Es ist in jedem Fall lediglich Geilheit. Männliche, instinktive Geilheit gegenüber einem fortpflanzungsfähigen Weibchen. Wahre Verliebtheit in ihre Persönlichkeit erlangt man erst, wenn man mit derjenigen Person spricht oder auf eine beliebige Art interagiert. Das bloße Ansehen bewirkt

nichts.

Ich gebe aber zu, daß es mir trotz dieser *weisen Worte* oftmals sehr schwerfiel, meinem ersten Trieb zu widersprechen. Doch nun, da alle Gelegenheiten in dieser Welt versiegt waren und auch der übriggebliebene Rest nur noch ernst und nüchtern betrachtet werden konnte, würde ich mich niemals wieder vor einer solchen inneren Entscheidung sehen müssen – glaubte ich wenigstens.

Weder sah ich Iniadeias langen Beine, noch kam sie wegen unseres Altersunterschiedes überhaupt für eine Partnerschaft in Betracht. Unsere erst Tage währende Bekanntschaft hat ebenfalls damit zu tun. Letztlich war es meiner Männlichkeit, das heißt meinen männlichen Instinkten und Hormonen zu verschulden, meine Situation auf diese Weise überhaupt geprüft zu haben. Und es tat mir selbst leid deswegen, ich schämte mich, in einer solchen hilfsbedürftigen Situation dererlei psychologische Tests angestellt zu haben.

Der Schlaf war schließlich stärker als meine Entscheidungswilligkeit; fest hielt ich sie in meinem Arm, beobachtete das Auf und Ab ihres Brustkorbes und die unkontrollierten Bewegungen, wenn sie sich im Schlaf drehte und neu ausrichtete. Für mich war sie noch ein Kind. Ein zwar kluges, aber trotzdem schutzbedürftiges, unerfahrenes Kind. Und es ehrte mich einfach, für sie verantwortlich zu sein.

Am nächsten Morgen war alles anders: Meine Lage und meine Gesellschaft. Iniadeia war nicht mehr im Raum, stattdessen lag ich längst auf dem Sofa und war mit dem geöffneten Schlafsack bedeckt. Und vor meinem Bauch – mit unter meinen Schlafsack gehüllt – schlief Jennice und drückte sich

an mich. Mein Blick lenkte auf die Fenster, die ein diffuses Tageslicht hereinließen.

»Du fragst dich, ob es morgens oder mittags ist? Hast du gut geschlafen?« nuschelte mich Iniadeia von der seitlich gelegenen Tür mit einer Zahnbürste im Mund an. »Du kennst mich viel zu gut, geradezu beängstigend gut!« gestand ich: »Das fragte ich mich wirklich!«

Ich umgriff mit meiner riesig wirkenden Hand die kleine zerbrechliche Schulter Jennices und schüttelte sie etwas, sodaß es sie aufwecken würde.

»Jennice hat sich von sich aus zu dir gelegt. Als ich in der Nacht aufwachte, lag ich selbst auf den Boden, irgendwie war ich dorthin gerutscht. Na jedenfalls kroch ich ins große Bett hier drüben, wo ich ja ursprünglich schlafen wollte. Aber daß sie bereits bei dir lag, sah ich auch erst vorhin. [...] Und ja, es ist bereits nachmittags.«

»Nachmittags?« schreckte ich auf, »Wieso hast du mich denn nicht geweckt?«

»Na ja, als ich sah, daß wir alle so erschöpft waren, hielt ich einen ausdauernden Schlaf für nicht verkehrt!«

Hektisch kleidete ich meine Hose an und suchte die restlichen Klamotten. Irgendwie war alles in der Dunkelheit des Vorabends abhanden gekommen, sogar meine Hoffnung.

Für meine Augen grelles Licht drang durch die Fensterscheiben, als ich mich auf den Sims stütze und durchs offene Fenster nach draußen lehnte. Mit einer schrecklichen Erwartung suchte ich den Himmel nach ungewöhnlichen, aber sozusagen altbekannten Strukturen ab, fand jedoch nichts. Wolkenverhangen und bedeckt war es, wie an einem verregneten Tag im Mai.

»Ejnar, kommst du bitte mal kurz?« rief mich Iniadeia

aus dem Badezimmer herbei. So wie ich von meinem Ausguck abließ, ging ich zu ihr und traf sie dabei an, wie sie mit hochgezogenen Lippen vor dem Spiegel stand. Mit den Fingern fuhr sie über die sichtbaren Stellen, an denen die oberen Schneidezähne in den Kiefer eingehen, und zeigte mir dann einen blutigen Finger.

»Das habe ich seit heute morgen. Schon in der ganzen Nacht hatte ich das merkwürdige Gefühl im Mund, genauer zwischen Oberlippe und den Zähnen, daß da ... – ich weiß auch nicht, wie ich's sagen soll: Es fühlte sich scheußlich an und die ganze Nacht pulte ich mit meiner Zunge darüber. Und heute morgen sehe ich beim Zähneputzen das Blut im Waschbecken und stelle fest, daß es von *hier* kommt! Ich schwöre dir, gestern hatte ich das noch nicht!«

Betroffen schwieg ich sie an, schaute auf die roten Flecken im Waschbecken und dann wieder auf ihren Finger und die Zähne. Und ich schwieg weiter. Sie wußte genausogut wie ich, daß ich weder eine Erklärung dafür hatte, noch wußte, was dagegen zu tun sey.

»Wir ..., ich ... « – Mir fiel nicht das geringste ein, das ich ihr zusprechen könnte. Daß ich derartige Absonderlichkeiten an mir selbst bemerkt hatte, z. B. die lichtereren Stellen im Kopfhaar, hielt ich zunächst zurück. Aber ich hatte einen Verdacht, woran das liegen konnte.

»Und dann sind da noch meine Augen.«

»Was ist damit?« fuhr ich sie erschrocken an.

»Na das, was du mir gestern abend erzählt hast, was ich nicht glauben wollte! Und nun sieh mich an!« – Und ich sah sie an: Wie erwartet noch deutlicher als in der abendlichen Dämmerung sah ich in ihr grün und blau gefärbtes Auge. Und es war wirklich auffällig: Links hatte die Iris eine

Farbe wie die lindgrüne Schale einer Wassermelone, rechts vollzog die Iris ein Farb-Mimikry nach den blau-violetten Blütenblättern einer Wegwarte. Von ihrer Hysterie ablenkend, sprach ich fort:

»Beeinträchtigt das irgendwie dein Sehvermögen?« wies ich mich als Laienarzt aus, obwohl ich eigentlich nur in Erfahrung bringen wollte, ob wir uns wieder auf die Suche nach einem Krankenhaus machen müßten. Mir war natürlich meine Unkenntnis mit Arznei bewußt, aber der Satz diente ja wie schon gesagt allein der Beruhigung.

Ina blinzelte sich mehrfach mit dem rechten und linken Auge selbst im Spiegel an und kam zu dem Schluß, daß sie genauso normal sehen würde, wie zuvor. Mit den Fingern spielte ich mir nun selbst an den Lippen herum und signalisierte damit eigene Überlegungen. Als ihre zweifarbigen in meine einfarbigen Augen hereinschauten, lehrten sie mich wie so oft inniges Verständnis; eine Bindung, die mit Worten kaum beschreibbar wäre. Ich hörte ihre unhörbaren Worte sprechen: »Ist schon gut, Ejnar. Wir hatten das beide erwartet. Eine Mutation womöglich, woher sollte so was sonst kommen? Ich glaube, daß wir insgeheim sehr froh sein sollten, daß es sich auf einen Farbwechsel der Iris beschränkt und uns nicht ein drittes Bein wächst oder so!« Diesen Scherz brachte sie jedenfalls nicht mit Mimik zum Ausdruck, sondern lächelte mich so betörend an, wie sie es seit jeher konnte: Still und doch ausdrucksstark. Ein Lächeln, dem ich rein gar nichts, mit Ausnahme meiner Ergebenheit, entgegenzusetzen hatte.

Während ich zurück in das kleine Zimmer trottete, in dem ich genächtigt hatte, fiel mir dazu noch eine unscheinbare Weisheit ein: Es ist nicht der Inhalt des Witzes oder

seine Erzählweise, die einen zum Lachen bringen würden, sondern allein die Person, die den Witz erzählt. Und weiterhin ist jemand, der bei einem Witz – egal, wie gut er auch sey – stets ernst bliebe, jener, der den Witz aufgrund einer den Witz erzählenden unbekanntem Sprache einfach nicht versteht! Nun, unsere *Sprache* war in der Tat nicht hörbar. Aber dafür umso verständlicher.

Wie ich in den Raum zurückkam, entdeckte ich Jennice auf dem Boden sitzen und ihr Puzzle legen. Es war jenes Puzzle, das wir damals vor Tagen aus dem Supermarkt für sie zum Spielen mitgenommen hatten und zeigte als Motiv eine Familie von Stockenten, die am Ufer eines Sees sitzen: »Wer der Entropie entgegenstrebt, muß Puzzlespiele lieben!« rief ich ihr zu. »Was ist denn ... *Entropie*?« – »Oh, na ja, das ist der Grad der Unordnung. Weißt du, alles in der Natur wird von sich aus unordentlich und man muß viel Arbeit aufwenden, um die Ordnung wiederherzustellen. Denk nur mal an dein Kinderzimmer!«

Erst in diesem Moment merkte ich, eine alte Wunde aufgerissen zu haben und beobachtete den verstummenden Blick ihres kleinen Gesichtes. Um es wiedergutzumachen, wollte ich mich zu ihr setzen.

Jennice hatte es beinahe zu Ende gelegt und es fehlten nur noch wenige Teile. In dem Moment, als ich mich zu ihr hockte, um sie für ihre Arbeit zu belobigen, legte sie gerade das letzte Teil – oder doch nicht?

Da noch immer das letzte Puzzleteil fehlte, blieb das Bild unvollständig und ich suchte zwischen meinen Füßen,

das fehlende Stück eventuell zu entdecken. Aber es war nirgends, weder im Karton, noch um uns herum. Jennice suchte fiebrig mit.

Plötzlich spürte ich eine Hand auf meiner Schulter und bat mich, aufzustehen. Ich ging mit Iniadeia in eine abgelegene Ecke des Raumes: »Sie hat schon neulich gepuzzelt – an dem Morgen, als du zur Tankstelle gefahren und nicht wiedergekommen bist«, flüsterte mir Ina zu und drehte sich zu Jennice um, die nun ihre Taschen am Leib durchsuchte: »Und schon damals hat das letzte Teil gefehlt. Ich glaube, sie begreift nicht, daß sich das nie ändern wird! Ich hoffe nicht, daß das so eine psychische Geschichte ist!«

Ich wendete mich wieder Jennice zu: »Hör mal, Jennice! Aus der wiederholten Herausforderung soll der Reiz des Spieles stammen, nicht aus dem Trieb zu siegen! Laß einfach gut sein, deine Enten sind doch sonst vollständig!«

»Aber wie soll ich denn das Puzzle jemals schaffen? Es fehlt ja immer ein Teil!« suchte sie eifrig und konzentriert weiter und wollte nicht auf mich hören. Sie schien das wirklich nicht zu begreifen: Und während sie über das fehlende Teil jammerte, schien dies das einzige Problem in ihrem Leben zu sein; eben das Problem, das vor ihr lag. Alles andere blendete sie aus, war nicht existent, als sey alle Welt in Ordnung und eben nicht am Abgrund.

Und dann fiel mir ein, daß sie eigentlich gar nicht so unrichtig lag mit ihrer Suche nach dem letzten fehlenden Teil: Denn auch mir und meinem Verständnis für das unfaßbare Geschehene fehlte ja sozusagen noch das letzte Puzzleteil! (Obwohl ich zugeben muß, daß ich nicht wußte, ob mir nur noch ein letztes Teil abhanden sey oder es am Ende überhaupt ein vollständiges Bild ergeben könnte! Denkbar

wäre ja auch, daß ich niemals die volle Wahrheit wissen werde.) – So kam es mir durchweg in jeder verlebten Sekunde sehr seltsam vor und ich ahnte, daß etwas nicht stimmen würde; daß etwas falsch sey. Nun ja, noch nie hatte jemand einen Atomkrieg durchlebt und mußte sich in der folgenden Einöde zurechtfinden. Doch es steht außer Frage, daß etwas geschehen ist, das bislang nicht erklärt werden konnte: Und zwar die Frage danach, wieso so viele so *gleichzeitig* gestorben sind, wird Drei aber nicht.

Ich habe damals als junger Mann den Film *Threads* gesehen, die vermutlich realistischste Nachstellung eines Atomkriegs. Würden die Menschen noch leben, könnte ich nur die Empfehlung aussprechen, sich diesen Film selbst einmal anzusehen. Wenn dies jeder tut, wird es niemals zu einem Atomkrieg kommen. Jedenfalls werden die Vorgänge von Hamsterkäufen, Panik unter den Menschen und schließlich Plünderungen und Standgerichte gezeigt, vor und nach dem Beginn der eigentlichen Bombenabwürfe. Diejenigen, die überlebt haben, finden sich nach Tagen und Wochen auf dem Weg zu irgendwelchen Krankenhäusern zusammen, streifen kränklich und hungernd durch das Land und grillen sich Ratten am Spieß, nur um etwas zu essen zu haben. Totgeburten, Hoffnungslosigkeit, geistige Degeneration trifft die überlebenden Generationen, die Welt hat so viel verloren.

Aber wie ich sagte – das hier ist anders: Es ist, als hätten sich die einen Atomkrieg befehlenden Arschlöcher gleich mit selbst erledigt. Überlebende gab es – mit Ausnahme von uns – nicht, demnach auch keine kränkelnden und plündernden Überlebenden aus der Zivilbevölkerung. Das, was übriggeblieben ist, gereicht gerade einmal uns dreien zum

Fortbestehen; (und gerade ein solches Verhältnis sollte zu denken geben!). Niemand tötet für Lebensmittel, da es niemanden mehr gibt. Irgendwie ist das alles hier nicht wie in einem *richtigen* Atomkrieg: Im Vergleich mit diesem eigentlich sogar weniger bedauernswert, da es keine Leidenden gibt. Die einzige Gemeinsamkeit, die ich zwischen unserer Situation und einem echten Atomkrieg wie im Film sehe ist, daß es – wie übrigens in jeder Auseinandersetzung mit Nuklearwaffen – keine Sieger, nur Verlierer gibt.

Iniadeia unterbrach meine Fantasie auslebende Vertiefung. Sie kam nun auch hinzu und nahm Jennice in den Arm, um sie zu beruhigen. Als sie dies tat, schauten sich die Mädchen ins Gesicht und die Kleine stellte das gleiche fest, wie ich am Abend zuvor: »Eines deiner Augen ist ja grün! Und das andere lila!«

Mit einem Lächeln schaute Ina beschämt zu Boden: »Ja, das ist richtig. Ist jetzt neu an mir.« – Wir ließen es aus ihr zu erklären, was wir als Auslöser dafür annahmen.

»Das ist hübsch! Kann ich das auch haben?!« – Ich hatte Mühe mir zu verkneifen ihr mitzuteilen, daß es möglicherweise gefährlich sey, den Grund für die verschieden gefärbte Iris in sich zu tragen. Auch Ina wies sie ab so gut es ging:

»Na ja, Jennice, ich weiß ehrlich gesagt nicht, woher das kommt. Deswegen kann ich es dir auch nicht geben. Aber viel wichtiger ist, daß wir jetzt dein Puzzle zusammenpacken und erst einmal was essen, nicht wahr?« Bei diesem letzten Satz sah sie mir in die Augen und beschwor mich lautlos dem zuzustimmen.

Während wir also die Reste unserer Lebensmittel verspeisten, die letzte Tüte Zwieback leerten und feststellten, daß uns neben einigen kleinen Zuckerwasser nur noch drei Fla-

schen sauberes Trinkwasser geblieben waren, diskutierten wir, wie es weitergehen sollte. Ich studierte die Straßenkarte, die ich aus dem Auto geholt hatte, während die Mädchen sich ankleideten.

»Wir sind jetzt etwa *hier*«, stellte ich fest und zeigte mit dem Finger vor: »Das heißt, bis zur nächsten Ortschaft sind es etwa ... acht oder zehn Kilometer. Könnte aber auch mehr sein, da wir dem Tal folgen müssen und nicht der geraden Luftlinie.«

»Wir sollten wieder neue Lebensmittel besorgen. Ich schlage vor, in diesen Ort zu fahren, um das zu erledigen«, ergänzte Iniadeia.

»Das würde ich auch gerne tun, aber fahren werden wir nicht. Der Tank war schon gestern abend fast alle und – wie ich befürchtete – ließ sich der Motor nicht mehr starten. Wenn wir hier auf dem Hof kein Benzin finden, werden wir wohl laufen müssen. Und hierbleiben können wir nicht: Kein fließendes Wasser, keine Lebensmittel-Vorräte, na ja, ihr wißt schon.«

Die Mädchen nickten mir zu: »Dann also laufen. Da müssen wir aber einiges zurücklassen«, resümierte Iniadeia. »All zu viel wird es nicht sein, im Auto liegen nur noch drei Flaschen Wasser und zwei Halbvoll. Irgendwo auf der Rückbank sind auch noch ein paar Schoko-Riegel. Was haben wir hier noch?«

Sofort begannen wir zu Dritt die Rucksäcke zu durchwühlen, die Kleidung auszulegen und sauber wieder einzupacken. Also das Unverzichtbare wieder in den Rucksäcken verstaut war, blieb nicht viel übrig: Kein Zwieback mehr, nur noch eine Konservendose – es waren rote Bohnen mit Spaghetti – sowie eine halbe Salami und fast noch einen vol-

len Becher Honigsirup. Dann die erwähnten drei Flaschen Wasser im Auto und zwei weitere Halbvoll hier im Haus. Auch das Lampenöl ging zur Neige, in nur noch einem einzigen Feuerzeug war Gas für die Kerzen. Die Gaskartusche reichte vermutlich gerade noch für die letzte Dose Bohnen. Auch der Zustand der Taschenlampen war ernüchternd. Lange hielten die Batterien nämlich nicht, sodaß wir nur noch Bestückung für zwei Lampen hatten. Und wer wußte schon, wie lange die noch halten würden?

In dieser verdammten postatomaren Einöde schien alles seine Lebensdauer einzubüßen: Menschen, Batterien und angeblich haltbare Lebensmittel. Selbst das Benzin schien sich schneller zu verfahren als sonst.

Nach dieser ernüchternden Inventur ließen wir alles Nutzlose zurück, um uns nicht zu belasten: Leere Flaschen, die wir für mögliche unterwegs angetroffene Wasserquellen benutzen wollten; das Malzeug von Jennice; eine der Taschenlampen und jede Menge Abfall, sogar eine der Pfannen. Dann prüften wir unsere Kleidung und machten uns auf den Weg.

Die Mädchen suchten die sinnvollen Dinge aus dem Auto, während ich mich noch einmal hinter dem Haus in der Scheune nach nützlichen Dingen umsah. Aber die Scheune war bis auf ein paar Gartengeräte völlig leer. Neben ihr lagen jedoch ein totes Rind und drei tote Hühner. An nichts von all dem ging ich zu nahe heran. Man hatte sie nicht absichtlich getötet, etwa erschossen oder für Fleisch aufgeschnitten. Sie schienen wie alle anderen Menschen einfach tot umgefallen zu sein und lagen nun dort zum Verwesen. Was für eine Seuchengefahr mußte erst von den Großstädten ausgehen? Ich meine, bei Naturkatastrophen kommt es

immer zu überfüllten Krankenhäusern und obwohl dort einige wenige die Leichen nach und nach begraben, kommt es zu Seuchen. Aber hier gab es einfach niemanden, der die Toten begrub!

»Können wir los?« rief mir Ina zu, als wir uns vor dem Haus wiedertrafen: »Jup. Wir müssen etwa vier Kilometer der Straße folgen, dann kommen wir an eine Kreuzung.«

Aber noch bevor ich den ersten Schritt tat, warf ich eher zufällig einen Blick auf die Frontscheibe des fahruntüchtigen Autos: Da klebte nicht ein einziger Insektenrest auf dem Glas! Sonst war ich es gewohnt, vor allem bei meinen Dienstreisen zu Kunden mindestens einmal an einer Tankstelle zu halten, um all die im Sichtkegel klebenden Insekten abzuschaben, nachdem ich ein paar Stunden auf der Autobahn gefahren war. Doch auch wir fuhren nicht gerade wenig und trotzdem war die Scheibe sauber wie frisch gewaschen! Geregnet hatte es in der Nacht nicht, und auch dann wäre nicht alles rückstandslos entfernt worden! Stattdessen – so stellte ich mir vor – waren wir vielleicht zu langsam gefahren, als daß wir mit den kleinen Fliegern kollidierten, und sie haftenblieben. Oder es hatte gar nichts damit, sondern derjenigen Beobachtung zu tun, die ich schon vor einigen Tagen gemacht hatte: Tote Insekten auf der Straße nach Geffeln.

Lange verharrte ich allerdings nicht bei diesem Gedanken. Ich mußte mit den anderen schritthalten.

16 Der Süden

Warum wir nach Süden flohen? Hauptsächlich um den unheimlichen Erscheinungen am Horizont zu entkommen und dem sich scheinbar abkühlenden Klima. Aber ein wenig auch wegen der Hoffnung, daß es im Süden, oder allgemein gesprochen: *woanders*, also in abgelegenen Regionen, Überlebende geben könnte. Dies schlossen wir anfangs nicht aus. Aber als wirklich gar keiner mehr erschien, war es wie in den Großstädten. Zunächst jedoch einen Tag zurück:

Für die vier Kilometer von der Farm bis zur besagten Kreuzung brauchten wir länger, als ich erwartet hatte, nämlich um die drei Stunden. Der Grund dafür war, daß wir wegen des immer noch schweren Gepäcks nur langsam, also in Geh- und nicht in Marsch-Geschwindigkeit vorankamen. Als wir endlich den Punkt erreichten, den ich auf meiner Straßenkarte wiederzufinden glaubte, standen wir vor der Entscheidung, der regulären Straße auch weiterhin zu folgen, was aber einen Umweg von einigen Kilometern bedeutet hätte. Stattdessen wählten wir die alternative Route, die uns direkt durch ein ausgedehntes Waldgebiet führen sollte.

Also stiegen wir von der Straße aus den Hang hinauf über eine seicht ansteigende Wiese, bis die Büsche dichter und die Bäume höher wurden. Ein insgesamt sehr friedlich wirkender Wald. Alles, was wir noch zu tun hatten, war das Folgen der einen Richtung, die in einigen Kilometern an der anvisierten Stadt enden sollte.

Sehr in Eile waren wir nicht gerade. Ich ging voraus und achtete auf jeden meiner Schritte, sah genau hin, bevor ich meinen Fuß aufsetzte. Das Gewicht des Rucksacks drückte

mich nieder und stets hielt ich den Horizont und den verblüffend klaren Himmel im Blick. Iniadeia, die als letzte in der Gruppe ging, schaute sich ständig nach Verfolgern um. Ich glaube, ihr war der Wald genauso unheimlich wie mir. Beruhigen konnte ich das Gefolge nur, indem ich meine Schätzungen zur bevorstehenden Entfernung ausgab. Und Jennice, die zwischen uns lief, mal schneller voranstolperte, mal behindert hinterhertrottete, hatte an manchen Stellen des Waldes ihre wahre Mühe: Da sie so klein war, blieb sie ständig mit ihrem kleinen Rucksack in den Büschen hängen, den niedrigen Dornen und anderem Gestrüpp.

Nach einer Weile wurde der Wald wieder lichter: zwischen den einige Meter entfernt stehenden Nadelbäumen war der weichtrittige Boden ganz eben. Nur wenige bis auf Kniehöhe wachsende Farne bedeckten ihn und reckten sich im verbleibenden Licht nach oben. Hier war das Vorankommen sehr einfach.

Beunruhigend blieb nach wie vor die ängstigende Stille und ich fragte mich, wieso dem menschlichen Wesen genau dann am angstvollsten ist, wenn es nicht das geringste gibt, das ihm gefährlich sey. War es, weil er der Stille nicht traute? War dies der Grund, weshalb sich Iniadeia ständig umdrehte?

In einem Waldstück, wo sich der Baumbestand mit einigen Laubbäumen vermischte, kniete ich nieder und die neugierige Jennice kam zu mir gelaufen: »Siehst du das?« gab ich es ihr in die Hand.

»Was ist das?«

»Eine Buchecker. Das sind die Früchte von diesem Baum hier über uns. Die kann man essen!« Jennice ließ sie angewidert fallen, auch wenn ich meine, daß diese Nahrung



Der lichte Wald vor uns, einsam und totenstill.

nicht abstoßender gewirkt haben kann, als eine halbgeare Dosenmahlzeit oder obstlose Kost.

Ich hob sie wieder auf, pellte sie aus der Verschalung und steckte sie mir in den Mund: »Weißt du, Jennice, wir dürfen in Zukunft nicht sehr wählerisch sein!«

»Wieso? Wir brauchen doch nur in einen Supermarkt ... «

»Jennice! Auch das ist nicht für ewig! Lebensmittel verderben und die Toten ... *zerfallen* und verbreiten Krankheiten. Vielleicht ist dies das letzte Mal, das wir uns auf den Weg in eine große Stadt machen können, ohne uns anzustecken an den Krankheiten! Außerdem könnten Tiere kommen, die von den Toten ... «

»Die sie essen?« erkannte Jennice richtig. »Ja, genau, die

sie essen und vielleicht auch uns schaden wollen. Jedenfalls müssen wir mehr aus der Natur leben, von Wildpflanzen, Baumfrüchten, Gemüse aus häuslichen Gärten und in Häusern kleinerer Siedlungen eingelagerten Konserven, verstehst du?«

Sie nickte mir zu und hob demütig eine weitere Buchecker auf. Gerade wie sie sich in den Mund schieben wollte, um mir ihr Verständnis zu demonstrieren, kam Ina hinzu und nahm sie ihr weg: »Warte! Bist du sicher, daß wir das einfach so essen können?«

»Ja, warum denn nicht? Kennst du keine Bucheckern?«

»Doch, doch. Ich bin früher immer extra in den Wald, um sie zu sammeln und zu naschen. Aber das war im Herbst! Im Oktober oder so. Wir haben Juli! Kommt dir das nicht komisch vor?« – Hatte sie etwa recht damit?

»Und dann müssen wir daran denken, daß der ... , der – wie heißt das noch?«

»Fallout?«

»Ja, der Fallout! Ich meine, daß diese radioaktive Asche überall heruntergekommen sein kann und alles unsichtbar bedeckt! Ich meine nur, wir sollten uns nicht einfach so aus der Natur ernähren, wenn wir nicht überzeugt sind, ob es sicher ist!«

Und ich gestand es nach ein paar geschwiegenen Sekunden ein: »Hör' auf Ina. Sie ist sehr viel weiser und vorsichtiger als ich!« gestand ich Jennice, auch wenn ich mich der Befürchtung ergeben mußte, daß sie nun verwirrt sey.

Nun, auf meinem Weg durch den stillsten Ort auf Erden kamen mir immer wieder die größeren Tiere in den Sinn, die ich – um ehrlich zu sein – seit Tagen nicht gesehen hatte. Weder waren mir Rotwild noch Füchse, herumlaufende

Pferde oder Wildschweine, Katzen und Hunde aufgefallen. Vielleicht waren sie mit allen anderen gestorben, aber wo waren dann ihre Kadaver? Und was war mit den Tieren, die nicht fliehen konnten? Jenen Tieren, die in Zoos in einen Käfig gesperrt sind? All die Esel, Elefanten, Paradiesvögel, Würgeschlangen, Bären und Pinguine mußten ja mittlerweile verhungert sein!

Etwas Rotwild wäre sicherlich nicht schlecht gewesen – ich meine zum Essen. Ich hätte mir sogar die Schlachtung zugetraut, auch wenn ich weder es zu töten noch auszu nehmen wußte. Noch bevor mein Großvater starb, hatte er mich einige wichtige Dinge gelehrt; das im Notfall erforderliche Töten von Tieren gehörte dazu. Wenn ich als Kind einen Stein nach einer Krähe warf, ermahnte er mich immer mit den höchst strengen, aber lehrsamem Worten: »Töte Tiere nur, um sie zu essen – wenn man hungert; wenn du sie töten mußt, dann bereite ihnen nicht überflüssige Todesqualen. Töte sie nicht aus Spaß, nicht aus Sport, nicht aus Leidenschaft, nicht aus Neugierde, nicht einmal für die Wissenschaft. Wer auf diese Weise tötet, der soll genauso gequält werden wie das ermordete Lebewesen!«

Die tiefgründige und wegweisende Bedeutung seiner Worte wurde mir erst Jahre später klar, aber zu dieser Zeit warf ich schon keine Steine mehr auf Krähen.

So still wie der Wald war es auch in meinem Kopf – mit Ausnahme dieser kleinen Rückblende in meine Kindheit. Seit Stunden schon hatte ich höllische Kopfschmerzen und bildete mir ein, daß sie stärker werden würden. Meine Konzentration schwand und ich wurde müde. Ab und zu strich

ich mir über den Kopf und jedesmal klebten ein paar Haare an meiner Hand. Ob all das die Auswirkungen einer Strahlenkrankheit waren? Wie konnten wir nur sicher sein?

Iniadeia trat an mich heran und fragte besorgt nach meinem Zustand. Aber was anderes als die Ausrede, ich sey nur müde, konnte ich ihr vorlügen? In Wirklichkeit ging es mir ziemlich mies, aber was nütze das Jammern? Was anderes verbleibt zu tun, als einfach weiterzumachen? Einfach weiter zu überleben? Solange, bis man langsam dahinsiecht und vor Erschöpfung umfällt. Oder man Glück hat, indem man eines Morgens einfach nicht mehr aus seinem Schlaf erwacht?!

Es half nichts darüber nachzudenken. Laut Karte waren wir noch etwa zwei Kilometer von der mittelgroßen Ortschaft namens Hullborg entfernt, aber noch war nichts zu sehen. Merkwürdigerweise sind die obersten Wipfel der uns umgebenden Bäume irgendwie abgeknickt gewesen, als hatte sie alle ein Sturm heruntergedrückt. Eine weiße, an Schnee erinnernde und aus lauter kleinen Flocken bestehende Schicht hatte sich auf selbiger Höhe festgesetzt sowie auf dem Waldboden. Nicht viel, aber doch genug, um eine Verfärbung ins Gräuliche wahrzunehmen. In Vorsicht mahnte ich die Mädchen an, sie sollen möglichst in meine Fußstapfen treten. Weiterhin dicht und undurchdringlich zeigte sich der Wald, bis wir eine seichte Anhöhe hinaufgegangen waren und nun endlich über sie hinunter ins Tal schauten.

Den Anblick werde ich nie vergessen, als wir von einem Waldrand aus bei untergehender Sonne in die Niederung spähten und uns die kläglichen Reste von Hullborg reflektiert wurden. Die rote Sonnenscheibe stand genau in einer

Linie mit uns und der Stadt; das durch die Ruinen dringende Licht warf lange und abgerissene Schatten in die Landschaft. Normalerweise besteht ein solcher Schatten einer Stadt aus vielen kleinen und größeren Klötzen, in Entsprechung der kastenförmigen Gebäude und Kanten. Die sägeblattartig zerrissenen und unregelmäßigen Schatten bewiesen dagegen – und dazu mußte man die originalen Überreste nicht einmal gesehen haben – die vollständige Vernichtung dieser Metropole durch eine Nuklearwaffe.

Ich weiß noch, wie ich die etwa zwei Kilometer entfernten Ruinen und die weite Ebene darum angaffte und fassungslos über ihre Zerstörung war. Dabei hatten wir doch gerade eine abgelegene Gegend ohne Großstädte ausgesucht, um der radioaktiven Belastung zu entgehen! Und nun war *das* schiefgegangen und bewies uns zusätzlich, daß diese Wahnsinnigen scheinbar so viele Atombomben im Vorrat hatten, daß sie sie auch auf mittelgroße Städte abgefeuert hatten.

Und nun erklärten sich auch die umgeknickten Baumwipfel und die gräuliche Staubschicht darunter: Die Druckwelle der Explosion war einfach darüber hinweggerast und hatte eine Schicht von Asche hinterlassen! Hinter dem Kamm der Anhöhe sah man nur wenig davon, weil die Druckwelle demnach nicht nach unten wirkte.

Blickte man am Waldrand weiter entlang und auch in die Waldbezirke rings um die Stadt, so waren da heruntergebrannte Baumstümpfe: Man konnte erahnen, wo sich die scharfen Waldgrate abgegrenzt hatten, wo Schneisen für Waldwege gewesen waren und wo man sie gerodet hatte, um ein Feld anzulegen. Aber diese Wälder – unter der Annahme, es handelte sich um ebenso prächtige Bäume wie von jenem Wald, den wir durchschritten sind – waren durch

Feuer bis auf wenige Stümpfe heruntergebrannt, die Erde zwischen ihnen völlig schwarz.

Schwarz sahen viele die Zukunft, als sie in den Nachrichten das kindliche Säbelrasseln der Supermächte verfolgten, die mit der Anzahl einsatzbereiter Atomwaffen die Länge ihres Schwanzes . . . , Verzeihung, die Stärke ihrer Macht verglichen. Dazwischen mischten sich die kleineren Staaten, die vermutlich zum Zwecke der Kompensation eines Minderwertigkeitsgefühls ebenfalls danach strebten, eine Atomwaffe um jeden Preis im Lager zu haben. Würde dies nicht zu mehr Respekt unter den benachbarten Staaten führen? In Wirklichkeit hatte dies aber nur zwei Konsequenzen – und keineswegs die gesteigerte Sicherheit des eigenen Landes – zur Folge: Erstens strebten nun auch die Nachbarstaaten nach der totalen Waffe, um mithalten zu können, was die gefährliche Anspannung nicht wirklich entschärfte. Im Grunde war es die gleiche Situation wie damals im Kalten Krieg zwischen den USA und der Sowjetunion. Zwei Kinder, denen man eigentlich die Spielsachen wegnehmen sollte und ihnen eine Backpfeife verpaßt. So macht man es jedenfalls mit zwei sich ständig zankenden Heranwachsenden, woraus natürlich niemals eine vernünftige Lösung oder ein Sieger hervorgeht. Vor allem nicht, wenn die Gegenspieler etwa gleich stark und gleich zielstrebig sind.

Aber was fehlt, ist Erkenntnis. Nicht die simple und sofort einleuchtende Erkenntnis, daß Atomwaffen für den Menschen viel zu gefährliche Technik ist (deren Gefährlichkeit niemals abnehmen wird, so *klug* sich der Mensch auch wähnt), sondern die Akzeptanz, daß man auf dem Ast sitzt, an dem man sägt; den Schlauch der eigenen Unterwasser-Atemmaske durchschneidet; ohne Fallschirm aus einem

Flugzeug springt mit der vagen Hoffnung, den Aufprall zu überleben! Diese Beispiele sollen verdeutlichen: Es gibt keinen Reset-Knopf, keine zweite Chance.

Sich mit Atomwaffen bekriegende Staaten sind beide Verlierer, können mit ihrer demonstrierten Macht, ihrer Sammlung an Atomsprengköpfen, *nichts* gewinnen, nichts verteidigen. Weder die *Sicherheit* ihres Landes, noch sonst für eine als richtig befundene Moraldevise.

Manchmal frage ich mich, wie sich die Führungskräfte der Supermächte einen Atomkrieg ausmalen: Säbelrasseln – soweit denke ich mit. Drohen, bluffen und antäuschen. Aber zu welchem Zweck? Zu welchem Zweck, wenn ein Atomkrieg doch alle Parteien tötet? Beim Poker wird geblufft, um das Spiel zu gewinnen. Beim Fußball wird angetäuscht, um den Gegner zu verwirren und das Tor zu schießen. Eine Partei gewinnt immer; der Sieg ist reversibel; antäuschen und bluffen sind Begriffe aus der Welt der Spiele.

Atomare Aufrüstung kann man dagegen nicht mehr als Spiel ansehen; ein Sieg ist nicht zu erreichen; als würde man mit nur einer Karte auf der Hand pokern und auf ein *Full House* hoffen. Als würde man nur mit einem Torwart in jeder Mannschaft Fußball spielen und sich darauf verlassen, daß diese beiden ihre Tore schießen!

An sonst typische sich einem Krieg anschließende Ereignisse, z. B. den Waffenstillstand nach dem Hauptkonflikt, Einmarsch und Besetzung, Unterwerfung, Reparation und Kriegsgefangene ist nicht zu denken. Keiner der genannten Begriffe ließe sich in einem Atomkrieg anwenden!

Wie also stellen sich nun die verantwortlichen Generäle den Ablauf eines Atomkriegs vor? Die sitzen also in ihren Bunkern, gut geschützt vor einem Atomeinschlag, in

irgendeinem gut gesicherten Berg. Mit Vorräten für mehrere Wochen. Anvisiert werden permanent die Raketensilos der Feinde, im Irrglauben, die gegnerischen Luken eher zu treffen, als daß diese ihre Raketen zünden können. Aber Raketen brauchen nun einmal eine gewisse Flugzeit von Kontinent zu Kontinent. Wie – verdammt nochmal – kann man nur annehmen, die anfliegenden Raketen blieben unbemerkt, ehe die Gegner einfach das Knöpfchen drücken und ihre innerhalb von Sekunden losschicken? Wie nur kann man davon ausgehen, jede einzelne Luke erkannt und anvisiert zu haben? Und wie kann man nur in seiner grenzenlosen Naivität denken, daß mit einem Erstschlag die feindlichen Abschußeinrichtungen bis zur Unbrauchbarkeit ausgeschaltet werden?

Und wie geht es weiter, nachdem man den Befehl zum Präventivschlag, wie es im militärischen Jargon so schön heißt, gegeben hat? Auf dem Radarschirm im Kommando-Bunker werden die eigenen Raketen auf dem Weg ins Feindgebiet angezeigt; und die Generäle kreuzen die Finger und hoffen, daß es den Feind *überraschend* trifft? Mir würde vor Schreck die Hose von der Hüfte rutschen, wenn ich als General sehen würde, daß im letzten Moment der Feind auch seine Raketen starten konnte und diese nun auf dem Weg zu den Großstädten ins eigene Land sind. Klingt für mich nach einem schlechten Plan – und nicht danach, als hätte man sein Land *geschützt*.

Und wie geht es weiter? Die verantwortlichen Kommandanten im Bunker beobachten also still und *fassungslos* – als hätten sie es nicht erwartet – wie kleine rote Kreise auf allen großen Städten des eigenen Landes aufpoppen . . . und verschwinden. Unweigerlich kommt mir dabei das Bild in

den Sinn, daß zwei dumme Jungen einen Feuerwerkskörper anzünden und ihr Ohr daran halten, um zu hören, ob die Lunte brennt. Und anschließend, nachdem ihnen das Trommelfell gerissen ist, jammern und eben fassungslos sind, wie das passieren konnte.

Nachdem ein paar Tage vergangen sind – Funkverkehr mit anderen militärischen Einheiten gibt es freilich nicht mehr – ist man es leid, im Bunker eingeschlossen zu sein und verläßt ihn. Und blickt auf ein Land, das schon vielfach in Filmen und Büchern vorstellig wurde – die postatomare Einöde. In diesem Moment sind die Kommandanten und Machthaber gleich mit allen anderen Menschen, die nicht verbrannt, geblendet oder totgestrahlt worden sind: Abzeichen und schicke Orden bedeuten gar nichts; es gibt kein Oberkommando, das sie für diesen Dienst mit einem Lob versieht.

Ganz im Gegenteil: Diese Leute – Generäle oder Soldaten – würde ich augenblicklich abstechen und abtöten wie einen Keim, so brennend wäre mein Haß. Dabei macht es auch keinen Unterschied, ob es die Befehligenen sind oder die kleinen Lichter, die den Befehl angenommen haben und das Knöpfchen drückten oder den Schlüssel drehten. Sogar die, die die Codes oder den Zündschlüssel weitergereicht haben; diejenigen, die die Rakete zusammengebaut, verladen und bewacht haben; all jene sind mitschuldig am Ende der Zivilisation!

Wenn ich nur dran denke, wie häufig und wie knapp die Menschheit schon vor einem echten Atomkrieg stand! Da gab es die Kubakrise und dann noch dieses Flottenmanöver der Amerikaner, das ein Scharfmachen der sowjetischen Raketen bewirkte. Und dann war da ja noch der sowjetische

Offizier irgendwo in der Ukraine, der damals das Fehlsignal von mehreren anfliegenden feindlichen Atomraketen auf seinem Radar beobachtete, aber dann doch auf die Zündung der eigenen Silo-Rakete verzichtete. Bildlich gesprochen ist in jedem dieser Geschehnisse der Schweiß von der Stirn über den Arm auf die Fingerspitze und dann auf den zwei Zentimeter darunterliegenden Raketenstartknopf getropft. Und die Welt hat das erst Jahre später erfahren.

Mich würde außerdem interessieren, wie die Verantwortlichen über die Ereignisse denken: Wenn sie ihre eigenen Städte in Schutt sehen; wissen, daß ihre Familien darin verbrannt oder sofort zu Asche verglüht sind. Würden sie die Schuld und Verantwortung bei sich selbst suchen; vor allem jetzt, da es keine übergeordneten Richter mehr gibt, sondern die Reste der Weltengesellschaft in Anarchie zerfallen sind? Würden sie klagen: »Es tut mir leid? Aber ich habe nur Befehle befolgt?« oder würden sie sich selbst beschuldigen mit: »Es tut mir so leid, ich bin ein Monster und gehöre ermordet! Ich nehme mir sofort das Leben!«? Oder würde man trotz allem die Schuld beim Gegner suchen, nach dem Motto: »Die haben angefangen!« Als würde man mit seinem Feind in einem Schlauchboot sitzen und mit dem Messer ein Loch in die Luftkammern stechen, nur damit der Feind untergeht und ertrinkt!

Denkbar sind auch einige ganz Ignorante: »Wir wußten doch nicht, daß so etwas geschehen konnte, so war das nicht geplant!« – In Wirklichkeit haben wir *immer* von dieser Gefahr gewußt, seit siebzig Jahren wissen wir davon. Aber diese Gefahr wurde stets mit Achselzucken und Rücken-deckung in Gedanken an nationale Sicherheit hingenommen, weil wir eben Lämmer sind und glauben, ein solches

System nicht stürzen oder lenken zu können: Weil es eben immer die wenigen Irren sind, die 0,01 %, die über das Befinden der restlichen Mitbürger entscheiden. Über Leute entscheiden, die einen Konflikt mit Fremden ablehnen oder noch nicht einmal wissen, wer der Feind eigentlich ist und wieso er um jeden Preis zu vernichten sey.

Und Unschuldige sind immer die Toten. Auch in unserem Fall sehe ich keine toten Soldaten herumliegen. Und ich kann sagen, daß ich schon Hunderte von Toten gesehen habe! Aber alles nur Zivilisten, keine Soldaten oder verantwortliche Politiker oder Militärs! Allein Zivilisten, ohne Ausnahme.

An Zivilisten hätte ich wegen eines drohenden Atomkriegs auch appelliert, besonders an Wissenschaftler, die mit ihrem wissenschaftlichen Geist besseres anfangen sollten: Die geistige Elite der großen und sich für wichtig haltenden Affen dagegen kann allenfalls mit dem Finger auf der Landkarte ein Ziel markieren und dann den Knopf drücken, unter dem *Start der Rakete* steht. Diese Menschen können Atomwaffen weder bauen noch abschießen, wenn Physiker sie nicht für sie konstruieren und Mathematiker dafür nicht die Verschlüsselungscodes und die kritische Masse der Ladungen berechnen würden! So lag eigentlich alles an ihnen: Wir hätten diesen Leuten nicht diese Macht zuspiesen müssen, wir hätten diese Art der Technik schon immer in der Kiste lassen sollen!

Und nun siehe: Alles ist wahr und geschehen. Und es ist noch nicht einmal ein Trost, daß auch die Verantwortlichen tot sind. Vermutlich einige noch vor der Schalttafel gestorben, auf denen sich das Abschlußknöpfchen befand. In letzter Zeit glaube ich gehäuft, der ganze Wahnsinn auf der

Welt – die Kriegstreiberei, die Folterungen, Gewalt gegen Demonstranten gegen ihren Staatsführer, Kindersoldaten, Vergewaltigungen der Natur und sonstige Umweltsünden für Geld – wurden *ausgenüchert*, nivelliert, als es zu diesem echten globalen Vernichtungsschlag kam: Demnach kehrte der Mensch (oder eben jene, die das zweifelhafte Glück des Überlebens hatten) wieder zu seinen Ursprüngen zurück – sich auf die Suche nach Essen zu machen, und niemals wieder die Entwicklung von Atomwaffen anzufassen, geschweige denn sie einzusetzen.

Frustriert von meiner eigenen Fantasie, schaute ich mit traurigen, aber auch stolzen Augen auf die Mädchen zurück. Gäbe es sie nicht, könnte ich schon längst ... auf dem Weg sein.

Diese Wüste des atomaren Feuersturms konnten und wollten wir an diesem Abend nicht mehr durchqueren: Es war wie die glänzende Abscheulichkeit einer immer wiederkehrenden Erinnerung; einer Erinnerung an jenen Zustand, wie auch wir sein sollten – tot und vergessen. So verspürte ich beim Anblick des ... – man kann es eigentlich nur *Krater* nennen – furchtbare Angst vor dem, das uns in dieser Stadt als Anblick präsentiert wird: Ich scheute mich regelrecht, noch mehr Tote ansehen und bemitleiden zu müssen; ich ekelte mich vor ihrem Anblick, vielleicht, weil ich in ihnen meine Zukunft sah. In Wirklichkeit waren wir längst wie sie.

Sehr wohl erkannte ich meine unterlegene Lage gegenüber der psychischen Belastung, die sich nun merklich in

ewig drehenden Zirkelschlüssen zwischen Eigenschuld und Schuldzuweisung manifestierte. Diese sogenannte *psychische Konditionierung* zu erreichen, könnte eines der Ziele in meinem verbliebenen Leben sein, aber zu welchem Zweck? Erstaunlich, wie einfach dagegen die körperliche Konditionierung erreichbar zu sein scheint.

Ob ich mich schuldig fühle, überlebt zu haben? Ob ich es bereue, mich auf die Suche nach Cadaida gemacht zu haben oder mich entschied, die Mädchen mitzunehmen? Nun, wenn man Reue als eine späte Form der Einsicht definiert, bereue ich nichts von dem. Doch bedauerlicherweise ist es die einzige Form der Einsicht für den gewillten, die erste für den offenen und die letzte für den verschränkten Geist. Wo ich mich dazwischen befand, konnte ich nicht genau sagen.

Ina mußte bemerkt haben, daß mich der Anblick der zerstörten Stadt sehr beschäftigte: Viel länger als alle anderen stand ich am Waldrand und gaffte einfach nur ins Tal auf die urbane Asche. Sie näherte sich mir vorsichtig an, in Berücksichtigung meiner trauernden Gedanken an die verlorene Cadaida, die ich so mühselig gesucht hatte und aufzugeben nicht bereit war – so jedenfalls interpretierte es wohl Iniadeia.

Also kampierten wir etwas unterhalb des Waldrandes, einige Hundert Meter hinter dessen Front, um nicht mit den Asche-ähnlichen Ablagerungen in Kontakt zu kommen. Die Schlafsäcke und Decken breiteten wir zwischen den Bäumen aus, machten ein kleines Lagerfeuer und rösteten den Inhalt der letzten Konserven im Topf. Nun war es auch unabwendbar, in dieser vor uns liegenden Stadt nach weiteren Lebensmitteln zu suchen, auch wenn wir uns dort nicht

zu lange aufhalten wollten.

Jennice war so müde, daß sie beinahe gleich nach Sonnenuntergang einschief, Ina folgte ihr eine Stunde später. Allein mich beschäftigte der Anblick der atomaren Wüste so sehr, daß ich sie nun von Minute zu Minute mehr als meine Wirklichkeit integrierte und zu verstehen versuchte. Ich fühlte mich wie ein Goldfisch, den man von einem Gartenteich in ein Zimmeraquarium geworfen hatte – plötzlich mit einer anderen Wassertemperatur, Wasserqualität und einem ganz anderen Ausblick konfrontiert. Aber was sollte ich daran ändern? Ich war genauso hilflos wie jeder Goldfisch und jeder Kanarienvogel. – Ausgeliefert dem, das man mir vorsetzte und ich einfach zu akzeptieren hatte.

So ging ich im Freiflug meiner Gedanken noch einmal zum Waldrand zurück, während ich die Mädchen schlafen ließ. Mit der Taschenlampe den Boden ausleuchtend schlich ich mich durch die hakeligen Büsche und kam schließlich wieder an jene Stelle, wo wir Hullborg das erste Mal gesehen hatten. Die Stadt selbst konnte ich nicht sehen, aber ich wußte auf sie niederzublicken. Schwarz der Boden, schwarz der Himmel. Ebenso hätte ich in einer finsternen Höhe direkt vor einer Wand stehen können!

Und wie ich dort stand und wußte, daß die Stadt vor mir liegen würde, spähte ich aufmerksam in die Ferne, immer tiefer in das Schwarz, bis ich mir sicher war, daß es dort kein Licht gab. Ich hatte mich nämlich der Hoffnung hingegeben, irgendwo dort unten ein Lagerfeuer oder den Schein einer kleinen Lampe zu erkennen. Beides hätte auf Überlebende hingewiesen.

Aber nichts als absolute Stille und Dunkelheit umgaben mich. Frischer Wind wehte mich fröstelnd um meinen Kopf,

sodaß ich meine Jacke zuzog. Mein Gesicht muß so finster ausgesehen haben, wie das eines Unschuldigen, der ins Gefängnis gesteckt wurde, weil Polizisten seine Familie als menschliche Schutzschilde benutzt hatten, um einen Politiker vor Gewehrkugeln zu schützen. Dieser Mann nun steht an der Zellentür, blickt durch das Gitter und kann nichts tun. Kein Verständnis, keine Erklärung, keine Gerechtigkeit, keine Zukunft. Und ebenso still und dunkel wie es war – so mußte auch die Zukunft der Menschheit aussehen!

Wie wird man sich der Menschheit erinnern? Wer wird sich erinnern?, fragte ich mich. Ein Freund erzählte mir einmal, daß das letzte von der Menschheit erhalten Gebliebene die jahrelang über Satelliten ins All abgestrahlten Radio- und Fernsehübertragungen sein werden. Nun erinnere man sich an all den geistig unterfordernden Durchfall, der als Zeitfüller auf so vielen Sendern im Fernsehen gezeigt wurde! Und man stelle sich weiterhin vor, außerirdische Kulturen würden sich auf Grundlage dieser Abstrahlungen ein Bild von der Menschheit machen. Ist das nur mir peinlich? – Wie immer hängt alles von der *Auswahl* und dem *ersten Eindruck* ab: Fossilien. Ja, Fossilien. Irgendwer hat mal ausgerechnet, daß die Chance, fossil erhalten zu bleiben, so gering ist, daß von allen nordamerikanischen Einwohnern gerade einmal zwei menschliche Skelette als Fossilien erhalten bleiben würden. Durch unglückliche Umstände könnten diese beiden *Auserwählten*, nun die ganze Menschheit repräsentieren, obwohl es vielleicht das Skelett eines Kindes und das eines Menschen sind, der ohne Arme geboren wurde. Nun, das Fossilwerden und den daraus abgeleiteten Eindruck von der Menschheit konnten wir kaum beeinflussen, wohl aber was wir in den Weltraum *von uns geben*. Diese

Radiosendungen waren für außerirdische Kulturen ja schon peinlich, als wir noch lebten und die Möglichkeit hatten, uns irgendwann von einer anderen, reiferen Seite zu zeigen. Aber nun ist dies das einzige, das verbleibt. – Mit diesem Gedanken zog ich mich zum Schlafen zurück.

Am nächsten Tag erwachte ich schon früh, die Sonne war wahrscheinlich gerade aufgegangen. Angesichts des über uns befindlichen Asche-grauen Himmels war es oftmals gar nicht so einfach, die Sonnenposition zu finden. Wir packten also hungrig unseren Kram zusammen und standen eine halbe Stunde später wieder genau dort, von wo wir Hullborg das erste Mal gesehen hatten.

Jetzt, da wir den vollen Überblick über das Tal hatten, mußten wir einen Plan fassen: Oberste Priorität hatten Lebensmittel, vorrangig Wasser. Aber auch noch ein paar Bandagen für den Notfall und saubere Unterwäsche wären nicht verkehrt gewesen. Vorausgesetzt, irgendetwas davon ließ sich in dieser zerstörten Stadt auftreiben.

Dies vor Augen, aber auch aus Angst vor Verstrahlung, visierten wir die weniger zerstörten Stadtteile an. Dort im Westen schien die Bombe weniger auf künstliche Strukturen gewirkt zu haben, jedenfalls sah es so aus, als wären dort nur die Fassaden erschüttert, aber nicht eingerissen worden. Einige Minuten hockten wir dort und beratschlagten, wo es wahrscheinlich sey, so etwas wie einen Supermarkt anzutreffen; Ina glaubte sogar, bereits eines der bekannten Schilder einer Supermarkt-Kette aus der Entfernung erspäht zu haben. Die Chancen, etwas Brauchbares zu finden, standen also nicht schlecht.

Wir würden etwa eine halbe Stunde vom Waldrand bis zu den ersten Häusern von Hullborg laufen, müßten dann einen stark zerstörten, randlichen Stadtteil passieren, um schließlich an der Stelle mit dem vermuteten Supermarkt-Schild anzukommen. Hätten wir schon jetzt gewußt, daß dies die am schwersten getroffene Stadt sein sollte, die wir je zu Gesicht bekommen, hätten wir vermutlich ganz auf den Besuch verzichtet. Auch, wenn wir hungrig waren.

Noch immer trennten uns Hunderte Meter von den ersten Häusern und auf dem Boden lief es sich wie im Schlick eines Wattenmeeres. Das Gras verkohlt, die Erde demnach weitgehend schwarz. Sie war nicht sehr fest, mit jedem Tritt sank man etwas ein, wie in einem Torfmoor. Die Straße, auf der wir gingen, erkannten wir allein an den heruntergeschmolzenen Straßenlaternen und Grundmauern rechts und links davon. Die metallischen Straßenlaternen waren tatsächlich bis auf einen kniehohen Stumpf heruntergebrannt, überall lagen geschmolzene Glaskügelchen und angekohlte Bretter. Herumgewürfelte Autos – so unsere Beobachtung beim Eintritt in den Ort – waren nackt, das heißt sie waren nur noch aus einem Metallrahmen zusammengesetzt; die Fenster herausgeschmolzen, an Stelle der Räder nur noch ein Klumpen schwarze Masse und der farbige Lack bis zur Gänze heruntergebrannt. Darüber hinaus stand es fürchterlich an angeschmorten Kunststoffen, Chemikalien und Verwesung. Jeder von uns knotete sich daher ein Stück Stoff vor Mund und Nase.

Dieses Bild wiederholte sich im Grunde an jeder Straßenecke – die ganze Stunde lang, die wir vom Ortseingang bis zur Stelle mit den noch einigermaßen stehenden Gebäuden brauchten. Hullborg war erheblich schwerer zerstört als

Geffeln, was mich eigentlich verwunderte. Denn Hullborg hatte nur etwa die halbe Größe!

Die Anzahl der Leichen und Leichenteile stieg mit unserer Nähe zum Stadtkern: Anfangs vereinzelt schwarze Leiber, die zwischen den Trümmern steckten. Sie sahen aus wie schwarz angemalte Kleiderpuppen, die Gliedmaßen und das Gesicht also abstrahiert; Nase und Ohren weggeschmort, ebenso die Finger und das Haar. Dies war ein abscheulicher Anblick. Auf unserem weiteren Weg konnten wir immer öfter Dinge sehen, bei denen die Entscheidung schwerfiel, es als Arm eines Menschen oder verbrannten Holzrest zu bestimmen.

Das Zentrum selbst mieden wir weiterhin, sein Betreten war für diese Mission auch gar nicht notwendig. Schmale Rinnsale hatten sich gebildet und die Schwärze des Bodens teilweise ausgewaschen. Über diese und zusammengestürzte Häuser kletterten wir im folgendem. Neben den verbrannten und verstümmelten Toten begegneten wir nun auch den bekannten Schatten. Denn beim Betreten einer Stadtregion mit halbwegs stehenden Mauerresten und Brückenpfeilern sichteten wir auch immer häufiger Flächen, die uns die Verachtungsschatten der getöteten Einwohner widerspiegelten. Man kann hier in der Tat von *spiegeln* reden, denn standen wir davor, konnten wir uns selbst wie das Ebenbild in einem Spiegel sehen.

Wie die Schatten als Ausdruck der letzten *Botschaft* des Getöteten an die Wand geworfen war – die Hände dem Himmel emporgestreckt, liegend, hockend oder mit verstümmelten Gliedmaßen umzeichnet –, waren einige der Anblicke doch so grausam, daß wir Jennice die Augen zuhielten. Nachdem sie aber doch zu weinen angefangen hatte,

nahm ich sie schließlich auf meine Arme und trug sie den Rest des Weges.

Und während ich sie bei mir hielt, ihr kräftig schlagendes Herz spürte und mir selbst dagegen mühselig den Brechreiz angesichts der unbegreiflichen Zerstörungen zu unterdrücken versuchte, dachte ich die ganze Zeit nur daran, daß ein Krieg stets die Unschuldigen trifft; diejenigen, die am Vortag erst einmal in der Zeitung gelesen haben, worum es bei dem sich anbahnenden Konflikt eigentlich geht. Diejenigen, die vermutlich nicht einmal das feindliche Land auf dem Globus zeigen konnten. Diejenigen, die im Grunde überhaupt keinen Groll gegen den *Feind* hegen.

Was wir während unseres Weges an verbrannten und verstümmelten Leichen sahen, war schier unglaublich; selbst die seelisch Härtesten wären bei diesem Anblick kreidebleich geworden. Iniadeia lief die meiste Zeit nah bei mir, wollte eigentlich ihre Augen von den entsetzlich zugerichteten Opfern abwenden und fand doch keinen Punkt, wohin sie sonst sehen konnte. So hielt sie sich Mund und Augen mit den Händen zu, schaute angewidert und so *fremd*, als würde sie auf einem außerirdischen Planeten voller gehäuteter und verstümmelter Kadaver wandeln. Einmal hat sie sich sogar übergeben.

Immer wieder verglich ich die Schäden mit den in Geffeln vernommenen und kam mit der hiesigen Beobachtung nicht überein: Geffeln und selbst diejenige Stadt, aus der ich einst den Trümmern entstiegen war, zeigten bei weitem nicht derartige Zerstörungen wie Hullborg. Wurde in Geffeln eine dieser mysteriösen Neutronenbomben eingesetzt, die zwar kaum Zerstörungen an Gebäuden und Infrastruktur anrichten, deren Strahlung aber ausreicht, menschliche Körper

wie in einer Mikrowelle zu braten? Und im Unterschied zu dieser mit Abstand unmenschlichen Methode jemanden zu töten standen die vorliegenden Schäden: Verbrannte, Verstümmelte, ja sogar Veraschte. Man fühlte förmlich, wie ein grellweißer Blitz auf die nichts ahnenden Einwohner niedergeht und sie in der letzten Sekunde ihres Lebens merken, was mit ihnen eigentlich passiert. Ich stelle mir das so vor, als würde jemand eine Empfindung, einen Schmerz wahrnehmen, der mit keinem anderen aus seinem Leben vergleichbar wäre.

So fühlt sich ein Schnitt an der Hand ebenso an wie am Zeh; ein gebrochenes Schienbein knackt und schmerzt wohl so ähnlich wie ein gebrochenes Schlüsselbein; der Zahnschmerz, wenn der Zahnarzt mit dem Bohrer loslegt, ist uns ebenso wohl vertraut – deswegen fürchten wir ihn ja auch. Ebenso kleinere Verbrennungen, die ein Mensch in seinem Leben sicherlich öfter erfährt, fühlen sich meist gleich an – ein wiedererkennbares Muster mit all seinen Abhängigkeiten wird herausgestellt: zunächst andauernder Schmerz, der sich nur mit Kühlung lindern läßt und schließlich eine empfindliche Hautstelle für die nächsten Tage. Und nun stelle man sich einen Schmerz vor, den man garantiert noch niemals verspürt hat und auch nur ein einziges Mal, kurz vor seinem Tod, erfahren wird. – Zum Beispiel, wenn ein Speer in seinem Kopf steckt.

Man nehme an, durch einen Unfall geschähe es, daß eine Harpune, ein Speer, ein Nagel oder ein Messer durch den eigenen Schädel schießt, das Ende des eindringenden Objekts auf der anderen Seite des Kopfes wieder herausragt und man das auch noch überlebt. Ferner noch, das Objekt durchstößt das Gehirn und man ist bei vollem, wenn auch

beeinträchtigt dem Bewußtsein. Schon einige Male habe ich von Fällen gehört, wo jemandem ein Messer oder eine Harpune im Kopf steckte und diese sich dann selbstsicher auf die Nachbarn oder das nächste Krankenhaus zubewegten, um Hilfe zu finden. Aber wie nun fühlt sich das an?

Es heißt, das Gehirn selbst verspüre keinen Schmerz; es sey nur das Zentrum der *Auswertung* des Schmerzempfindens an anderen Körperstellen. Nun, ich glaube das nicht so richtig. Umso schwerer fällt es mir, das am Selbstversuch zu überprüfen. Ist es ein fröstelndes Gefühl? Macht so ein Messer im Kopf müde oder fühlt man sich benommen? Hat man *Kopfschmerzen*?

Ich glaube, dieses einzigartige und vielleicht auch nur ein einziges Mal kurz vor seinem Tod erhaltene Gefühl ist so einmalig, daß man es noch nicht einmal wörtlich wiedergeben kann. Nicht zuletzt, da keine Nervenwahrnehmung dafür vorgesehen ist: So registriert die Haut, wenn es zu kalt oder heiß wird; man spürt Hunger und Durst oder Müdigkeit ganz von selbst. Aber was registriert einen Fremdkörper im Schädel?

Nun, wie auch immer, hier geht es ja nicht um *Fremdkörper im Schädel*, sondern einmalige Schmerzen. Was nun haben die Opfer gespürt, als der Strahlungsblitz sie traf, blendete und in Flammen setzte? War der Schock so groß, daß sie gar nichts spürten? Oder dauerte es lange genug, daß sie gequält waren? – Nur um das richtigzustellen: Es geht hier nicht um meine perverse Befriedigung am Tod der anderen, sondern darum, aus Erfahrung zu lernen. Ja! Aus Erfahrung welcher Art auch immer lernt man nun einmal!

Und meine Erfahrung jedenfalls riet mir, meinem Verstand zu trauen. Noch verstand ich nicht alles; wußte ja

kaum, wie es zu den reichhaltigen Zerstörungen gekommen war. Aber wenn ich an meine eigene lebensgefährliche Situation zurückdenke, als ich wie alle anderen auch unter Trümmern eingeklemmt gewesen bin, stelle ich zunehmend den Zufall meines Überlebens infrage. Wenn es eine Neutronenbombe war, wieso hat sie nicht auch mich betroffen, zumal ich von Toten umgeben war, mich also mitten unter ihnen befand?

Einige hundert Meter weiter erkannten wir ein weiteres Puzzle-Stück auf dem Weg zur Lösung: Aus unseren bisherigen Beobachtungen ging hervor, daß die Toten – wenigstens diejenigen, die nicht zu Asche verglüht sind – offensichtlich schlagartig gestorben waren; vermutlich sogar zum gleichen Zeitpunkt. Schon öfter hatte ich von ihnen berichtet, wie sie einfach am Boden oder aufeinanderlagen, die Taschen und Schlüssel, Kinder und Hunde-Leinen noch bei der Hand, und dabei nicht das geringste auf Flucht hinzuweisen schienen. Weder auf der (kurzen) Flucht vor dem Erblicken eines Atompilzes über der eigenen Stadt, noch auf der Flucht aus der Stadt infolge eines sich anbahnenden Konflikts. Eine Ausnahme machte die Evakuierungssituation in Geffeln, wo die Einwohner zum Sammeln an bestimmten Punkten zur Unterbringung in unterirdischen Anlagen oder dem Abtransport aus der Stadt aufgefordert wurden. Mit Trauer und Unverständnis denke ich an Cadaida, die sich wohl unter den Flüchtenden befunden hat, und die – wie alle Evakuierten – spurlos verschwunden ist.

Ich möchte mir nichts vormachen: In einer Stadt, wo aufgrund bevorstehender Bombenabwürfe das blanke Chaos herrscht; Plünderungen, Raubmorde und Vergewaltigungen vor sich gehen; jedermann auf der Suche nach Angehörigen

und Freunden ist und die Polizei oder sogar das Militär alles mit Waffengewalt zu kontrollieren glaubt; in einer Stadt, die durch den erfolgten Nuklearangriff so gut wie vollständig dem Erdboden gleichgemacht wurde und Leichen unter tausend Trümmern begraben liegen ... – Da könnte Ca- daida überall sein und wäre doch spurlos verschwunden. Vielleicht hat sie es in eine unterirdische Anlage mit anderen Überlebenden geschafft und ist dort nun eingeschlossen oder dort gestorben. Verhungert, an Strahlenverseuchung zugrunde gegangen, wurde überfallen und ermordet. Vielleicht hat sie es auch rechtzeitig aus der Stadt geschafft und wurde woanders von Bombenabwürfen *eingeholt*. Vielleicht liegt sie noch immer unter den Trümmern ihres Hauses, auf denen ich stand, begraben? Vielleicht war sie gerade im Freien, als das Haus hinter ihr zusammenbrach und sie wurde – wie die vielen Schatten auch hier – in die freie Umwelt verpufft?

Manchmal erschrickt es mich selbst, wenn ich so freigiebig und emotionslos über die möglichen Todes-Zustände derjenigen Frau rede, die ich eigentlich liebe und um jeden Preis finden will. Würde man nicht an meiner Stelle immer von positiven Möglichkeiten ausgehen und alle negativen Optionen verneinen, ignorieren oder widerlegen? Allerdings haben mich die Beobachtungen der letzten Tage strengen Realismus gelehrt – und auf diesem Weg komme ich zu den Aussagen und Überlegungen, die ich niederzuschreiben mutig genug war.

Vielleicht war der junge Tote ... – ich konnte mich schließlich doch nicht auf ein Geschlecht einigen, so schwarz verbrannt war er – wie ich gewesen: auf der Suche nach irgendwem. Aber das glaube ich nicht. Was ihn aber von allen

um ihn herum unterschied war, daß er die Bombe, deren Abwurf oder Detonation gesehen haben mußte! Denn kurz bevor ihn die Hitze- und Druckwelle erreichte, hatte er sich in den neben ihm stehenden Müllcontainer geworfen – nun lag dieser Container umgefallen auf der Straße, die Klappe halb geöffnet und heraus ragten Arm und Schulter des Leichnams.

Ich gab mich relativ erstaunt darüber, denn zeigte dies nicht, daß ich Unrecht hatte? Daß nicht *alle* Menschen gleichzeitig und unwissend getötet worden waren? Wenigstens er hatte die geringe Chance zu überleben wahrgenommen und schien ohne großes Nachdenken in die erstbeste Deckung gesprungen zu sein. Vergebens.

Der Müllcontainer befand sich sozusagen hinter dem Supermarkt, den wir die ganze Zeit schon ansteuerten und erneut einer Art Einkaufszentrum entsprach – nur kleiner als jenes, in dem wir uns damals schon bedient hatten. Der Müllcontainer selbst gehört zu einer ganzen Reihe von etwa einem Dutzend gleichartigen Containern, die am Lieferzugang des Hauptgebäudes aufgereiht waren. Relativ viel blieb hier von den Zerstörungen unberührt, obschon man die über das ganze Gelände verteilten Brandherde nicht leugnen konnte. In der Tat schien der gesamte Gebäudekomplex so weit intakt, daß ein gefahrloses Betreten möglich sey, und über weitere Trümmer steigend näherten wir uns vorsichtig an.

Einige Hauswände und Autos waren nicht direkt von der Druckwelle zerrissen worden und standen an derjenigen Stelle, an der man sie gebaut und zurückgelassen hatte. Aber einige Male gab es da auch wieder diese unheimlichen Schatten: Der Umriß eines undefinierbaren Wesens mit ge-

spreizten Beinen und an der Hüfte anliegenden Armen, daneben etwas, das von seiner Größe einem Kind entsprechen könnte. Sogar auf den Autos, denen natürlich der komplette Lack weggebrannt war, schien sich ein mehr oder weniger heller oder dunkler Fleck erhalten zu haben, dessen Silhouette einem menschlichen Umriß ähnelte.

Geschockt von diesem Anblick konzentrierten wir uns auf unsere Aufgabe, die uns auch unsere hungrigen Bäuche befehligten. So kamen wir am Haupteingang des Supermarktes an und entdeckten etwas Sonderbares: Und zwar einen Haufen aufeinanderliegender unverbrannter Leichen, etwa sechs oder acht, die nur jemand absichtlich gestapelt haben konnte. Sie lagen inmitten derjenigen Toten, die im Feuersturm weitgehend schwarz verbrannt worden sind, was bewies, daß die Unverbrannten von woanders herkommen mußten.

Neben dem Haufen dieser *gut erhaltenen* Toten hatte jemand zusätzlich verdorbene und mittlerweile verfaulte Tiefkühl-Nahrungsmittel aufgeschichtet und Iniadeia kam der gleiche Gedanke wie auch mir: Jemand mußte sich hier eingerichtet und zuvor von allem Stinkenden und Unangenehmen befreit haben!

Rasch trat ich an die einen Spalt geöffnete Glas-Schiebetür, blieb aber nicht direkt im Eingang, sondern seitlich hinter einer Säule angelehnt stehen. Der Glaseinsatz der Tür war natürlich stark angeschmolzen. »Hallo? Ist da jemand? Wir sind auch Überlebende! Ist jemand da drinnen?« – Ich wartete einige Sekunden den totenstillen Schall ab, dann wagte ich es erneut »Wir sind nur zu dritt und unbewaffnet, wir wollen Ihnen nichts wegnehmen. Wir wollen Kontakt herstellen! Wir sind *keine* Bedrohung! Hallo?!« – Wieder keine

Reaktion.

Mit meinen Fingern im Spalt stemmte ich die Tür langsam auf. Die Mädchen hinter mir haltend, ging ich voran und behielt jeden Winkel im Auge. Die Lichtkegel der Taschenlampe leuchteten in jede Ecke, aber es sah einfach wie ein dunkler, leerer Supermarkt aus; außer, daß keine Toten herumlagen, denn die hatte ja jemand nach draußen befördert.

Je weiter wir vordrangen, desto mehr stießen wir auf natürliche, in einem Supermarkt sonst nicht zu findende Dinge, namentlich Barrikaden und primitive Alarmanlagen: Ineinandergesteckte und auf einen Haufen geworfene Einkaufswagen; auf den Regalen an Schnüren aufgehängte leere Konservendosen und Aludeckel. Die Einkaufswagen-*Mauer* zu überwinden fiel schwer, ohne ein Geräusch zu verursachen. Tatsächlich hatte der aufmerksame Einwohner uns vermutlich längst gehört, zumal ich ja anfangs auch noch in den Laden hineinrief. Aber solange wir nicht die Person selbst auffinden, und sey sie auch tot, waren wir uns nie ganz sicher, vielleicht in einen Hinterhalt zu geraten oder einfach von einem nervösen, um seine Plündereien und sichere Unterkunft bangenden Überlebenden erschossen zu werden. Ich erinnere mich, daß das langsame Vordringen in diesem dunklen Supermarkt, ohne zu wissen, was mich hinter der nächsten Ecke erwarten würde, zu den aufregendsten und lebensgefährlichsten Sachen gehörte, die ich je in meinem Leben durchgezogen habe: Da bin ich mit Acht mal auf ein Schrägdach geklettert, bloß um eine bescheuerte Katze herunterzuholen; ein falscher Schritt und Iniadeia und Jennice wären noch heute in der U-Bahn, vermutlich tot. Mit Vierzehn mußte ich unbedingt mit einem Fahrrad

eine Rampe herunterrasen und einen Salto machen; auch damals hätte mich das fast das Leben gekostet, wie der Arzt meinte. Zwei Jahre später bekam ich einen Asthma-Anfall während des Schwimmens im Meer und niemand hörte mich; und obwohl das nicht meine Schuld war, hatte ich Glück, denn er beruhigte sich von selbst. Und in meiner Ausbildungszeit zum Tischler sägte ich eines Abends an einer Kreissäge Bretter im Akkord, um einen überfälligen Auftrat fertigzustellen. Als ich in meiner Hektik aus Versehen stolperte und auf den Tisch mit der Kreissäge fiel, war es auch nur eine Frage von Zentimetern, die *Kopf* oder *Nicht-Kopf* bedeuteten. Und nun das.

In jeder Sekunde fragte ich mich was wäre, wenn nun ein Schuß fällt und mich tödlich trifft. Wären die Mädchen dann noch sicher? Könnten sie ohne mich weitermachen? Würden sie diesen Supermarkt überhaupt wieder verlassen?

Zum Glück wurde diese Frage beantwortet, bevor ich vor Sorgen ganz durchgedreht wäre: In der hintersten Ecke des Geschäfts, dort wo die Reis-Säcke neben den Saft-Flaschen stapeln, hatte sich eine Frau in einer Art Festung verschanzt. Die Frau war tot und saß noch immer dort.

So hatte sie im Grunde alles Greifbare des Ladens zusammengetragen und um sich herum aufgetürmt: Mit übereinandergestapelten Bierkästen baute sie eine Mauer um sich herum, die eine fenster- und türlose Ecke des Supermarktes umrahmte; einen engen Durchgang hatte sie freigelassen. Diese *Bierkasten-Mauer* wurde mit allerlei unverderblichen Dingen verstärkt: mit Dosen-Pfirsich, Ketchup-Flaschen, Baby-Windeln, Kaffee-Packungen, ja sogar Zigarettenschachteln. Hinter dieser Mauer hatte sie es sich gemütlich eingerichtet: Tisch und Stuhl, vermutlich aus dem

Büro des Supermarkts entnommen, darauf Kisten mit Kerzen aller Art verteilt. Konservendosen, geöffnete und verschlossene, standen und lagen herum; ein Reservoir von Getränkeflaschen zu ihrer Linken. Rechts von ihr, und damit in ständiger Griffweite, hatte sie sich allerlei Billigromane aus der Zeitschriften-Abteilung zurechtgelegt. Ich für meinen Teil konnte gut nachvollziehen, daß es sich auf diese Weise einige Zeit gut leben ließ – und das bringt mich zu einer weiteren Frage:

Eine weitere Überlebende? Wieder ein Exot unter Tausenden? Eine Auserwählte? Sie war stark übergewichtig und etwa fünfzig Jahre alt; es gab draußen überall Menschen, die mehr Potent gehabt hatten, so etwas zu überleben! Möglicherweise ist aber der Faktor des Glücks eine nicht zu unterschätzende Variante – hat er doch auch mich vor dem Tod unter den Trümmern gerettet!

Eindeutig war das Bild: Verlassen und nur behelfsmäßig versorgt saß sie da, wußte, daß sie die alleinige Überlebende unter Tausenden war und konnte sich keinen Reim darauf machen: Was war nur geschehen?, fragte sie sich wie wir alle und machte das Beste aus ihrer Situation; im Grunde sogar das gleiche, das wir getan hatten, nur daß wir danach weitergezogen waren. Sicherlich versuchte sie auch zu telefonieren, was keinen Erfolg hatte; rüttelte an den Toten, vielleicht waren sie nur bewußtlos. Wann käme endlich die Polizei oder die Feuerwehr, um sie zu retten? Und dann schaut sie auf die Straße und sieht die Toten, wie wir sie sahen. Man kann nicht sagen, ob ich an ihrer Stelle ebenso durchgedreht wäre und mich ebenso voller Angst verschanzt hätte, um solange wie möglich am Leben zu bleiben. – Verzweifelt und alleine ist diese Frau gestorben,

ohne daß ihr jemand sagen konnte, wieso sie in diese Lage kommen mußte – ausgerechnet an diesem Tag, als sie nur noch mal schnell Zutaten einkaufen war, um einen Kuchen für die Enkelkinder zu backen.

Und so war sie da: Umgeben von ihren Lebensmitteln, in einer Hand eine Zeitschrift gegriffen, die andere Hand auf die Schürze gelegt. Still und friedlich saß sie auf dem Boden auf einem Kissen, lehnte mit dem Rücken an der Wand und starrte uns mit offenen Augen an. Und wir standen um sie herum und glotzten zurück: Die letzte Bastion der Menschheit – verloren!

Unter den wenigen Überlebenden, die es offensichtlich doch zu geben schien, hatten wir nun das große Glück, einen davon zu finden. Und der war auch noch tot. Das ließ uns an unseren sowieso schon höchst vagen Plänen erst recht zweifeln. Ich dachte bei mir, wie hochgradig labil doch die Kultur des Menschen sey: Die geringste Störung, Irregularität, ungewohnte Situation ... und der Mensch verfällt zu seinen anarchischen Ur-Trieben zurück; hortet Lebensmittel, verkriecht sich in die letzte Ecke wie ein ängstliches Tier. Wie eine Spinne kam mir dieser ganze Prozeß des Rückfalls vor; eine Spinne, die die Wände in einer Glasscheibe mühselig und behutsam emporkriecht, denn sie kann sich kaum halten (Glas ist ja in ihrer natürlichen Umgebung nicht vorgesehen und entsprechend könnten sich die Krallen und Haare an ihren Beinen auf diesem Untergrund nicht halten). Doch die kleinste Erschütterung läßt sie augenblicklich die glatten Wände wieder hinunterrutschen, egal wie weit sie es nach oben geschafft hatte.

Und so auch der Mensch: Hat es doch zu so erstaunlichen Errungenschaften, Erfindungen und Konstruktionen in Na-

turwissenschaft, Medizin und Technik geschafft, allesamt mühselig erkämpft. Und dann kommt ein einziger Atomkrieg, und der Mensch ist augenblicklich wieder da, wo er angefangen hat, nämlich mit seinem Wissen und Können in der Steinzeit. Der einzige Unterschied zur Spinne ist, daß diese beliebig oft neu zu klettern anfangen kann, bis sie es auf den Rand des Glases geschafft hat.

Waren nur eine Minute vergangen oder zwanzig? Ich für meinen Teil wußte es nicht genau, als ich aus meinen Grübeleien wieder zu mir fand. Auch Iniadeia und Jennice hatten sich nicht gerührt und glotzten die Tote einfach nur an, als sey sie die Erste, die sie überhaupt sehen.

Ina schien eine so große Angst vor ihr entwickelt zu haben, daß sie plötzlich schluchzte und zu weinen anfang. Warum genau konnte sie mir nicht genau sagen. Und ohne daß sie nur ein Wort gesprochen hätte, hörte ich die Worte dennoch. Denn sie beklagte sich darüber, in dieser Toten unsere Zukunft zu sehen: Über die Zeit voneinander getrennt – durch den Tod des Begleiters oder andere Umstände – und in irgendeinem Lebensmittelmarkt verschanzt, hinter Dosenbier und Bechern mit Senf. In der Hand einen Roman aus der *guten alten Zeit*, die ihr doch so viel besser in Erinnerung geblieben war als jene vor ihr liegende Einöde. Und dann sieht auch sie sich an ihrer Stelle, Jahre um Jahre durchgehalten, ständig auf der Suche nach Wasser, Essen und einer Unterkunft; auf der Flucht vor Strahlung und den verwesenden Leichen. Gäbe es einen Platz, an dem sie dauerhaft bleiben könnte? Würde sie mit der Einsamkeit zurechtkommen?

»Ich kann das nicht!« schrie Iniadeia aus – diesmal in Wirklichkeit. Ich kehrte schnellstmöglich zu den Mädchen zurück, war ich nur kurz zwischen die Regale gelaufen, um etwas zu finden, womit man den Leichnam abdecken könnte. Als ich bei ihr eintraf, hatte sie Jennice auf dem Arm und preßte sie an sich.

»Ich hab's geahnt«, kam ich herbei und griff mit beiden Händen ihr Gesicht: »Du darfst jetzt nicht durchdrehen! Sieh' mich an! Halt' durch!« – Ihre Hand greifend, zog ich sie von dort weg, Jennice hatte sie noch immer auf dem Arm.

»Bleib' hier stehen und warte auf mich! Hörst du?! Ich bin gleich wieder da!« Die Taschenlampe legte ich ihr auf eines der leer geräumten Regale, der Kegel leuchtete sie an. Ich dagegen sprang wieder zu der Toten zurück, um meine Arbeit abzuschließen. Da ich aber nichts fand, warf ich letztlich einige Säcke Blumenerde auf sie, bis sie zur Gänze bedeckt war.

Ina erreichte ich im Waschmittel-Regal rennend; sie hatte sich keinen Millimeter vom Fleck bewegt. Ihrem entsetzten, Tränen benäßten, fassungslosen und höchsten Ekel wiedergebenden Gesichtsausdruck konnte ich ihr Befinden entnehmen: Als stünde sie inmitten einer Schlangengrube, darauf bedacht, keinen Schritt vor oder zurück zu machen. An den sie umgebenden Wänden liefen Fäkalien herab und über ihr tropfte irgendwelcher Schleim von der Decke; nichts konnte und wollte sie berühren, sie hatte sich vollständig abgeschlossen. Sogar als ich sie an der Schulter berührte, zuckte sie zusammen; ich erwartete, daß sie jeden Moment schreiend davon und ins Freie laufen würde.

Bevor sich der Energiestau entlud, entschied ich mich zu

einem anderen Schritt. Das hatte auch damit zu tun, daß ich befürchtete, sie könnte in ihrer Panik die kleine Jennice verletzen, die sie noch immer auf dem Arm hielt, mit der einen Hand ihren Bauch fest umklammert, mit der anderen Hand ihren kleinen Kopf bis zur Bewegungsunfähigkeit fixiert. So gab ich Ina eine kräftige Schelle, in der Hoffnung sie möge wieder zur Besinnung finden – und es schien zu wirken!

»Ich hoffe du weißt, daß ich das nicht gerne gemacht habe. Aber wir müssen jetzt die Nerven behalten!« Inas Augen nahmen diesen Satz wortlos entgegen. Und ich bildete mir sogar ein, daß der Tränenfluß versiegt war – soweit man das im blassen Taschenlampenschein erkennen konnte.

Langsam löste sie ihren Griff und ließ Jennice auf den Boden zurück, ich nahm sie sogleich an die Hand. Dann wischte sie sich die Tränen aus den Augen und putzte mit einem Taschentuch nach. »Laß uns holen, was wir brauchen ... und dann von hier verschwinden«, schluchzte sie. Und obwohl sie wieder zu uns zurückgefunden hatte (man erinnere sich, daß niemand ihr Verhalten fehlrechnete, hatte doch jeder von uns mindestens einmal *Durchdrehen* frei), erinnerte sie mich gar nicht mehr an die übereifrige Inia-deia während unseres ersten Supermarkt-Besuchs: Als sie freiwillig als erste die dunklen Gänge durchkämmte und mutig voranging. Nun war sie wohl am Ende ihrer Kräfte, ihrer Hoffnung. Wie wir alle.

»Kannst du Batterien für uns finden?« schlug ich ihr vor und beabsichtigte damit eine Teilung, damit alles schneller vonstatten ginge. »Nein!« griff sie panisch meinen Arm und ich verstand.

Also gingen wir gemeinsam durch die Regale und nah-

men auf, was wir brauchen konnten: Ich blieb bei der Idee, zuerst Batterien für unsere Taschenlampen zu suchen. Denn ohne Licht könnten wir auch alles Sonstige nicht finden.

Die besten Chancen für Batterien waren die Kleinkram-Regale vorne bei den Kassen. Und tatsächlich wurden wir zwischen den Tabakwaren und Rasierpinseln und dem sonstigen Schnullikram fündig: Batterien in allen Größen und jede Menge davon. Die richtigen waren schnell gefunden und eingelegt; nur funktionierte keine von ihnen! Erst hielten wir es für einen Defekt der Taschenlampe, probierten die gleichen Batterien also in der anderen Lampe aus – aber wieder nichts. Legten wir dagegen die alten, halb verbrauchten Batterien ein, erstrahlte wieder ein mattes, altersschwaches Licht, das jeden Moment zu versagen drohte. Ausnahmslos jede passende Batterie probierten wir aus und ausnahmslos jede einzelne von ihnen schien vollständig entladen zu sein. Damit ließ sich nichts anfangen.

So bereiteten wir uns Kerzen und Feuerzeuge vor, die wir auch nur zehn Minuten später einsetzen mußten. Mit diesen kleinen flackernden Lichtern gingen wir also durch die Supermarktgänge und jeder von uns hielt eines vor sich her. Jennice wiesen wir mehrfach an, möglichst nichts in Brand zu stecken. Eine Spur von Wachs-Klecksen zogen wir hinter uns her. Nachdem sich das mit den Batterien erledigt hatte und auch keine Aussicht bestanden hatte, neue und volle Batterien für die Lampen zu erhalten, befreiten wir uns von dieser Last. Wir konnten damit übergehen zum Zweitwichtigsten: Nahrung und Wasser.

Aber es bestand da eine Unwissenheit, die sich in den letzten Tagen in mir gesammelt hatte: Woher sollten wir wissen, daß die hier zu findenden Lebensmittel nicht ver-

strahlt wären? Sehen konnte man es freilich nicht! Und so standen wir zwischen Hunger und Angst.

Der Hunger obsiegte schließlich, nachdem wir die Tatsache eingesehen hatten, auf keinem Weg das verstrahlte Essen erkennen zu können. Und wie sonst hätte es weitergehen sollen? Wie viele Stunden oder Tage hätten wir durchgehalten, wenn wir jede mögliche Nahrung meiden? Und hier in diesem wunderbaren Supermarkt lag uns alles direkt zu Füßen!

Konserven waren rasch geöffnet und ausgelöffelt, ganze Flaschen Wasser tranken wir leer, sogar Saft und Brause und was sonst noch in den Regalen stand. Sich frei bedienen zu dürfen, v. a. an den Keksen, Süßwaren und sonstigen Leckereien, hob deutlich die Stimmung. Keines der verspeisten Lebensmittel hatte einen fremdartigen Geschmack, aber natürlich bin ich nicht so naiv zu denken, daß sie deswegen nicht trotzdem verstrahlt hätten sein können! Bald schon mußten wir jedoch weiterziehen.

Schnellstmöglich luden wir unsere Taschen mit neuen Vorräten voll und waren gerade im Aufbruch begriffen, als wir durch die Vordertür des Supermarktes schritten und inmitten eines schwarzen Aschenfalls standen. Während ich aber noch die Bedachung des Eingangsportals über mir wußte, stand Iniadeia schon mitten drin und hatte die ersten Flocken auf dem Haar. Jennice war sogar noch weiter vorne, da beide Mädchen das Verlassen dieser Hallen des Grauens kaum erwarten konnten. Leider wußten sie noch nicht, daß wir durch den Aschenfall gezwungen sein würden noch eine Weile hierzubleiben.

Jennice hielt es wohl für schwarzen Schnee, als sie etwas davon aufhob und zum Gesicht führte. Ich sprang dazu,

schlug ihr sofort die Hände weg und nahm sie auf den Arm. Mit Iniadeia an der Hand flüchtete ich zurück zur Supermarktkasse, lud dort mein Gepäck ab und rannte wieder vor zur Tür, die ich mit aller Gewalt zuschob. Die großen, in das Glas geschmolzenen Löcher in der Tür schlossen freilich nicht luftdicht ab, also stellte ich noch einige Kartons und Gerätschaften davor, bis ich davon überzeugt war, der Fallout würde nicht übermäßig hereinwehen. Einerseits konnte man gar nicht genug hoffen, daß kein Fallout eindringen würde, andererseits stank es so widerwärtig nach Verwestem und Verschimmelten in dem Laden, daß man schreiend nach draußen rennen wollte.

Mit Blick gen Himmel, den uns die Glastür nicht verwehrete, erfaßte ich die große Befürchtung, vor der wir tagelang geflohen waren und die uns nun trotzdem eingeholt hatte.

17 Der Niedergang

Da es sowieso überall dunkel war und es durch den niedergehenden Fallout nur noch dunkler wurde, war im Grunde nicht zu erkennen, ob die Sonne über dem Horizont stand oder es schon dämmerte. Da für uns feststand – so sehr wir dem auch widerstrebten –, die Nacht im Supermarkt zubringen zu müssen, richteten wir uns ein so gut es ging: Fern der unter Blumenerde-Säcken begrabenen Toten suchten wir uns eine möglichst weit von der Eingangstür entfernte Stelle aus und bedeckten den Boden mit allerlei weichen Materialien, die zu finden waren: Toilettenpapier-Rollen und Wischlappen, Tüten mit Reis, Nudeln und Zucker zum Füllen der Lücken. Insgesamt war es eine Bettung, die inten-

siv knirschte und knusperte. Darauf breiteten wir unsere Decken und Schlafsäcke aus, in die wir uns legten. Nun waren wir fast wie die Frau, die sich eine Burg um sich herum gebaut hatte. Mit dem Licht einiger Teelichter kamen wir in das abendliche Gespräch. Ina hatte sich weitgehend beruhigt und akzeptierte unsere Situation; sie gestand sich ein, wieviel besser es hier drinnen wäre – im Gegensatz zu draußen. Wie wir aber die nächsten Tage weiterfinden sollten, konnten wir noch immer nicht wissen. Nun aber hatte Jennice etwas Angst bekommen, sodaß ich und Ina von beiden Seiten nah an sie heranrutschten.

»Geht es wieder? Oder hast du noch Angst?«

Jennice schüttelte mit dem Kopf: »Nein. Aber was ist das da draußen? Schnee?«

Ina und ich sahen uns an – was sagen wir dem Kind? Beteuern wir ihm, es sey wirklich Schnee und hätten dann keine Erklärung dafür, weswegen wir vor ihm geflüchtet waren? Oder gestehen wir Jennice die Wahrheit, daß es sich um stark strahlenden Fallout handle, der uns in nächster Zeit krank- und totmachen würde, wenn wir hier nicht verschwinden?!

Wir entgingen geschickt der Beantwortung der Frage, indem ich das Thema wechselte: »Kennst du schon die Geschichte von dem Mädchen, das vor dem Ertrinken gerettet wird?«

Sie verneinte: »Na, dann hör' gut zu, die Geschichte hat mir meine Großmutter öfter erzählt, angeblich soll sie sich wirklich so zugetragen haben! Also dieses bildhübsche Mädchen im weißen Bikini war im Meer baden, als sie plötzlich spürt, nicht mehr zum Land zurückzukommen und um Hilfe ruft. Als sie keine Kraft zum Strampeln mehr hat, geht sie

unter, wird aber von einem jungen Mann gegriffen und zum Strand gezogen, wo er sie wiederbelebt. Noch während sie zu sich kommt und das Wasser ausspuckt, knotet der junge Mann ihr sein ledernes Halsband ans Handgelenk und setzt anschließend seinen rechten Daumen in drei Schritten nacheinander auf seinem Kinn, dann an seiner Nase und zuletzt an seiner Stirn auf. Dazu murmelt er: »Ehre, Vortrieb, Geist.« Jetzt verläßt er den Tatort, denn nach der Lehre der Bescheidenheit darf er zwar heldenmutig jemanden retten, aber keinen Dank dafür empfangen und – wenn es geht – unerkant verschwinden. Doch am nächsten Tag kehrt er zu diesem Strand zurück, vielleicht zufällig, vielleicht, weil er sich in das Mädchen verliebt hat und nun Sehnsucht empfindet. Die Errettete und ihre Freundinnen befinden sich ebenfalls am Strand. Die Freundinnen zeigen auf ihn, tuscheln und rufen; die Errettete selbst hat sein Gesicht natürlich nie gesehen, war sie doch im Ringen mit dem Tod beschäftigt. In einem abgelenkten Moment tritt die Errettete aber von hinten an ihn heran und legte ihm das Halsband wieder um den Hals. Und während sie es verknotet, fühlt er den Anhänger und weiß, von wem er ihn zurückerhält.« – »Und weiter?« wollte Jennice neugierig wissen. »Nichts weiter! Das war's!«

»Aber die Geschichte hat doch gar kein Ende!« – »Das stimmt!« fügte Ina zu und lächelte mich an.

»Na ja, weißt du, ich war nie Freund von Geschichten, in denen einen alles, vor allem das Ende, vorgekaut geliefert wird. Ist es nicht viel spannender, sich den Rest der Geschichte selbst vorzustellen? Würde ich dir das Ende sagen, hättest du nichts, das dich in deinen Träumen beschäftigt! Und genau das sollst du jetzt!«

»Na gut«, gab sie bei und drückte sich tiefer in die Decken hinein. Dann schloß sie die Augen und wir beiden anderen schauten voller Liebe einige Minuten auf sie; so ähnlich wie eine Mutter und ein Vater es wohl tun würden.

»Wie sieht es wohl gerade in Geffeln aus?« flüsterte mir Ina zu, lange, nachdem Jennice eingeschlafen war: »Ist es dort genauso schwarz wie hier? Oder ist der Himmel dort gerade klar?«

»Ich weiß, worauf du hinauswillst«, blickte ich verlegen zu Boden: »Du gibst mir die Schuld, daß wir nach Süden gefahren sind. Eigentlich auf der Flucht vor diesem ... *Dreck am Horizont*. Und nun sind wir dort, wo der Fallout vielleicht am stärksten niederge...«

»*Schuld* sagst du? Ganz bestimmt *nicht!*« – Sie zischte das letzte Wort so scharf heraus, daß es beinahe Jennice aufweckte. Sie erkannte ihre Aufregung und korrigierte sie im folgenden mit leiseren Worten: »Du hast keine schuld, Ejnar! Du hast uns *gerettet!* Niemand konnte ahnen, daß es so kommt, wie es ist! Niemand konnte ahnen, daß wir in Anbetracht der vielen Toten um uns herum überhaupt so weit kommen!«

»Na schön, dann also keine Schuld an der Flucht nach Süden. Aber ich wollte mich trotzdem noch entschuldigen dafür, daß ich Jennice einreden wollte, sich von den Früchten des Waldes zu ernähren. Das war leichtfertig und ich schäme mich dafür, sie eventuell in Lebensgefahr gebracht zu haben.«

»Es verpufft, Ejnar! Es verpufft einfach!« – »Was meinst du?«

»Diese winzige Fahrlässigkeit, wenn man sie überhaupt so nennen darf, verpufft angesichts der Leistungen und »ehren-

haften Entscheidungen«, die du für uns getan und getroffen hast! Ich ..., ich meine ..., ich und *sie* ... – wir danken dir! Für alles! Und außerdem: Die, die viel erschaffen und viel erhalten müssen – das sind wir –, sind gezwungen sich durch ihren Schutzinstinkt gegenüber dem Erbrachten und Schützenswerten und aus Willen zur Wahrung ihrer überlegenen Integrität selbst zu schützen, und verhalten sich deswegen oftmals engstirniger und ... eigensinniger, als ... jeder andere – Ah!«

Sie stöhnte und hielt sich den Kopf: »Wieder diese Kopfschmerzen? Hier, trink' was«, reichte ich ihr die Flasche. Sie leerte sie fast vollständig und legte dann ihren Kopf auf die Einlage im Schlafsack.

»Ich denke, wir werden noch häufig gegenseitig aufeinander achtgeben müssen. Und ich denke auch, daß es in dieser Nacht sehr kalt werden wird. Also knöpf' dich zu und liege nah bei uns, dann können wir die Körperwärme teilen.« – Und sie behielt recht.

Die Nacht wurde erbärmlich kalt; als ich morgens erwachte, piff ein erbärmlich steifer Wind durch den Supermarkt. Das war ja auch kein Wunder, schließlich waren die Eingangstüren dem Eindringen von Wind und Wetter kein Hindernis. Kalt und steif waren meine Beine und es brauchte einige Minuten, sie durch Massage wieder fühlen zu können. Derweil beobachtete ich die noch schlafenden Mädchen, die einen sehr erholsamen und dringend nötigen Schlaf gehabt zu haben schienen.

Nach und nach erwachten die beiden und schauten mir

bei der Ankleide und anschließend beim *Essen machen*, das heißt beim Öffnen einer Konservendose, zu.

Während dieser Tätigkeit warf ich mehrfach einen besorgten Blick in Richtung Eingangstür; die strahlende Fallout-Asche war die ganze Nacht über gefallen und es hatte sich ein Häufchen durch Windvertrieb in der Nähe der Türspalte angesammelt. Es war wie etwas Schnee, der durch ein geöffnetes Fenster hereingeweht war und nun eine weiße Düne bildete. Nur daß es sich hier weder um Schnee, noch um etwas Weißes gehandelt hatte. Aus Neugierde hatte ich mich der schwarzen bis dunkelgrauen Fallout-Asche annähert und mit einem Besenstiel, den ich nahe der Türen fand, darin herumgestochert. Sicherlich war dies eine dumme Idee, aber ich mußte einfach wissen, womit wir es zu tun haben.

Der Haufen mit Leichen unmittelbar vor der Fronttür zum Supermarkt, die aufgetürmten verdorbenen Tiefkühl-Truthähne, Päckchen mit gefrostetem Brokkoli, die Eiscreme und vor allem die Hühnereier waren einheitlich mit einer dunkelgrauen Schicht bedeckt; sie sah zwar aus wie Asche, doch aus meinem Versuch mit dem Besenstiel wußte ich, daß es ein ungemein klebriges Zeug gewesen ist. Am Besenstiel blieb eine Menge dieser Asche haften und war auch durch Streif-Bewegungen auf dem Boden nicht mehr abzuwischen.

»Geh' nicht zu nah ran!« riet ich Ina, die sich inzwischen ebenfalls angezogen und neben mich gestellt hatte.

»Und was machen wir jetzt?« – Ihre Stimme klang erschöpft, obwohl sie gerade erst ihren Schlaf beendet hatte.

»Ich weiß noch nicht. Aber hierzubleiben ist Selbstmord. Die Türen dichten nicht und immer mehr Fallout-Asche

wird hereingeweht. Irgendwann wird auch alles hier drinnen damit bedeckt sein ... und strahlen. Wir müssen hier weg!«

»Aber jetzt können wir da nicht raus! Die Asche regnet sich ja noch immer ab!«

»Ja, ich weiß«, stöhnte ich ideenlos. Wir mußten noch ein wenig warten, konnten die Zeit aber gut mit anderen Dingen vertun:

Wenn wir schon unbedingt da hinaus mußten, brauchten wir besonderen Schutz. Einen Strahlenanzug am besten – aber das war nur Träumerei. Alles, was wir hatten, waren je zwei komplette Sets an Klamotten, was bedeutete, daß wir eines davon beim Herausgehen tragen und – sobald wir einen sicheren Unterstand gefunden hätten – gegen das andere Set austauschen mußten. Dabei fiel mir ein, daß wir auch die Schlafsäcke besser gleich zurücklassen sollten – ich erinnerte mich an die Übernachtung im Wald, vielleicht waren wir da der Strahlung bereits ausgesetzt und die Schlafsäcke wurden kontaminiert!

Ein Auto wäre ideal gewesen, in das man sich setzt, ein Dach über dem Kopf hat und einfach in eine Region ohne Fallout fährt. Aber in dieser Stadt gab es keinen einzigen Wagen mehr, der nicht verbrannt oder angeschmort, explodiert oder auch nur von der Fallout-Asche *nicht* bedeckt gewesen war! Und ich konnte mir unmöglich erlauben, ziellos durch die Straßen zu streunen, in der vagen Hoffnung, *eventuell* einen fahrbaren Untersatz aufzutreiben! Nicht, solange der Fallout niederging. Und durch die zertrümmerten und verbrannten Häuser-Ruinen hätte ich sowieso nicht fahren können wie über eine Straße. Nein, der einzige Weg hier heraus hieß: Laufen oder Klettern mit den eigenen Füßen!

Nur wohin? Wir konnten ja nicht einfach losstürmen, ohne zu wissen, wo wir landen; wo es Schutz gäbe! Unbekannt war weiterhin, ob sich der Fallout mittlerweile über dem gesamten Stadtgebiet abgerechnet hatte oder durch Wind bereits weitergetrieben worden war. Aber wenn ja, wohin?

Eine Karte mußte her, ohne sie ging gar nichts. Es war ja ohnehin so geplant, daß wir in den nächstbesten Städten nach lokalem Kartenmaterial suchen, um unsere Flucht besser zu organisieren.

»Hört zu: Wir könnten hier keinen Tag länger bleiben. Ich denke, es ist das Beste, daß wir uns verziehen, sobald der Fallout ein wenig nachgelassen hat. Aber wenn wir da hinausgehen, kommen wir mit der Asche in Kontakt. Das heißt, die Kleidung, die wir da tragen, müssen wir anschließend ablegen, oder wir werden verstrahlt. Ich schlage vor, daß sich jetzt jeder von uns in diesem Laden umsieht, nach etwas, das uns vor der Strahlung schützen kann. Tüten, Kleidung, eine Mütze oder eine Decke. Irgendwas. Wir treffen uns in ein paar Minuten wieder hier.« – Es gab keine Widersprüche gegen diese Anweisung und jeder von uns ging in einen anderen Gang.

Mit Kerzen in der Hand leuchteten wir uns also Meter um Meter durch den Supermarkt und trafen nach etwa zehn Minuten wie abgesprochen wieder aufeinander. Im Kerzenschein unserer zusammengestellten Lichter werteten wir die Beute aus: Ina präsentierte mehrere Rollen mit reißfesten Gefrierbeuteln, die zwar zu klein waren, um unser Gepäck, unsere Vorräte darin unterzubringen; jedoch für das mehrfache Überstülpen um unsere Schuhe und Hände ausreichen sollte, wie sie meinte. Zusätzlich hatte sie mehrere große, aber wenig reißfeste Tüten aufgetrieben. Mehr

konnte sie nicht finden, um unsere Körper zu schützen; wir mußten uns letztlich auf die Kleidung verlassen, die wir trugen.

Jennice hatte tatsächlich einen einzelnen Regenschirm gefunden, der vielleicht hilfreicher wäre als alle Tüten an unseren Füßen zusammen. So könnte er vor dem Fallout von oben schützen und wäre leicht zu entsorgen.

Ich selbst hatte mich bemüht, Bauteile für einen improvisierten Mundschutz zu suchen – und kam mir dabei wie ein Plünderer vor. Während ich die Regale hektisch durchwühlte und dabei alles beiseite und auf den Boden warf, das für uns keinerlei Wert hatte, fühlte ich direkt die Erniedrigung meiner Zivilisationsstufe. Ich wandelte mich in eine Kanalaratte, die nur auf der Suche nach Fressen und dem Überleben ist, und dabei alles Dreckige hinter sich läßt. – Warum ich nicht mehr sicher bin, was ich von Beruf bin? Ich erzählte anfangs, ich sey ein Tischler, aber das hat nun – wie jeder andere Beruf auch – keine Bedeutung mehr. Nun waren wir alle nur noch Streuner, Plünderer, Hoffnungslose.

Glücklicherweise stimmte wenigstens die Relation: Wenn gerade einmal wir Drei ausreichend Zeug finden, um uns durchzuschlagen, wie verhielte es sich erst, wenn es Hunderte oder gar Tausende Überlebende wie uns gäbe?! Unweigerlich würde man sich um den besten schützenden Unterstand, die wenigen Lebensmittel, die letzten wärmenden Kleidungsstücke streiten!

Plünderungen würden in diesem Fall nicht auftreten, jedenfalls nichts, das sich so nennen ließe. Denn bei einer Plünderung vereint sich die anarchistische Grundhaltung einiger Weniger und mündet in einem kollektiven Diebstahl, ohne Rücksicht auf Verluste. Da aber in der uns prä-

sentierten Welt keinerlei Besitztümer mehr zugewiesen sind, mehr noch jeder einzelne Mensch bloßgestellt und nackt gegenüber der Umwelt ist, kann es sich in keinem Fall um Plünderung handeln, wenn die Überlebenden die letzten Reste zusammensuchen.

Viel bedenklicher wären Vergewaltigungen oder daß eine Partei mit Waffen eine Vorherrschaft erlangt. Aber über was eigentlich? Man könnte fast froh sein, daß wir alleine sind. Nur so scheint sich genug in den Trümmern unserer Zivilisation finden zu lassen, um dieses klägliche Dasein fortzusetzen.

Ich stellte mir jedenfalls vor, daß mehrere übereinandergelegte Staub-Lappen, vorher mit einem Gummiband fixiert, einen ganz guten Mund- und Atemschutz abgeben würden, sofern man es schafft, sie hinter dem Kopf zu verknoten. Neben dem hatte ich es vollbracht, eine Karte der Stadt und der Region aufzutreiben, die sie gleich neben den Postkarten und Souvenirs im Kassenbereich zum Verkauf anboten.

Die Karte war recht detailliert, wenschon man die unnützen Informationen über die nächsten Einkaufs- und Erholungsmöglichkeiten ausblenden mußte. Laut dem Maßstab hatte Hullborg wohl einen Durchmesser von rund 3–4 km; nichts von dem war mehr existent. Leider zeigte der Straßenplan nur Straßennamen, aber keine Geschäfte. Auf der anderen Seite befanden wir uns in einem Supermarkt, konnten aber nicht mehr ersehen, in welcher Straße dieser lag. Dazu gezwungen, mehr oder weniger zu raten, konzentrierte ich mich auf den südwestlichen Teil der Stadt und schaute in dessen Nähe, welche für uns interessanten Fluchtwege vorlägen; leider endete der Plan an der Stadtgrenze.

Auf der Rückseite der Faltkarte gab es eine weitreichende Übersichtskarte, die Hullborg und Nachbarstädte im Verband und die zwischen ihnen sich austauschenden Straßen zeigte. Da gab es eine Stadt »Dittorf« im Norden, etwa 10 Kilometer entfernt. Das war gleichzeitig auch die nächstgelegene Siedlung. In ungefähr der doppelten Entfernung, aber in Richtung Osten gelegen, gab es eine weitere Kleinstadt »Grudon«.

Nun jedoch war ich ratlos: Sollten wir versuchen, in *diese* anderen Städte zu kommen? Würden wir der gleichen Zerstörung begegnen, die wir in Hullborg erlebt hatten? Und noch viel wichtiger: Würden wir es überhaupt zu Fuß bis dorthin schaffen?

»Und wenn wir erst einmal angekommen wären . . . , was tun wir dann dort?« sprach ich laut und unbedacht vor mich hin, sodaß die Mädchen zu mir aufsahen. »Überlebende finden wir dort sicher nicht. Und wenn auch dort der Fallout niedergegangen ist, auch kein Essen und keine nutzbaren Fahrzeuge. Was denkt ihr?«

Jennice war nicht erfahren genug, um eine qualifizierte Antwort abzugeben. Aber das war in Ordnung, solange sie unserer Vernunft vertraute. Ina überlegte ein paar Sekunden, schaute auf den Plan mit den mageren Informationen und faßte es zusammen:

»Ich halte es für gefährlich, uns in die Nähe weiterer Städte zu begeben.« Im Moment konnte ich aus ihrem Blick Vorsicht und Unterwerfung ablesen, da sie sich nicht anmaßen wollte, die Entscheidung für uns alle zu treffen. Aber wie bei so vielen Situationen im Leben will man sich durch eine zweite Meinung von der alleinigen Verantwortung entbinden. Damit meine ich nicht, daß ich später mit dem Finger

auf Ina zeige und sie anklage, sie hätte uns ins Unglück geführt, falls wir eventuell in eine leidvolle Episode unserer Reise kommen. Aber wenn es nur zwei weitere Menschen gibt, die noch am Leben sind, wägt man sich sehr glücklich über jedweden Kontakt, sey es eine banale Unterhaltung oder das Einholen einer zweiten Meinung. Nicht umsonst zählt folgender Spruch zu einer meiner wichtigsten Lebensregeln: Lobe mit Stolz die, die Lob verdienen. Danke in Demut denen, denen Dank gebührt. Und sey nie auf den Falschen sauer.

»Vielleicht könnten wir uns in diese Wälder zurückziehen?!« zeigte ich mit einem Finger und einem nachdenklichen Blick auf die grün schattierte Fläche westlich von Hullborg. »Zumindest hätten wir dann so was wie ein Laubdach über dem Kopf, das uns wenigstens etwas vor dem Fallout deckt. Das wichtigste ist, daß wir irgendwo unterkommen, wo wir vor dem verseuchten Niederschlag sicher sind. Irgendein Unterstand, ein Haus; irgendwas, wo wir längere Zeit bleiben können, ohne daß der strahlende Fallout auf der Straße vor eben diesem Haus liegt. – Vielleicht sollten wir erst in diesen Wald und dann weitersehen.« Mir fiel nichts mehr ein.

»Was ist das hier? Das Rote da?« unterbrach mich Ina aufmerksam. Mein Blick ging wieder auf die Karte, folgte dem Zeigefinger bis zu seiner Berührung auf dem Papier und erschaute eine rot schraffierte Fläche unregelmäßiger Begrenzung, ebenfalls westlich von uns gelegen, jedoch noch hinter dem besagten Wald. Ich prüfte die Legende:

»Sperrzone steht hier. Vermutlich irgendwas Militärisches. Kein Wunder, daß diese Region hier attackiert worden ist.«

»Sperrzone? Könnten wir nicht dorthin?« – Nochmals

nahm ich die Karte in Augenschein und verfolgte sorgfältig die eingetragenen Straßen. Das könnte tatsächlich klappen, stellte ich mir vor: Erst die paar Kilometer durch den Wald, dann weiter nach Westen bis zu dieser nach Nordwesten führenden Straße. Und wenn wir ihr folgen, kommen wir in die Region mit der roten Schraffur. Leider endete der Straßenzug auf magische Weise genau an der Grenze der Sperrzone, es war also quasi ein blinder Fleck auf der Karte.

Aber was würde uns *dort* nun wieder erwarten? Wirklich besseres als in den Städten? Wenn man eine Bombe bereits auf einer zivilen Stadt wie Hullborg abwirft, was passiert dann schon mit militärischen Zielen, wie sie eventuell in dieser Sperrzone liegen?

Andererseits sind militärische Ziele wie Flughäfen, Bunker und sonstwas für Kasernen und Unterstände meistens ganz ordentlich getarnt. Und letztlich wäre die Chance, von einer Bombe getroffen zu werden, geringer als in Städten! Und eine große Auswahl an möglicherweise sicheren Stellen hatten wir sowieso nicht.

Ich erklärte den Mädchen meine Gedankengänge, daß die Chance gar nicht schlecht stünde, einen gut getarnten, intakten Bunker zu finden. Und beide stimmten, wie auch ich aus Mangel an Alternativen, dem Vorhaben zu.

So schnell als möglich bereiten wir uns vor: Ina verstaut ein paar Lebensmittel und Wasserflaschen, während ich Jennice mit Tüten umwickelte und ihr einen Mundschutz bastelte. Ich zog ihr – mit Ausnahme eines Sets an Ersatzkleidung – alles an, das wir hatten, steckte zehn Gefrierbeuteltüten ineinander, legte ihre (eine) Hand hinein und verschloß das Ganze an der offenen Stelle mit dickem Klebeband. Denjenigen Jackenärmel, an dem ihr die Hand fehlte,

verknötete ich direkt. Ebenso verfuhr ich mit den Füßen, umhüllte ihre Schuhe vielfach mit Plastiktüten; hier verwendete ich sogar so viel Material, wie es möglich war, schließlich würde man auf ihm laufen müssen. Und mit Material brauchten wir nicht zu geizen, schließlich standen wir in einem Lebensmittelmarkt. Der Kopf war am schwierigsten zu bedecken; man mußte ja sehen und gleichzeitig atmen können. Schließlich zog ich ihr eine weite Tüte über den Kopf, riß ein kleines Loch zum Atmen vor den Mund hinein und band den improvisierten Mundschutz davor. Sie sagte, nur schwer atmen zu können und furchtbar zu schwitzen. Aber es ginge wohl für einige Zeit.

Sogleich Iniadeia fertig gepackt hatte, umhüllte ich sie ebenso, schnürte alles fest und prüfte jede Ritze auf Dichtigkeit. Als letztes war ich an der Reihe. Wir müssen ausgesehen haben wie Astronauten in Raumanzügen.

»Wenn wir jetzt da hinausgehen«, schärfte ich ihnen ein, »bleibt ihr direkt hinter mir und haltet nirgendwo an. Ihr faßt nichts an, ihr hebt nichts auf. Verstanden, Jennice?! [sie nickte artig] Bedeckt euren Kopf so gut es geht und haltet ihn immer unter dem Regenschirm, solange wir da draußen sind. Seht zu, daß ihr nicht auf spitze Trümmer tretet oder euch ein Loch in die Kleidung ritzt – ihr wißt ja, das sind nur Plastiktüten, wir uns hier schützen! Und denkt immer daran: Wir müssen vor allem aus der Asche raus! Los geht's!«

Die Tür aufgestemmt, empfing mich die erste Witterung in Form von Wind, der mir die Plastiktüte über meinem Kopf ins Gesicht drückte. Ich mußte sie straffziehen, um überhaupt was sehen zu können. Jennice nahm ich an die Hand und sah zu, daß sie möglichst in die gleichen Fußstap-

fen trat wie ich. Ina bildete die Nachhut.

Und wie wir erwartet hatten, hinterließen wir Zentimeter-tiefe Fußspuren in der schwarzen, klebrigen Asche, die hervorragend an unseren Fußsohlen anhaftete und alle paar Schritte in dicklagigen Klumpen abfiel.

Der Himmel war genauso grau wie die Asche. Die Umrise der Gebäude schienen die einzige verbliebene Struktur im Universum gewesen zu sein. Überhaupt konnte man nur ein paar Dutzend Meter weit sehen, denn der Asche-Fall ließ jeglichen Weitblick sinnlos werden.

Die Fortbewegung war mühsam und erforderte höchste Konzentration. Der falsche Tritt könnte unsere Abdichtung gegen den Fallout zunichte machen. Ein Deckmantel von Gefahr umhüllte uns zusätzlich, da zu keiner Zeit sicher war, daß wir den Wald überhaupt erreichen oder finden würden, oder die dahinterliegende Sperrzone.

Wie in einem dichten Schneegestöber stapften wir durch die dicklagige Asche; manchmal erinnerte es mich an einen dichten Sandsturm in der Wüste. Die Asche begann an unserer Kleidung zu haften, und minütlich wischte ich sie von meiner Kapuze und jener der Mädchen. Ich beschleunigte meinen Schritt, aber die beiden hatten Mühe, ihre Köpfe unter dem aufgespannten Schirm zu halten. Schließlich knickte er um und wurde ihnen aus der Hand gerissen, kurz bevor wir die Stadt verlassen konnten.

Stark war der Wind und anstrengend unser Kampf dagegen. Immer wieder rief ich den beiden zu, sie mögen achtgeben, daß nicht ihre *Kopf-Tüte* abreißt, wäre sie doch alles, das sie vor dem sicheren Strahlentod bewahrt.

Mehrmals blickte ich mit traurigen Blicken zurück auf diese schwarze Welt: Man konnte nicht genau sehen, aus

welchen Wolken-Schichten oder welcher Windrichtung der Fallout niederzugeschießen schien; es war als käme er aus allen Richtungen zur selben Zeit! Die Ruinen von Hullborg waren nur noch als solche zu erkennen, daß ein paar Gebäude-Mauern aus einer grauschwarzen Ebene herausragten und selbst drohten, im ewigen Grau zu versinken. Weite Landstriche um die Stadt herum waren wie von Teer verklebt, unrettbar; am besten hätte man den gesamten erschütternden Landstrich in einer tiefen Spalte versenkt.

Ich selbst befand mich in einer unangenehmen Lage: Einerseits mußte ich zusehen, daß wir schnellstmöglich aus dem Fallout herauskämen, andererseits konnte ich kaum sehen, wohin wir gingen. Meine ursprüngliche Idee, immer wieder auf die Karte zu sehen, versagte spätestens, als es so windig wurde, daß ich mich kaum auf den Beinen halten konnte. Also folgten wir der – wie ich meinte – korrekten Richtung aus der Stadt und behielten diesen Weg eine halbe Stunde bei.

Als wir endlich auf keiner Art Straße mehr zu laufen schienen, sondern – wie ich glaubte – einem Feld, und als auch die Gebäude seltener und unscheinbarer wurden, hatten wir die Stadt verlassen. Noch einmal schaute ich zur Stadt zurück und erkannte diesmal, nun da wir eine kleine Anhöhe heraufgegangen waren, einen schwarzen Fluß. Trümmer von Häusern trieben am Ufer; langsam und zäh floß der schwarze Strom, in dem sich die Asche angesammelt hatte. Ich stellte mir vor, daß es Tage, wenn nicht sogar Wochen dauern müßte, ehe das alles weggewaschen sein würde. Und vielleicht dauerte dieser natürliche Reinigungsprozeß noch sehr viel länger, sofern der Niederschlag nicht endete.

Nun, nachdem wir die Anhöhe überschritten und die ersten Ausläufer des Waldes erreicht hatten, wirkte der Wind flauer und es schien kaum noch Fallout abzuregnen. Der Blick in die Baumkronen zeigte, daß sich das meiste auf den Blättern verfangen hatte und gleichzeitig die dicht stehenden Stämme den Wind abbremsten mußten.

»Wir gehen noch ein paar Kilometer in diese Richtung, dann haben wir's geschafft!« – Dazu fuchtelte ich wild mit den Armen, damit sie mich verstünden. Ich ging davon aus, daß sie wie ich in dieser zusammengeflickten Schutzkleidung furchtbar schwitzen würden. Auch ich wollte mir die Klamotten einfach nur vom Leib reißen und am liebsten in einen See springen. Aber wer wußte schon, wie lange ich noch auf das Baden in einem natürlichen Gewässer verzichten müsse.

Weitere zwei Stunden später wurde mein Wunsch zum Teil erfüllt: Wir hatten uns von den Klamotten befreit. Und das war auch dringend notwendig. Gemäß unserer Feststellung nämlich waren die um unsere Füße gebundenen Kunststofftüten so sehr durchlöchert, daß Ascheflocken eingedrungen und bis zu den Strümpfen heraufgelangt waren. Das bedeutete aber kein Problem, da ohnehin geplant war, die für die Fallout-Wanderung getragene Kleidung zurückzulassen.

Wir hatten Glück. Die versprochenen paar Kilometer weiter trafen wir mitten im Wald auf eine kleine Gebüsch-Gruppe, die einen herausstakenden Felsen umgab. All das lag in einer Art Mulde, also viel tiefer als die Umgebung, sodaß der Wind darüber zog und uns nichts anhaben konnte. Er trug zu dieser Zeit sowieso keinerlei Asche mehr mit sich, was mich einigermaßen verwunderte. Denn es ent-

sprach der Annahme, der Fallout-Niedergang wäre auf ein engbegrenztes Gebiet beschränkt. Möglicherweise befanden wir uns einfach nicht in der erforderlichen Windrichtung. Nichtsdestotrotz mußten wir schleunigst weiter, ehe der Wind seine Richtung doch noch ändert.

Wir warfen wirklich alles ab, das wir hatten: Schuhe, Hosen, Hemden, Jacke und alle Tüten. Alles auf einen Haufen, den wir einige Meter umgangen, während wir uns das zweite Set Klamotten anlegten, das wir in unseren Rucksäcken transportiert hatten. Inas Rucksack wurde durch einen großen Riß der darübergespannten Tüte ebenfalls kontaminiert und zurückgelassen. Den Rest, das heißt die Lebensmittel und zwei Wasserflaschen, verstaute ich in meinem Rucksack. Eine dritte Wasserflasche wurde für das Waschen von Händen und Gesicht aufgebraucht.

Das neue Set an Kleidung war nicht mit Plastik-Tüten gesichert, zumindest war sie luftiger und angenehmer zu tragen. Kein Mundschutz, keine Tüte vor den Augen bedeckten mehr unser Gesichtsfeld, und es war auch kein Ersatz vorgesehen. Einem erneut auftretenden Fallout-Niederschlag wären wir schutzlos ausgeliefert gewesen. Die einzige Hoffnung bestand darin, in die richtige, das heißt Wind-abseitige Richtung, zu wandern und damit unser Ziel schnellstmöglich zu erreichen.

Zum ersten Mal in meinem Leben vermißte ich ein Sinnesorgan – eine Wahrnehmungsmöglichkeit für Radioaktivität, denn gerade jetzt wäre so etwas überlebenswichtig. Nach wie vor blieb die tatsächlich vorhandene, uns umgebende Radioaktivität nicht feststellbar. Der ganze Boden unter uns hätte strahlen können, und wir würden es nicht merken. Jedenfalls nicht sofort, aber nach einiger Zeit gewiß.

18 Der Code

Nach meiner Ansicht hätten wir den Wald längst durchqueren und eine Straße erreicht haben müssen. Aber noch bei Sonnenuntergang standen wir inmitten von Bewuchs, in jeder Richtung Hunderte Meter weit von Bäumen umgeben und ohne die Möglichkeit festzustellen, welcher der kürzeste Weg zur Sperrzone sey. Im Grunde war es gleichgültig, in diese oder jene Richtung zu gehen, wir wußten es ja doch nicht. Allein er Sonnenstand, wenn man den diffusen, sich kaum abhebenden Fleck hinter den dicken Wolken-Strömungen so nennen konnte, gab uns ungefähr die wahrscheinlichste Richtung vor. Manchmal war die Sonnenscheibe so blaß, daß man sich fragte, ob es überhaupt vereinbar wäre sie dort anzunehmen.

Jedenfalls kamen wir nicht mehr heraus, bevor es Nacht wurde. Und diesmal waren wir in der Tat gezwungen, unter freiem Himmel zu schlafen. Lieber wäre mir eine Art Ruine gewesen, oder wenigstens etwas über unseren Köpfen. Ein kleines transportables und wiederverwendbares Zelt entsprach der idealen Lösung, aber das gab es nun mal nicht.

Ermattet legten wir unsere Füße hoch und vertilgten die letzten Reste unserer Lebensmittel. Alle Hoffnung bestand nun darin, etwas Brauchbare in dieser Sperrzone aufzutreiben, und ferner schien es uns zu einer Gewöhnung geworden zu sein, immer nur mit den letzten Resten auskommen zu müssen, ehe wir Nachschub auftreiben.

Die ursprüngliche Idee, in den Süden aufzubrechen, hatte uns in eine Art Falle einfahren lassen, aus der wir uns nun mühsam befreien mußten. Am Ende unseres *Flucht-Tunnels*

würde uns entweder die Freiheit erwarten, oder aber ein weiteres undurchdringbares Gitter, mit dem wir nicht gerechnet hatten. Letzteres schien wahrscheinlicher. Denn wer konnte in einer solchen Umgebung schon behaupten, Glück zu haben?

Die Mägen knurrten trotz Mahlzeit und matt fühlten wir uns durch und durch. Diese Erschöpfung konnte keinesfalls auf das reine Wandern durch die Gegend zurückgeführt werden; ich vermutete, es waren weitere Anzeichen für eine Strahlenkrankheit. Zusätzlich wurden wir alle, auch Jennice, von mehr oder weniger starken Kopfschmerzen geplagt.

Um die Stimmung etwas anzuregen, schlug ich ein Gedankenspiel vor:

»Jeder sagt jetzt, was er am meisten vermißt. Dann haben wir was, wovon wir träumen können. Ich fange an: Am liebsten hätte ich mein warmes Bett zurück. Und ihr?« – Die Mädchen schauten sich an, sprangen aber schnell in die gleiche Kerbe:

»Mama!« gab Jennice bekannt. »Meine Freundinnen!« rief Ina. »Aber nur, um ihnen von all dem Erlebten zu erzählen!«

Begeisterung verbreitete sich und man sah wieder mich an: »Na ja, ich müßte mal dringend meine E-Mails checken, fürchte ich.« Wir lachten, und Ina setzte ernster fort:

»Die Sonne. Ihr Licht und ihre Wärme.« Diese nachdenklichen Worte verharrten einige Sekunden in unseren Gedanken. Vermutlich weil es ein Wunsch war, der sich nicht nur auf sie allein beschränkte.

»Menschliche Stimmen«, vermeldete ich ebenso ernst. »Ich meine, *ihr* habt ja auch menschliche Stimmen. Aber ich vermisse das Geschnatter, wenn ich die Augen schließe und mich dabei in einem Kino aufhalte; am Bahnhof am

Zeitschriften-Stand stehe; an der Supermarkt-Kasse warte; oder das Gemecker von meinem Chef, wenn wiederum eine Bestellung durcheinandergekommen ist.« Mein abschweifender Blick lächelte in jener Form, die mein Mund nicht nachbilden konnte.

»Meine Lieblingsmusik würde ich gerne mal wieder hören«, stimmte Ina einige Sekunden später ein und drückte sich näher an meine Schulter. Schließlich besaßen wir keine Decken oder Schlafsäcke mehr. »Und du?« schaute sie Jennice an.

»Meinen Onkel vermisse ich.« – »Wieso denn?« fragte Ina interessiert nach.

»Immer, wenn er uns besuchen kam, brachte er mir ein Geschenk mit!« Noch immer klang Jennices Stimme euphorisch und verwirrte uns, die den Ernst der Lage vollständig verstanden hatten. Jennice jedoch wirkte jederzeit so, als sey sie nicht bereit zu verstehen, in welcher Gefahr sie sich befindet. Als wäre alles nur ein großes Spiel und sie eine Spielerin. Ich *mußte* sie quasi etwas belehren:

»Siehe Verwandte nicht als Personen, die dir noch mehr schenken können. Sondern als Menschen, denen man für gewöhnlich fraglos vertrauen . . . und von denen man lernen kann. Alle Menschen haben ein tiefes Familiengefühl und selbst der übelste Schurke wird seinen Bruder als Komplizen gewinnen wollen!«

Erst starrte sie mich einige Sekunden stumm an. Dann rutschte sie näher und umarmte mich von der Seite, sodaß ich meine geöffnete Jacke um sie schlagen konnte: »Du bist kein Schurke. Und du bist nicht mein Bruder. Aber ich hab' dich trotzdem lieb.« – Augenblicklich schien sie eingeschlafen zu sein.

Das kleine Lagerfeuer zu unseren Füßen brannte nieder und erlosch bald. Wir beobachteten es wortlos, bis auch die letzten Funken schwarze Farbe annahmen. Währenddessen fühlte ich den Druck des sich hebenden und senkenden Brustkorbs von Jennice an meiner Seite.

»Cadaida«, flüsterte ich und legte dabei den Kopf mit geschlossenen Augen zurück.

»Was?« fragte Ina nach.

»Cadaida. Ich vermisse sie auch.« – Wieder einige Sekunden Schweigen. »Was haben wir nur getan?« – Ich spielte natürlich auf die Taten der für diesen katastrophalen Zustand des Planeten Verantwortlichen an. Aber die allein sind nicht schuld. Wir alle sind es, weil wir es geschehen ließen und diese militärischen Spinner nicht mit Stöcken auf den Straßen zusammengeprügelt haben. Der Mensch spielte mit gefährlichem Spielzeug, mit einer geladenen Waffe. Wußte Jahrzehnte lang, daß sie sofort losgehen kann, um ihn zu töten. Und hat sie dennoch weder weggelegt noch demontiert.

»Wieso *wir*? Ich hatte bestimmt nichts damit zu tun! Ich überlebe hier nur!« verteidigte Ina ihre durchaus berechnete Stellung. Das Problem ist nur, daß niemand es wollte und es trotzdem geschehen ist. Gerade bei Atomwaffen gibt es keine Unfälle! Es gibt immer einen Verantwortlichen!

Eine Zeitlang hatten wir uns nichts mehr zu sagen. Aber kurz bevor meine Augen zufielen, hörte ich doch noch Worte von ihr:

»Ich habe über ... einen neuen Kalender nachgedacht. Na ja, es ist etwas Furchtbares passiert und meine, es ist berechnigt die Tage *neu* zu zählen. Die Tage ab jenem Moment an zu zählen, an dem die erste Bombe fiel. Es ist ja immerhin

so etwas wie ein neues Zeitalter für die Menschheit! Nicht wahr?« Mich schon im Halbschlaf befindend, grunzte ich nur.

»Ich habe zwar die ersten Tage nicht mitgezählt, aber ich glaube heute wäre der 15. Tag seit damals.«

»Es ist der 17. Ich habe nämlich auch mitgezählt, und bin mir ziemlich sicher, daß es der 17. Tag ist«, gab ich noch immer – halb schlafend – von mir.

Man hätte auch sagen können, es war der letzte Tag überhaupt, denn am nächsten Morgen schien die Sonne nicht aufgegangen zu sein: Erst glaubte ich, ich sey noch vor der Dämmerung erwacht. Aber drei Stunden später hatte es sich nur ein wenig erhellt und ich war mir ziemlich sicher, daß die Sonne längst über uns schwebte. Es war nicht mehr so finster wie in der Nacht, aber heller wurde es auch nicht. Insbesondere die Blautöne blieben aus und unterwarfen sich hell- und dunkelgrauen Farben. Es war, als erlebte man eine viele Stunden andauernde Sonnenfinsternis.

Entsprechend der fehlenden Sonnenstrahlen blieb es fast genauso kalt wie in der Nacht, ich schätze um 15 Grad Celsius. Uns verblieb nichts anderes, als uns mit bloßer Körperbewegung wieder aufzuwärmen und voller Erstauen über diese andauernde Dunkelheit weiterzuziehen. Ein Volk aus dem Mittelalter hätte diese Phänomene sicherlich als Teufelswerk oder gleich als den Weltuntergang gedeutet. Für uns – die sich für nicht ganz so naiv hielten – war es einfach nur unerklärlich.

Die Dunkelheit erschwerte das Fortkommen natürlich umso mehr, da wir weniger sahen. Vor allem fehlte uns der

Sonnenstand, um die Himmelsrichtung unseres Weges zu prüfen. Glücklicherweise hatte ich am Vortag die Richtung der hinter dem Horizont verschwindenden Sonnenscheibe mit ein paar Stöcken und Steinen markiert, sodaß wir an diesem *Morgen* ungefähr einer Richtung folgen konnten.

Zwei Stunden später war der Wald noch immer nicht durchquert. Stattdessen stießen wir auf Überreste von Gebäude-Grundmauern. Das Durchwandern der Ruinen verriet uns nicht viel über die ehemaligen Gebäude. Aber wir erkannten, daß sie keinesfalls durch eine atomare Druckwelle zerstört worden sind, sondern vermutlich schon seit Jahrzehnten hier im Wald standen. Wer hier allerdings gelebt haben soll, blieb uns schleierhaft.

Viel mehr erinnerten uns diese Reste an unsere eigene Zukunft – möglicherweise würde jemand, der in vielen Jahrzehnten durch die Ruinen von Hullborg wandelt – einem ähnlichen Anblick ausgesetzt sein, wenn die Witterung die graue Fallout-Asche weggespült hätte.

Ich für meinen Teil durchwanderte die unbelebte Natur voller Angst und Ehrfurcht. Wir verstanden so wenig von unserer Situation; wußten weder, wer uns das angetan hatte, noch warum. Zeitungen gab es nicht mehr, die davon hätten berichten können. Und auch wenn wir uns in einem intakt wirkenden Wald aufhielten, erinnerte uns die umgebende Dunkelheit, die fehlende Sonne, ja sogar unsere dreckige Kleidung, die schmutzigen Gesichter, die knurrenden Mägen und die leichten Kopfschmerzen daran, daß alles eigentlich ganz anders war.



Blick auf einige der Mauerreste mitten im Wald. Unheimlich und still ist es um uns herum. Nicht nur, daß es keine Menschen mehr gibt; auch der Himmel scheint sich für immer zurückgezogen zu haben.

Mit einem Blick voller Hoffnung erwartete ich hinter jedem neuen Hügel und jeder kleinen Baumgruppe eine intakte Zivilisation vorzufinden . . . , aber da war nichts. Was für eine Überraschung wäre es doch gewesen, wenn wir den Wald verlassen, auf eine Straße treten und auf der gegenüberliegenden Wiese ein Volksfest stattfindet, dessen Besucher uns verblüfft anstarren und ihre Tätigkeiten verraten, daß nicht die geringste Veränderung auf der Welt

stattgefunden hatte.

Stattdessen traten wir auf eine einsame Straße, schmal und unscheinbar, verfallen und löchrig. Der Wald lag nun hinter uns, ein weites, unbelebtes Land vor uns. Nun, da nicht einmal mehr ziehende Wolken am Himmel etwas Leben auswiesen, hatte sich eine leichte Brise als unser permanenter Begleiter angeschlossen. Tristigkeit und Frustration stellten sich wieder ein, obwohl die mentale Erholung der Wanderung durch den Wald so kurz zurücklag. Wieder einmal fragte ich mich nach dem Sinn des Lebens.

Am ehesten erinnerte diese unbelebte Einöde an einen der unzähligen Zombie-Filme im Kino, wie Ina schon einmal vor einiger Zeit bemerkt hatte. Nur flüchten die Schauspieler laut Drehbuch in diesen Filmen immer vor den blutrünstigen Untoten; suchen sich Stellungen, Waffen und haben als ständiges Ziel, entweder ihre Verteidigung auszubauen, Munition und Waffen zu finden oder eine endgültige und sichere Unterkunft. Tja, das sind die Zutaten für eine gut gewürzte Kino-Unterhaltung: Sie versprechen Dynamik, Aufregung, Helden und Sex.

Nun, in unserer Wirklichkeit haben wir weder diese Zutaten noch diese Ziele: Es gab ja nichts, vor dem man hätte fliehen oder sich bewaffnen müssen! Allein der Fallout wirkte so bedrohlich wie eine ganze Zombie-Epidemie, nur daß sie heimtückischer tötete und ihre Gefährlichkeit erst dann preisgab, wenn man von der Strahlenkrankheit befallen war.

Obwohl erst seit ein paar Stunden wach, quälte uns Müdigkeit wie nach einem langen feierlichen Abend. Das lag

vielleicht auch an der Dunkelheit.

Wider Erwartens war es einfach, der Straße nach Nordwesten zu folgen, es gab ja schließlich keinerlei Kreuzungen oder verwirrende Richtungsschilder. Als wäre die Straße seit Jahrzehnten nicht befahren worden, bröckelten Teile des Asphalt heraus, während wir auf ihr liefen! Links von uns, nahe dem Waldrand, stand ein Zaun, der so sehr von der aufwachsenden Vegetation verschluckt wurde, daß er zu einem Teil des Waldes geworden war. Umgestürzte Bäume hatten ihn gelegentlich niedergedrückt. Unverkennbar, daß sich seit langer Zeit niemand mehr um die Wartung dieses Zauns gekümmert hatte. Umso gespannter war ich auf den Zustand der Gebäude in der Sperrzone.

Und dann endlich erspähten wir in der Ferne das Ende der baufälligen Straße: Da war eine Schranke und weitere Teile eines Zauns, der aber nicht besser aussah als der im Wald. Ein kleines Wachhaus stand neben der Schranke – verlassen. Die Schranke war leicht zu umgehen, es gab nichts das uns daran hinderte. Doch hinter der Schranke spaltete sich der Weg: Geradeaus verlief die bemitleidenswerte Straße weiter, schien aber hinter einem Hügel im Nichts zu verschwinden. Vorteilhafter schien es für uns, besser den Gleisen zu folgen, die ebenfalls nach der Straße, jedoch hinter dem Zaun gelegen, entlangführten und in eine Richtung zeigten, an deren Ende sich zwei oder drei Gebäude befanden. Wir wählten schließlich diesen Weg.

Ständig drehten wir uns um, hielten Ausschau nach allem Ungewöhnlichem; horchten in den Wind nach einer möglichen Gefahr. Aber da war nichts. Die gesamte Sperrzone – wir nahmen nun an, daß wir uns in ihr befanden – war ebenso tot und verlassen wie der Rest der Welt. Zumindest



Blick auf das alte Eisenbahngleis innerhalb der Sperrzone. Schon seit Jahren dürfte sich auf dieser Strecke kein Zug mehr fortbewegt haben. Die Tageszeit betrug etwa 11 Uhr vormittags.

hatte ich erwartet, einen gut gesicherten Posten entlang der Straße vorzufinden; zumindest einen intakten Zaun, Videokameras oder sonst irgendwas Abschreckendes. Aber da gab es nicht einmal das Betreten verbotende Warnschilder.

Das Gleis, etwa einen Meter breit, war im gleichen Zustand wie die Straße: Verrostet und stumm. Im Gleisbett wuchsen jede Menge Pflanzen und sogar kleine Büsche auf; nicht lange würde es dauern, bis das Gleis ebenfalls Teil des umliegenden Waldes geworden wäre.

Nach einer Weile erreichten wir über die Gleise einen Verbund aus einem Hangar und einem zweigeschossigen Gebäude. Das Gleis endete unmittelbar am Tor des Hangars, während ein Fußweg zum Gebäude führte. Das Gebäude selbst machte im Gegensatz zu den Straßen und dem Gleis nicht den Eindruck, als ob es längere Zeit unbewohnt gewesen wäre. Die Fensterscheiben waren sauber, die Hauswand wirkte reinlich. Es wucherte keinerlei Unkraut zwischen den Trittsteinen zum Haus hervor; sogar die Haustür stand einen Spalt offen. Beide, Hangar und Gebäude, waren in Front eines kleinen Hügels errichtet worden.

Trotz dieser angenehmen Verlockung interessierte uns alle gleichermaßen vielmehr das im Hangar verborgen liegende und traten an das Tor heran. Dieses zu öffnen war nicht nötig, denn es gab eine seitlich gelegene, ebenso wie die Eingangstür des Hauptgebäudes offenstehende Tür. Zwei Kerzen aus dem letzten Paket spendeten Licht, kurz nachdem ich voran in die Dunkelheit geschritten war.

Die Kerzen erzeugten nicht sehr viel Licht, es reichte um etwa drei Meter voranzukommen. Und hinter dem Hangar-Tor sah es plötzlich gar nicht mehr so aus wie davor! Hier gab es eine Glaskabine für einen Wachmann, eine Treppentriebe zu einem Büro, Regale und Kisten, die offensichtlich Vorräte irgendwelcher Art enthielten; mehrere nicht funktionstüchtige Computer-Monitore, deren Anschlußkabel im Boden verschwanden; sowie eine Art Umkleide- oder Dekontaminationskammer. Jedenfalls hatte sie eine Schleuse und eine Dusche. Nur eines gab es hier nicht: Tote. Denn die hätten wir längst gerochen.

Während wir uns hintereinandergehend weiter vortasteten, sprang urplötzlich neben uns eine Tür zu einem Fahr-



Der in den Büschen liegende Eingang des Hangars wirkte gespenstisch und verlassen; seine Präsenz verkündete Unbehagen und Mißtrauen. Trotzdem verleitete uns das zerfallene Gebäude zu weiteren Untersuchungen.

stuhl auf und erschreckte uns fürchterlich. Keinen Meter von uns befand sich nun eine kleine beleuchtete Kabine, ein Fahrstuhl eben.

Mindestens eine halbe Minute starrten wir regungslos in sie hinein und sie auf uns zurück. Es muß seltsam ausgesehen haben, wie ich in der Menschenkette vorangehe, die Kerze vorhaltend, und Jennice sich an meine Hose klammert und Ina an meine Jacke. Und nun schauen wir alle Drei in diese beleuchtete Kabine und können uns kaum daran satt sehen, daß wir endlich wieder elektrisches Licht

erblicken.

Wie ein paar urzeitliche Menschen, denen man das erstaunliche Wunder eines Toasters vorgeführt hatte, bewegten wir uns auf die Kabine zu und standen schließlich in ihr. Das war offensichtlich alles andere als ein einfacher Hangar!

Da gab es an einem Knöpfe-Panel beschriftete Tasten für bis zu sechs Etagen, und ehe ich etwas sagen konnte, hatte Ina den Knopf für die unterste Etage gedrückt. Das mag aus Neugierde geschehen sein, vielleicht auch aus der Hoffnung heraus, endlich Überlebende zu treffen. Denn – so ihre nachvollziehbare Schlußfolgerung – wo es elektrisches Licht und einen augenscheinlich unter die Erde führenden Fahrstuhl gäbe, müßten auch Menschen sein.

Sofort schlossen sich die Türen und es rumpelte leicht über unseren Köpfen. Was nur, wenn das Ding jetzt steckenbleibt?, dachte ich und bereute die Entscheidung, zuerst den Hangar und nicht erst das Wohnhaus untersucht zu haben.

Eine Lampe zeigte den Sprung über die sechs Etagen an, bis sich nach einer Fahrt von rund einer Minute die Türen in der sechsten Unter-Etage wieder öffneten. Ein weiterer, etwa dreißig Meter langer Flur lag vor uns, der mich sehr an unseren Labyrinth-Gang in dem Hochhaus in Geffeln erinnerte.

Automatisch schaltete sich die Flur-Beleuchtung über unseren Köpfen an, links hing ein Feuerlöscher, grau und weiß waren die Wände gestrichen. Eine Totenstille herrschte vor und mir wollte das Herz aus dem Hals herauspringen.

Die Stille waren wir gewöhnt, aber kein elektrisches Licht und die Hoffnung, mit einem Schlag in einen zivilisierten

Teil des Planeten zurückgefunden zu haben.

Die ersten Sekunden ignorierten wir den nur allzu bekannten Geruch verwesender Toter und riefen in den Flur, ob sich dort jemand befände. Niemand antwortete uns und der die Nase mehr und mehr durchdringende Gestank rief uns zu unserer ersten Vermutung zurück – wir waren wieder einmal alleine. Ein Geruch, der unsere hoffnungsvollen Blicke austach und uns einen Bauchschlag verpaßte. Ein Gestank, an den wir uns schon so sehr gewöhnt hatten wie eine Hausfrau an verfaultes Gemüse; eine Hausfrau, die bei dessen Entsorgung keine Miene mehr verzog, sondern einfach ihre Arbeit tat.

Die ersten zwei Minuten nach unserer Ankunft verstrichen nahezu unbemerkt, dann sprang ein kleiner an der Decke befestigter Ventilator an, der in Verbindung mit einem Lüftungsschacht gestanden haben muß. Es schien, als befände sich der gesamte unterirdische Komplex in einer Art Wartezustand, der durch unser Eintreffen beendet wurde.

Das andauernde summende Geräusch des Lüfters machte es uns unmöglich, in der Stille irgendwelche Geräusche vorzuhören. Also gingen wir voran, vorbei an der ersten Tür rechts. Sie führte in einen winzigen Lagerraum, darin standen Regale mit Kisten und Papierrollen, irgendwelche elektrischen Bauteile und sogar eine Garderobe mit weißen Kitteln.

Die nächste Tür links erregte jedoch mehr unsere Aufmerksamkeit, zumal sie zu einem Versammlungsraum gehörte, in dem aneinandergereihte Tische standen. An diesen Tischen saßen Tote. Und zwar zwei.

Einer der Toten war mit dem Rücken direkt zur Tür aus-

gerichtet und hockte auf einem Stuhl am Ende der Tafel. Vor ihm lagen eine Zeitschrift und ein paar Bücher, einen Stift hielt er noch in der Hand. Es muß ihn urplötzlich beim Schreiben erwischt haben, sonst hätte er eine andere Körperhaltung angenommen. Im Moment seines Ablebens ließ er einfach den Kopf nach vorne fallen und war dabei nicht vom Stuhl gerutscht.

Der zweite Tote saß ebenfalls an der Tafel, allerdings an der Flanke nahe des anderen Tischendes. Ein metallischer, etwa fünf Meter langer Tisch, an den einfache Bänke geschoben waren. Matt und eben metallisch glänzte seine Oberfläche, spiegelte sich im Licht der darüberhängenden Leuchtstoffröhren. Was der zweite Tote tat, war nicht direkt ersichtlich. Auch er war einfach nach vorne umgekippt, sodaß seine Stirn nun die Tischplatte berührte. Er schien ebenfalls auf einem Buch zu liegen. Vor ihm stand ein Becher aus Pappe sowie ein kleines Gefäß, das Zuckerwürfel enthielt. Sonst war der Tisch leer.

Der Raum maß etwa zehn Meter in der Breite und das Doppelte in der Länge. Allerdings wurde die Breite durch allerlei Gerät verschmälert, beispielsweise zwei Kühlschränke, einen Labor-Tisch mit mehreren Glasbechern auf Heizplatten, ein Regal mit Chemikalien-Flaschen, und auf der gegenüberliegenden Seite hatte man zwei Pritschen mit Bettzeug aufgestellt sowie einen Schreibtisch mit Telefon und darüberhängenden Kalender. Das Datum zeigte genau jenen Tag, an dem auch ich zum ersten Mal den Blitz gesehen hatte.

»Da hast du dein exaktes Datum für deinen Kalender!« rief ich Iniadeia nüchtern zu, die gerade einen der Kühlschränke inspizierte. Jennice stand irgendwie zwischen uns,

hielt sich aber strikt von den Toten fern, die sie dennoch die ganze Zeit anstarrte. Vielleicht war es gut für sie, sich mit dem Anblick von Leichen vertraut zu machen. Sie würden ihr gewiß noch oft in ihrem Leben eine Begleitung sein.

Ich ging ein Stück weiter in den an diesen Saal anschließenden Raum – eine Küche. Regale vollgestellt mit Konserven, Säcke mit Reis und Mehl, Kartoffeln und Rüben, die man in einer bestimmten Ecke aufgetürmt hatte. Lediglich ein paar Kisten mit Äpfeln waren verschimmelt, aber sonst schien uns dieser Unterschlupf mehr als ausreichend Nahrung für die kommenden Tage und Wochen zu bieten. Überhaupt war es die mit Abstand sicherste Unterkunft, die wir uns nur vorstellen konnten: Unter der Erde gelegen und damit bombensicher und versteckt; gefüllt mit Lebensmitteln und Wasser, das in drei riesigen Tonnen ebenfalls in der Küche zapffertig bereitstand.

Unser Glück kaum begreifend, wendete ich mich mit einem strahlenden Lächeln zu den Mädchen um und schaute zunächst auf Jennice, der ich sogleich zum freudigen Gesichtsausdruck verhalf. Worte gebrauchte ich keine, die Gefühle waren vollkommen klar definiert. Und die Mädchen waren ja nicht dumm, sondern erkannten selbiges Potential dieser Festung.

Wie wir beim weiteren Durchsuchen der Etage feststellten, gab es noch einen separaten Schlafraum mit rund zehn Stapelbetten sowie einen weiteren Schlafraum mit nur einem Bett, aber luxuriöser Ausstattung; zwei Duschen und eine Toilette. Ein weiterer Raum wurde als Lager für allerlei

Dinge wie Kleidung, Verbandsmaterial und sonstige Dinge genutzt; dort fanden wir auch den dritten Toten, einen etwa vierzig Jahre alten Mann mit Rausche-Bart und Halbglatze, der einen Laborkittel und grüne Latex-Handschuhe trug. Ein deaktiviertes Mobiltelefon war ihm aus der Tasche gerutscht und lag nun neben ihm. Ebenso zwei Stifte und seine Brille.

Ina entdeckte schließlich den vierten und letzten Toten, der ebenfalls wie eine Laborratte angezogen war: Schutzbrille, Handschuhe, Kittel, und sogar einen Mundschutz hatte er übergezogen. Und er war es auch, der an der interessantesten Stelle gelegen hat – dem Tresor.

Wir bezeichneten es als Tresor, weil es dem zunächst am ähnlichsten zu sein schien: eine massive, mehrere Dezimeter dicke Metalltür mit Schließbolzen sicherte den Übertritt in einen dahinterliegenden und anfangs nicht vollständig einsehbaren Lagerraum. Neben der *Tresor-Tür* gab es eine Schalttafel, die allerdings keinen Strom hatte. Die Tür selbst stand einen Spalt offen, war also weder eingerastet noch verriegelt; und genau über der Stufe zwischen Tür und Lagerraum lag der vierte tote Körper.

Auch in den hinter der schweren Tür im Dunklen verweilenden Ort riefen wir hinein und nach Anwesenheit; aber niemand antwortete uns. Ebenso wenig ließ sich das elektrische Licht in diesem Lager anschalten.

Da die Beleuchtung an allen anderen Orten dieser Etage funktionierte, hielten wir uns längere Zeit dort auf, verteilten uns und erkundeten die Einrichtung nach Nutzbarem. Iniadeia versuchte als erste zu Duschen – und tatsächlich floß Wasser aus dem Duschkopf und Wasser kam aus allen drei Wasserhähnen! Es war nicht warm, aber es war klar und

schien sauber zu sein. Ich selbst hatte mich eine Weile in dem Mannschaftsschlafrum aufgehhalten und untersuchte ihn auf verwendbare Gegenstände. Drei der insgesamt zehn Betten waren zerwühlt, Zeitschriften und Kleidungsstücke lagen chaotisch verteilt darauf. Ich schloß daraus, daß dies drei der Schlafstätten der vier Toten gewesen waren. Das vierte von einem Menschen benutzte Bett fand ich dagegen in der gegenüberliegenden Kammer vor: Durch seine gehobene Einrichtung – einem eigenen Schreibtisch und Kleiderschrank, Familienfotos an den Wänden, ein kleines Regal mit alkoholischen Getränken und ein weiteres mit belletristischer Literatur – setzte es sich deutlich von der spärlichen Einrichtung aller anderen Raume ab. Vielleicht war es die Stube des Kommandanten dieses Komplexes? Alle anderen Flure und Räume waren wie gesagt sehr nüchtern bestückt: kalte Fliesen, grauer Boden- und Deckenbelag, keine Bilder, keine Farben, alles sehr steril. Aber doch zweckmäßig und in Ordnung, wenn man an unsere sonstigen Gegebenheiten denkt.

Da ich die Mädchen einige Zeit aus den Augen verloren hatte, ging ich dem nach und rief nach ihnen in die Stille. Nach einem mehrfachen Echo schallte mir die Antwort von Jennice entgegen, sie sey in dem großen Aufenthaltsraum. Als ich dort ankam, war sie gerade dabei sich einem der am Tisch sitzenden Toten zu nähern und ihn beinahe zu berühren. »Laß das lieber!« rief ich ihr im Zugehen zu und beugte mich zu ihr nieder: »Menschen, die schon so lange ... tot sind, sollte man nicht mehr anfassen, sie können dich krankmachen. Also müssen wir uns um sie kümmern.«

Ich rief Ina zur Beratschlagung herbei. Wir hielten es für das Beste, den winzigen Lagerraum seitlich am Hauptflur

komplett zu räumen und ich würde die vier Toten dorthin schleifen. Dann könnten wir die Tür schließen und den Rand mit Klebeband abdichten – solches hatten wir bereits im hiesigen Bestand gesehen. Nach und nach würde auch die restliche stinkige Luft durch die andauernde Ventilator-Aktivität verfliegen.

Also fanden wir uns zu Dritt in dem kleinen Lager ein und räumten es leer; das Material, darunter wie beschrieben mehrere Kisten und Schachteln mit elektronischen Bauteilen, Folie und Papierbänder und allerlei anderer Tand, verfrachteten wir in den zweiten Lagerraum sowie in den großen Aufenthaltssaal. Als allein zwei leere Metall-Regale stehengeblieben waren, rollte ich ein etwa drei Meter langes Stück Folie aus und schnitt es von der Rolle ab. Es war eine blaue, sehr feste Folie und – wie ich mir vorstellte – ideal geeignet, um all die Toten darauf herumszuschleifen. Mit den beiden im großen Saal fing ich an.

Handschuhe und Kittel paßten mir so gut, als seien sie für mich gemacht. Aber es gab von allem sowieso nur eine Einheitsgröße. Erst mit diesem Schutz traute ich mich, die Toten überhaupt zu bewegen. Denn wie ich durch den Geruch und die Konsistenz der Haut ableiten konnte, drohten die Leichname jeden Moment auseinanderzureißen, sodaß sich deren gesamter stinkiger Inhalt über den Boden hätte ergießen können. So griff ich den ersten unter den Achseln und hob ihn vorsichtig an, bis ich ihn auf sichere Weise auf die untergelegte Folie absetzen konnte; anschließend schliff ich ihn in das frei gemachte Lager und wickelte ihn – so gut es eben ging – in die Folie ein, auf der ich ihn herangezogen hatte.

Auf die gleiche Weise verfuhr ich mit dem zweiten Toten,

nur daß ich bei dessen Anheben unachtsam war und sein herunterhängender Arm dasjenige Buch vom Tisch fegte, über dem er noch gebeugt lag und vermutlich zum Zeitpunkt seines Todes darin geschrieben hatte.

Jennice war unbemerkt hinter mich herantreten und hatte gesehen, daß der Gegenstand vom Tisch gefallen war. Sie hob das in einen Ledereinband eingefaßte Büchlein auf und schrak augenblicklich zurück – denn es stank wie der Tote selbst. Wider meinem Erwarten legte sie es nicht weg, sondern ging damit in die Küche, nahm etwas Wasser aus dem Tank und säuberte es, indem sie mit nassen Tüchern darüberrieb.

Die vier Leichen in den Lagerraum zu schleifen war nicht schwer; viel komplizierter gestaltete sich die Abdichtung desselben. So hinderte ein einfaches Schließen der Tür keinesfalls den Geruch der Verwesung daran, in alle anderen Räume weiterhin auszuströmen. Wie besprochen, opferten wir eine der wenigen Klebeband-Rollen, um damit den Türrahmen abzudichten. Nach einer Weile waren die unangenehm riechenden Gase tatsächlich verflogen.

Obwohl es einem sicherlich etwas unheimlich vorkäme, von vier Leichen in einem benachbarten Raum zu wissen, mußten wir uns damit abfinden. Keiner von uns war bereit in nächster Zeit unsere geschützte Unterkunft zu verlassen oder auch nur zur Entsorgung der Toten an die Oberfläche aufzufahren.

Und in der Tat hätten wir es nicht besser treffen können: Eine Inventur der Lagerbestände an Lebensmitteln ergab, daß die Vier auf keinem Fall verhungert waren, sondern wie alle anderen Erdenbewohner *auf die bekannte Weise* urplötzlich tot umgefallen sind. Es gab Fischkonserven; Gläser und

Dosen mit Marmelade und eingelegten Früchten; kiloweise Salz und Mehl; konservierte Fruchtsäfte; Regal-Stiegen voll mit Gebäck, Zwieback und sogar Schokolade; getrocknetes und in speziellen Aluminium-Verpackungen verschlossenes Fleisch; Nudeln und Tomatenpaste; Kaffee-Pulver, Tees und Gewürze; mehrere Dutzend Schachteln Backpulver, Reis und Zucker; getrocknete Datteln und viele, viele andere Lebensmittel, die uns problemlos die nächsten Wochen versorgen konnten.

Obwohl es auf dieser Etage insgesamt dreizehn Betten gab, war sie wohl nur für maximal fünf Personen ausgelegt; der verbleibende Schlafraum für den Notfall gedacht. Allerdings konnte man mit der im Lager gestapelten Wäsche mindestens dreißig Betten aufziehen.

Für uns zog Iniadeia allerdings nur drei Betten auf, und zwar in der großen Schlaf-Unterkunft. Die zerwühlten Betten waren freigeräumt, die herumliegende Literatur ins Bücherregal eingeräumt, die persönlichen Gegenstände in einer Ecke gesammelt. Nun konnten wir selbst unsere Ruhe finden.

Besonders auf mich traf dies zu: Denn einer meiner veräußerten Wünsche erfüllte sich, als ich mein Haupt endlich wieder in ein sauberes Kopfkissen legen konnte und unter mir Stahlfedern und eine nachgebende Oberfläche fühlte, die sich an meinen Rücken anpaßte, ihr aber auch Hindernisse bot, sodaß ich veranlagt wäre mich von Zeit zu Zeit umzudrehen. Ein richtiges Bett eben.

Obwohl ich mich als erster zurückzog, war ich der Letzte, der eingeschlafen war. Viel zu viele Dinge durchströmten

mein Gewissen und meinen kognitiven Geist; mein Verständnis von Glück und Ehrfurcht und meine Existenzängste; mein Verantwortungsbewußtsein gegenüber den mit mir Reisenden; sogar meine imaginäre Vaterschaft an Jennice.

Wieso ich mir so viele Sorgen machte, viele Stunden lang, während die Mädchen bereits in den neben mit stehenden Betten schliefen? Eigentlich unverständlich, bedenkt man doch, daß dies die angenehmste und sauberste Schlafstätte seit Langen war. Zudem bot uns die Anlage eine unübertroffene Sicherheit, hatte Strom und war sogar warm (denn in der Ecke arbeitete eine kleine Heißwasser-Heizung). Ich wußte die Gründe nicht genau. Vielleicht war alles zu perfekt.

Neben dem dachte ich auch etwas an mich selbst, genau genommen, meine eigene Gesundheit. Während der vergangenen Tage hatte ich eine Abschwächung meiner Sehkraft im linken Auge bemerkt; die Kopfschmerzen waren praktisch permanent, wenn auch leicht; meine Zähne schmerzten bei leichten Temperaturunterschieden, sie fühlten sich an, als würden sie wie meine Milchzähne jeden Moment ausfallen. Immer wieder rüttelte ich an ihnen, traute mich dann aber doch nicht, noch fester daran zu drücken.

Währenddessen ich all das tat, hatte ich ein Buch anvisiert, das einige Meter von mir entfernt in einem Bücherbord an der Wand stand. Ich erinnere mich, daß wir es auf einem der Betten liegen gefunden hatten und daraufhin zu den anderen stellten. Der hohe, grüne Einband mit seiner silbernen Schrift stach deutlich neben den anderen grauen und schwarz eingebundenen Büchern hervor. Darauf war der Titel *Das Kompendium der Geister* zu lesen und ich frag-

te mich fortwährend – vermutlich war dies der Grund für meine Unfähigkeit einzuschlafen –, was von einem solchen Buch zu halten sey. Welcher Inhalt würde mir offenbart, wenn ich die erste Seite aufschlage? Ist es wirklich ein kurzes Lehrbuch über Geister? Das wäre ja höchst esoterische Literatur!

Ich kam zu keinem Schluß und schlief vor Müdigkeit irgendwann zwischen zwei und drei Uhr ein. Als Gegenleistung für die Fantasielosigkeit beim Erraten des Inhalts des seltsamen Buches hatte ich einen höchst beunruhigenden Traum – es war sogar einer der fürchterlichsten Alpträume, an die ich mich überhaupt erinnern kann. Darin ging es darum, daß ein etwa 12jähriger Junge von Zuhause fortgelaufen war und nach etwa einem Jahr heimkehrte; er hatte keine Erklärung für sein Verschwinden. Daraus ergibt sich auch ein Streit mit seinem Stiefvater, der ihn für dumm hält. Zu einem späteren Zeitpunkt steht er im Garten hinter dem Haus und hilft seiner Mutter beim Wäsche aufhängen; sie will die Gelegenheit nutzen, mit ihm über sein Verschwinden und die anstehenden Probleme zu reden, als plötzlich ein Geräusch am Gartenzaun hinter ihnen ertönt. Sie drehen sich um und blicken ins Gesicht eines Jungen, der gerade beim Überklettern ist und – sich auf die Zinnen des Zaunes stützend – innehält. Dieser Junge ist praktisch das Ebenbild desjenigen, der neben seiner Mutter steht und allen drei Personen wird klar, daß gerade eben der wirkliche Heimkehrer zu seiner Familie zurückgefunden hat, und der andere eine Täuschung versuchte.

Ich kann nicht sagen, was mich an dem Motiv so ängstigte, daß ich fröstelnd am Morgen aufwachte und sogleich auf die Toilette rennen mußte, um mich zu übergeben. Nach einer

halben Stunde torkelte ich angeschlagen und mit Schwindelgefühl in mein Bett zurück, hielt mich während des Weges an jeder Wand und jedem Gegenstand fest, um nicht umzukippen. Was war nur mit mir los?

Im Versuch wieder einzuschlafen, bewertete ich unsere so sicher geglaubte Unterkunft neu: Immerhin konnten wir nicht kontrollieren, wer sonst den Fahrstuhl benutzen würde, um in unsere Etage zu fahren. Die Fahrstuhltüren ließen sich nicht sichern; es gab keine Begrenzung auf dem Weg vom Fahrstuhl in den Flur und zu unseren Räumen; wir konnten nicht einmal riskieren, das System gänzlich vom Stromnetz zu trennen, da keiner von uns genug Ahnung hatte, die Kabine wieder anzuschließen oder in Betrieb zu bringen. Fakt war jedenfalls, daß wir mehr als in einer Falle saßen, falls irgendwer hier eindringen wollte oder wir gar verschüttet worden wären. Immerhin sah der Hangar, der den Einlaß an der Oberfläche überdachte, etwas baufällig aus und konnte gut was abbekommen haben, so wie fast jedes Gebäude auf unserer Reise mehr oder weniger angeschlagen war.

Diese Überlegungen beschäftigten mich in der verbliebenen Nacht so sehr, daß ich in der ersten Tätigkeit des nächsten Morgens den Lageplan der Etage von der Wand nahm – er hing gleich neben dem Fahrstuhl, wo ich ihn auch zuerst gesehen hatte. Damit ging ich in den Aufenthaltsraum; Jennice und Iniadeia saßen bereits an der langen Tafel. Jennice war wieder einmal mit ihrem Puzzle-Spiel beschäftigt (das wir als einen der wenigen Gegenstände bei uns behalten hatten) und grübelte, woher sie das letzte verbliebene Teil nehmen sollte, das die Lücke in ihrem beinahe fertig zusammengesetzten Puzzle ausfüllen sollte. Noch im-

mer begriff sie nicht, daß das Teil wohl für immer verloren wäre, daß eine Suche danach zwecklos wäre.

Neben ihr stand zum Frühstück eine Schüssel mit etwas, das wie mit Wasser übergossene Haferflocken aussah. Ina hatte zwar nichts zu essen vor sich, aber jenes Büchlein, das beim Abtransport der Leichen am vorherigen Tag vom Tisch gefallen war. Konzentriert las sie darin.

Ich setzte mich ans andere Ende der Tafel, legte den Plan ab und holte mir ein Glas mit Wasser. Dann setzte ich mich wieder und wünschte allen einen Guten Morgen. Bis dahin schienen sie mich nicht wahrgenommen zu haben.

»Soll ich dir mal was Unglaubliches vorlesen?« fragte mich Iniadeia, ohne aufzusehen und die Augen von den Seiten zu lassen.

»Klar. Ist das das Buch, das ich gestern gesehen habe? Das, das *du* genommen hast?« (Ich zeigte auf Jennice, die mich wortlos anschaute.)

»Genau das. Es ist ein Tagebuch!« bekannte sie und blätterte zur ersten Seite zurück. Trotz der Entfernung sah ich, daß die ersten paar Seiten herausgerissen worden sind und Ina beim ersten lesbaren Eintrag begann:

23. April Ich bin müde und erschöpft. Seit rund vier Tagen schon laden wir die LKWs ab, die beständig aufs Gelände fahren; Kisten über Kisten. Kleine, mittelgroße und solche, für die man einen Wagen braucht. All das kommt hier runter, einiges davon sind Lebensmittel, anderes ... – Ich weiß es nicht.

Einige der Kisten sind mit Symbolen markiert, was bedeutet, daß sie für den Tresor bestimmt

sind. Aber ich und die anderen wissen nicht, was darin ist. Könnte alles mögliche sein, man kann ja nicht hineinsehen! Waffen vielleicht? Aber was soll man damit hinter einer so dicken Tresor-Tür?

25. April Jackson hat mir erzählt, daß noch niemals so viel Zeug hier eingelagert wurde, seitdem er hier angestellt ist. Er gehört zu einem von zwei permanenten Personen, die die Anlage warten. Aber normalerweise sehen sie nur nach der Funktionstüchtigkeit der Wasserrohre, halten den Hof und die Räume sauber. Hin und wieder kommt ein Mann, der die Feuerlöscher und Rauchmelder durchcheckt.

Jedenfalls sagt er, daß noch niemals so viele Laster kamen, um Material einzulagern, seitdem die Anlage vor rund fünf Jahren gebaut worden ist.

27. April, abends Langsam ergibt alles einen Sinn! Kent hat eine der Kisten unerlaubt geöffnet und darin ein in Folie eingeschweißtes und Packpapier eingewickeltes Buch gefunden, das sehr alt ausgesehen haben soll. Wie so eine alte Bibel. Und in einer anderen Kiste lag ein kleines Ölgemälde! Wieso lassen die uns das Zeug hier runterbringen?

Gestern tauchten zwei Regierungstypen auf, die uns allerlei Papierkram unterschreiben ließen. Demnach dürften wir mit niemandem darüber

sprechen, was, wieviel und wo eingelagert würde. Was blieb mir anderes übrig, als dem Wisch meinen Segen zu geben?

Und dann, als ich wieder Zuhause war, erzählte mir meine Frau, daß man in den Nachrichten von einem drohenden Krieg gesprochen habe! Irgendwas zwischen den Supermächten; die raseln mit den Säbeln, was sie ja Jahrzehnte lang geübt haben. Angeblich bringen sie U-Boote und Panzer an den Grenzen in Stellung. An mehr konnte sie sich nicht erinnern.

Ich bin zwar nur ein Lager-Arbeiter, aber bestimmt nicht dumm: Wenn Krieg droht und die Regierung lagert irgendwelchen Kunstkram und andere Kulturgüter in den Stollen ein, dann könnte es durchaus ernst sein!

11. Mai Ich bin jetzt seit fast zwei Wochen hier unten und langweile mich fürchterlich. Als wir noch die Kisten eingelagert haben, kam ich wenigstens regelmäßig an die Oberfläche. Nun sind die fünf Etagen über mir so belebt wie nie zuvor, überall wuseln Soldaten und Arbeiter herum, und scheinen sich für eine längere Zeit hier einzurichten. Da an der Oberfläche genügend Leute vorhanden sind, bin ich sozusagen überflüssig geworden und man wies mich an, auf dieser untersten Etage für Ordnung zu sorgen.

Klar gibt es viel zu tun, zum Beispiel die Räume neu streichen, die Lüftungsschächte säubern, die Lebensmittel und Ersatzteile im Lager verstauen

und natürlich die bereits im Tresor eingelagerten Kisten so zu stapeln, daß man noch mindestens 30 Prozent mehr einlagern kann. Das dürfte mich noch eine Weile beschäftigen ...

12. Mai, gegen Mittag Sich hier unten zu beschäftigen, fällt mir schwer. Mittlerweile habe ich jedes Buch gelesen, obwohl die Anlage noch nicht einmal für den Notfall versiegelt wurde. Vielleicht sollte ich einfach alle eingelagerten Kisten nach weiteren Büchern durchsuchen, und einfach die lesen!

Einen Fernseher gibt es hier unten nicht. Nur das Nötigste, hieß es. Auch mit meinen zwei Kollegen ist nicht viel anzufangen. Der eine, Jakob, ist noch ganz neu und sehr pflichtbewußt; springt, wenn man es ihm sagt und optimiert den ganzen Tag den Lagerplatz. Kent dagegen kenne ich nun schön länger und ab und zu hat er sogar Lust auf eine Partie Dame. Immerhin etwas.

Außerdem habe ich mal einen Blick auf die Konsole neben der Tresor-Tür geworfen – die ist fast noch beeindruckender als die Dicke der Tür selbst. Aber angefaßt habe ich sie natürlich nicht, ich wüßte ja gar nicht, auf welchen Knopf ich drücken könnte, ohne Alarm auszulösen. Uns Arbeitern sagte man, daß uns das nicht zu interessieren habe, sondern nur den Kommandanten. Übrigens dem einzigen, der den Öffnungscodé kennt, wenn die Tür erst einmal zu ist. Der ist

noch nicht eingetroffen, soll aber die nächsten Tage kommen.

Jedenfalls soll Jakob der einzige sein, der die Schließmechanismus der Tür wenigstens ein bißchen versteht. Es gibt wohl auch eine Art Bedienungshandbuch, das ich aber nicht lesen kann – lauter technische Begriffe und so. Jakob hat es uns aber in verständlichen Worten erklärt: Es handelt sich um die sogenannte Adolf-Tannenberg-Verschlüsselung. Das Prinzip soll schon einige Jahrzehnte bekannt sein und basiert angeblich auf der Ausnutzung von Asymmetrien, was auf Verschlüsselung und Entschlüsselung zutreffen soll: Jakob sagt, das sey so ähnlich, als wenn man nebeneinander einen schmalen Flur entlangläuft, an dessen Ende es eine Tür gibt, durch die man aber nicht nebeneinander schreitend hindurchtreten kann – sondern nur hintereinander! Indem einer der Gehenden einfach einen einzigen Schritt ausläßt, kann er hinter dem anderen zurückfallen und beide passieren ohne Geschwindigkeitseinbuße oder eine Entscheidung zu fällen, wer als erster durchgeht, die Enge. Man hat also unbemerkt eine Asymmetrie (im Gang) erzeugt, damit das Problem gelöst wird. Weiterhin wird bei dieser Form der Verschlüsselung auf eine alte Variante der Verschlüsselungsform zurückgegriffen, jedoch einigermaßen modifiziert. Und zwar verwendet man die Vigenère-Verschlüsselung und umgeht

dabei das Babbage-Verfahren, indem man ein senkrechtes Alphabet an jener Stelle einfügt, die der Kennwort-Länge entspricht. Am Hinter-Ende der Buchstaben-Kolonne fiele eine Reihe weg. Außerdem wäre das zweite Code-Wort 3–4 Buchstaben lang und bestimmt allein, ob der 2. Vokal je Zeile mit dem 3. oder 4. vertauscht wird (aber nur in den Zeilen des Code-Worts); die Anzahl der Vokale in allen Code-Wörtern verschlüsselt zusätzlich das Grundalphabet in der allerersten Zeile. Man nutzt also auf dreifache Weise die Länge des Kennwortes aus und gebraucht die Anzahl der enthaltenen Vokale als zusätzliches Codierungsfeature.

Das klingt alles für mich so knifflig, daß ich es sofort in dieses Buch aufgeschrieben habe. Ich hoffe, ich verletze damit keine Sicherheitsbestimmungen oder so. Ohne Kennwort geht die Tür ja sowieso nicht auf.

18. Mai, abends Ich sitze in meinem Bett und schreibe dies. Ich fühle mich wie ein Gefangener. Natürlich kann ich nach Belieben fordern, diese Anlage zu verlassen, aber man hat mir klargemacht, daß ich jederzeit ersetzt werden könne. Ich meine, es sey besser meinen Job zu behalten – wer weiß, ob ich in diesen Krisenzeiten so schnell eine neue Arbeit finden kann.

Meine Frau habe ich seit zwei Wochen nicht mehr gesehen, nachdem man uns aufgefordert hat, diese Anlage dauerhaft besetzt zu halten.

Keine Ahnung, wie es in den anderen Etagen ist, aber unsere ist irgendwie wichtig – schließlich sind wir die einzige mit einem Tresor.

Der Kommandant ist nun zwar da und hat seine Stube bezogen, scheint mir aber ein Ekel zu sein. Ich werde froh sein, wenn sich die politische Lage wieder etwas entspannt, und man uns Freigang erlaubt; ich vermisse den Sex.

Obwohl der Kommandant anwesend ist und man uns sagte, daß die Tresor-Tür gleichzeitig mit seinem Eintreffen geschlossen wird, ist noch nichts geschehen. Jeden zweiten Tag wird eine neue wichtige Kiste geliefert und im Tresor eingelagert.

26. Mai Gestern hatte ich Geburtstag, aber niemand erinnert sich daran; bin 36 geworden. Wir sollen jetzt nicht mehr nach außerhalb telefonieren und ich fühle mich mißbraucht: Es wirkt, als wäre es anfangs nur ein Job wie jeder andere gewesen. Und nachdem man uns Druck gemacht und mit Kündigung und Stillschweigen gedroht hatte, traut sich hier niemand mehr, etwas gegen die Vorschriften zu sagen. Und diese Vorschriften sehen gerade vor, daß wir nicht mehr mit unseren Familien kommunizieren dürfen.

Anscheinend ist die politische Lage nun so brennend, daß es jeden Tag zu einem Zwischenfall an der Grenze kommen könnte. Das Letzte, das ich von meiner Frau gehört habe, ist, daß sich ein paar Panzer an der Grenze beschossen haben.

Genauerer ist hier leider nicht zu erfahren; es gibt keine Zeitung und kein Radio. Niemand will uns etwas sagen; immer tröstet man uns damit ab, daß wir uns auf unsere Arbeit konzentrieren sollen oder gleich unseren Abschied nehmen können. Was denken die sich da oben eigentlich? Wir sind doch keine Roboter, ohne Familie, ohne Leben!

Mittlerweile gibt es auch nichts mehr zu arbeiten, da die Kisten-Lieferungen schon seit drei Tagen ausbleiben und es nichts mehr im Lager an Platz zu optimieren gibt. Es ist, als wollen die einfach gefügte Männer hier unten für den Notfall haben. Irgendwen, der das ganze Zeug bewacht, das man der Anlage anvertraut hat. Wie ein braver Köter, den man in einem Haus zurückläßt.

4. Juni, Mittag Es ist soweit! Irgendwas geht da oben vor, die sind alle panisch und gaben einen Alarm durch. Erst gestern war ein Probe-Alarm, aber das hier scheint ernst zu sein. Als ich fragte, ob ich meine Frau anrufen darf, verweigerte man mir dies und drohte mir mit einer Pistole im Gesicht, daß niemand seinen Posten verlassen dürfe!

Ich habe noch niemals in den Lauf einer Pistole geschaut und saß etwa eine Stunde schweigend auf dem Klo fest, um mich wieder zu beruhigen. Ich sah mein Ende so nah vor mir, daß der Wunsch nach dem Wiedersehen meiner Frau un-

übertroffen stark wurde. Aber die lassen mich einfach nicht mit ihr reden! Wenn ich sie doch nur noch ein einziges Mal sehen oder sprechen könnte, ehe es wirklich ernst wird! Ehe wirklich jemand so verrückt ist, einen echten Krieg zu beginnen! Haben wir denn nichts aus der Vergangenheit gelernt? Ist all der Schrecken vergessen, kaum daß die betroffene Generation ausstirbt?

Ich weiß ja nicht einmal sicher, was wirklich passiert! Hat der Krieg wirklich schon begonnen? Oder steht man so kurz davor, daß man Kunstwerke in Bergwerke einlagert und seine Armeen in Stellung bringt? Hat man Finger schon am Knopf für die Raketen? Wir wissen hier unten gar nichts!

Auch Kent und Jakob sind beunruhigt. Kent mehr als Jakob, denn er hat eine Familie, die er ebenso wie ich vermißt. Jakob ist Junggeselle und konzentriert sich lieber auf seine Arbeit. Es ist seine Weise, alles zu verdrängen. Ich bin mir aber nicht sicher, wie lange das gutgehen soll, ehe wir hier unten alle durchdrehen.

Selbst der Kommandant, der sich die meiste Zeit ohne Lebenszeichen in seinem Büro aufhält, scheint nichts Genaues mitzubekommen. Scheinbar so wenig, daß er noch nicht einmal die Tresor-Tür schließen ließ. Irgendetwas stimmt hier nicht.

5. Juni Irgendwas ist passiert. Keiner weiß was. Wenn wir in der Kontrollstation an der Oberflä-

che anrufen, nimmt niemand den Hörer ab. Wir haben das dem Kommandanten mitgeteilt, der das mit einer flüchtigen Antwort abwiegelte, er würde dem nachgehen und sich um alles kümmern. Dann verschwand er wieder für Stunden in seiner Stube.

Wir Arbeiter haben Angst vor dem, was wirklich geschehen sein könnte. Hat der Krieg schon begonnen? Werde ich zu einer Generation gehören, die einmal seinen Enkeln erzählen kann: »Ich war dabei, Kinder! Damals, als der dritte Weltkrieg anfang!« – Ich will so jemand nicht sein. Ich will Enkel haben, ihnen aber nicht das erzählen müssen! Haben wir denn gar nichts gelernt? Diese verdammten Politiker und religiösen Spinner! Alle miteinander soll sie der Blitz beim Scheißen treffen!

Jakob meint in seiner alltäglichen Ruhe, wenn wirklich ein Krieg begonnen haben sollte, wären wir doch die ersten, die es erfahren! Schließlich müßte der Kommandant – und mittlerweile hatten wir akzeptiert, daß die Einlagerung der mit Kunst gefüllten Kisten ganz eindeutig einer Kriegsvorbereitung entsprach – bei Kriegsbeginn die Tresor-Tür schließen, was er aber bislang noch nicht getan hat. Aus dem ist aber auch nichts herauszubekommen: Mit uns spricht er nicht über seine Befehle; wir sind hier unten blind und taub.

Wenn es wirklich Krieg gibt, wieso nur lassen

die uns nicht zu unseren Familien? Das können die doch nicht machen! Schluß für heute.

7. Juni Seit zwei Tagen haben wir keinen Kontakt mehr nach oben. Niemand geht an den Hörer am anderen Ende der Leitung. Auch der Fahrstuhl ist irgendwie deaktiviert: Wenn wir die Etagen-Knöpfe oder die Alarm-Taste drücken, gibt es keine Reaktion. Wenigstens gibt es noch Elektrizität auf unserem Level. Es ist nicht so, daß wir verhungern würden – wir haben Vorräte für Wochen auf Lager! Vielleicht liegt auch nur eine Störung der Sprechverbindung vor; vielleicht bilde ich mir alles auch nur ein – seit Tagen habe ich kaum geschlafen.

Alle sind angespannt, jetzt sogar auch Jakob und der sonst so sorglose Kommandant. Wir alle hoffen, daß dies nicht unser Grab sein wird, sondern daß es vielleicht wirklich nur ein technisches Problem gibt.

Immerhin hörten wir keine Schüsse, Bombeneinschläge oder Ähnliches. Die Frage ist aber trotzdem, ob wir hier unten – auf der untersten Etage der Anlage – überhaupt irgendetwas hören würden, was auf der Oberfläche passiert.

Der Kommandant sagt, wenn bis sich bis morgen keiner meldet, wird er den Tresor vorsorglich schließen, er hätte alle Codes hier. Was sollen wir auch anderes tun als zu warten? Was

Bei diesem begonnenen Satz endet die Aufzeichnung, sagte

Ina.

19 Die Minderung

Es lag auf der Hand, daß man es nicht mehr geschafft hatte, die massive Tresor-Tür zu schließen, ehe alle plötzlich starben. Immerhin sah es so aus, als ob der Verfasser dieses Tagebuchs direkt über ihm, sozusagen während des Schreibens, zusammengebrochen war.

Weiterhin war aus dem Geschriebenen abzuleiten: Unsere Regierung wußte schon eine ganze Weile von einem drohenden Krieg und brachte rechtzeitig, unter Ausschluß der Öffentlichkeit, die einzigartigen Kunstschatze in diesem Bunker unter. Ich las nicht jeden Tag die Zeitung oder sah Fernsehen; und trotzdem hätte ich doch etwas von einer sich anbahnenden Krise merken müssen! Es gab da niemanden, der anfang Einkäufe zu hamstern oder mit dem Bau eines kleinen privaten Schutzraumes loslegte! Nein, ich meine, diese Anzeichen gab es eindeutig nicht.

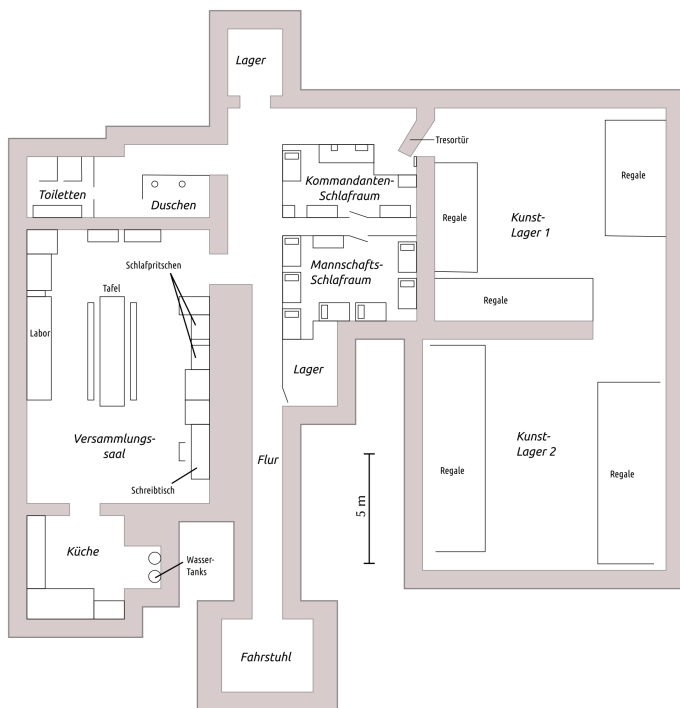
Das zeigt mal wieder, daß ein paar Wenige Entscheidungen über Viele treffen: Seien es diejenigen, die das Knöpfchen zum Start der Rakete drücken oder diejenigen, die die Einlagerung von Kunstschatzen veranlassen, ohne das Volk – den eigentlich schützenswerten Teil – auch nur vor drohender Gefahr zu informieren. Natürlich um eine Panik zu vermeiden, wird man sich rechtfertigen. In Wahrheit sehen die wenigen Regierenden die Masse des gewöhnlichen Volks als Werkzeug, als arbeitende Ameisen, als entbehrliche Geschöpfe. Wenn ein Politiker verspricht, das Wohl der Bürger sey das einzig Schützenswerte und Respektable, lügt

er genauso wie die Werbe-Industrie, die den potentiellen Kunden *exklusiv für sie zugeschnittene* Spar-Angebote anbietet oder dem Käufer im Supermarkt mit Schlagworten wie *Premium, Gourmet* und anderem weismachen will, etwas Besonderes zu kaufen. Alles das gleiche Prinzip, alles die gleiche Lüge.

Man nehme als Beispiel diesen Bunker: Ich wette, der ist deswegen auf keiner Karte aufgeführt, damit er im Notfall nicht geplündert werden kann. Nicht umsonst hat man mit den auf *alt* getrimmten Bahngleisen und seit langer Zeit unbenutzt scheinenden Zufahrtsstraßen suggerieren wollen, daß es hier nichts zu holen gibt! Hätte auch nur die Hälfte der Einwohner umliegender Städte von dieser Einrichtung gewußt und wären in Erwartung kommender Zerstörungen hierhergepilgert, hätten doch nicht alle untergebracht und versorgt werden können. Diese Tatsache vor Augen habend, beschlossen die Verantwortlichen einfach, statt der Einwohner die ach so wichtigen Kunstschatze einzulagern.

Ina legte das Buch beiseite und setzte sich auf den Platz neben mich; sie wollte mit auf den Lageplan schauen, die ich nun in den Händen hielt.

Die meisten Räume waren uns bereits bekannt, nun erhielten wir erstmals aber auch einen Eindruck der hinter der Tresortür liegenden Räumlichkeiten; sie nahmen etwa so viel Platz ein wie alle anderen Zimmer der Etage zusammen. Beschriftet waren die Lagerhallen mit *Kunst-Lager 1* und *2* – die Lagerung von Gemälden und anderen Kunstgegenständen bestätigte sich also. Ich glaube nicht, daß es dort etwas gab, das uns hätte angst machen können.



Der Grundriß der unterirdischen Etage, in der wir uns gerade aufhielten.

Vielleicht war es aber auch genau das Fehlende, das uns ängstigte: Denn eindeutig ging aus dem Plan hervor, daß der Fahrstuhl den einzigen Weg zurück zur Oberfläche darstellte und es keine andere Möglichkeit gab, im Notfall zu entkommen.

»Was für einen Notfall meinst du?« fragte mich Ina von der Seite und erweckte mich aus meinem Wachtraum, in welchem ich offenbar etwas vor mich hergesagt hatte, ohne darauf zu achten. Und sie hatte recht: Welche Gefahren sollten das sein? Andere Überlebende, die uns infiltrieren wollen? Wohl kaum. Selbst wenn die wahrscheinlichste uns vorstellbare Gefahr eintrifft – nämlich daß die Fallout-Teilchen in der Atmosphäre irgendwie auf diese Anlage zudriften und den ganzen Erdboden da oben verseuchen; selbst dann ließe sich das ganze Desaster hier unten mühelos überdauern.

Er sah irgendwie nachdenklich aus, so wie er immer aussah, wenn er über unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit sich selbst beratschlagte. Meistens erwartete ich sogar, daß er unbewußt ein paar Worte von sich gibt, bewies dies doch die ernsthafte Bearbeitung der Situation.

Als er also wieder genauso aussah, räusperte er sich, dann noch einmal. Schließlich begann er zu husten, hielt sich Mund und Hals mit den Händen umgriffen und wie er die Handflächen wieder vor sein Gesicht zeigte, waren sie rot und es klebten kleine blutfarbene Klümpchen daran.

Jeder von uns war erschrocken, da es niemand erwartet hatte; alles kam so plötzlich. Ich nahm Jennice bei der Hand,

die vor Schreck ihr Puzzle und alles um sie herum vergessen hatte.

Ein paar Sekunden betrachten wir alle Drei die blutigen Fetzen in seiner Hand, dann fiel Ejnar vom Stuhl auf die Knie und senkte seinen Kopf gegen den Boden, so als würde er Krämpfe im Bauch verspüren. Als er seinen Kopf nach unten hängenließ, erhaschte ich einen kurzen Blick auf sein Hinterhaupt, das ich sonst durch meine Körpergröße nicht einzusehen fähig bin. Neben lichtem Haar gab es da auch einige bräunliche und violette Verfärbungen, die sich einzeln und in Gruppen unter der Haut tummelten und im Durchmesser die Größe einer kleinen Münze nicht überschritten.

Ich sagte es ihm sofort, traute mich aber – wie ich zugeben muß – nicht, seine Haare weiter anzuheben, um vielleicht weitere Krankheitsmerkmale aufzudecken. Noch geschockt von dem Blut in der Hand, griff er sich nun an die von mir bezeichnete Stelle und färbte das dortige Haar rot. Aber nicht nur das: Kaum durchstrich er seine Haare, waren sie lose in seiner Hand gelegen!

Mit verbliebener Kraft schleppte er sich zum Waschbecken im Aufenthaltsraum und ließ etwas Wasser über seine Hände rinnen, um das Blut und die losen Haare abzuwaschen. Wie ich mich im zum Trösten, Stützen oder sonstwie Helfen näherte, wich Jennice immer weiter zurück und zeigte große Angst vor *dem Mann, der auseinanderfiel*. Schließlich riß ich mich von ihr los und begab mich eilig zu Ejnar; für mich war klar, daß er von den radioaktiven Strahlen verseucht oder krankgemacht wurde, oder wie das hieß.

Meine Stütze half. Mit großer Betroffenheit widmete ich ihm meine Aufmerksamkeit, ließ aber auch Jennice nicht

aus den Augen, die uns angstvoll nachsah und all das nicht verstand. Immer wenn ich mit Ejnar, der seinen Arm zum Aufstützen um meine Schulter gelegt hatte, um eine Ecke in Richtung Bett wankte, sah ich Jennice, wie sie Stück für Stück folgte und uns immer hinter einer neuen Ecke beobachtete.

Ejnar konnte in diesem Moment gar nicht mehr sprechen. Als würde er kurz vor dem Einschlafen sein und sich nicht dagegen wehren können; als hätte er eine ganze Woche nicht geschlafen! Oder als habe er seit einem Monat nichts mehr gegessen. Oder beides zusammen. Als hätte man in einer Badewanne den Stöpsel gezogen, entleerte sich seine körperliche Energie ins Nichts, wie das Wasser im Strudel im Abfluß dahingeht und nicht zurückkommt.

Am Bett angekommen, fiel er ermattet nieder und schaffte es nicht einmal, seine Beine hinterherzuziehen. Ich rückte seinen Körper gerade und knöpfte sein Hemd auf, damit er besser atmen könne. Mit einem feuchten Lappen säuberte ich schließlich sein Gesicht und seine Hände.

Bis zum Mittag nutzte ich die Zeit, die Etage nach hilfreichen Medikamenten abzusuchen. Keine Ahnung, wie ich ihn behandeln soll oder ob überhaupt noch irgendwas hilft.

Die Lagerräume, Küche und sanitären Einrichtungen, sogar das Büro des Kommandanten hatte ich schnell geprüft. Hatte ja alles schließlich nicht die Größe eines Krankenhauses oder Towers!

Zwei Erste-Hilfe-Kästen mit identischem Inhalt begegneten mir in der Dusche und dem kleinen Büro vom Kommandanten. Aber nicht mehr als ein paar Bandagen, Pflaster,

Schere und Latex-Handschuhe lagen darin. In einem der Regale im Küchenlager fand ich noch mehr aufgeschichtetes, lose sortiertes Verbandsmaterial, aber keine Arznei; nicht einmal Kopfschmerztabletten. Nun blieb nur noch die Möglichkeit, in den gesicherten Lagerräumen mit den Kunstschatzen irgendetwas Brauchbares zu finden – aber was sollte es da schon geben als ein paar eingemottete Kisten, die Statuen und uralte Bücher enthalten?

Trotzdem waren diese Lagerräume zunächst zu durchsuchen, ehe ich den eventuellen Besuch der anderen Etagen in Erwägung zog. Immerhin bestand die Möglichkeit, daß eine Art medizinische Station darunter war.

Erneut hielt ich meinen Kopf in den Tresor-Spalt und schaute in die dunklen Lagerräume. Da gab es weder im Türbereich einen Lichtschalter, noch sah ich irgendwo anders die Möglichkeit, die vorhandenen Deckenleuchten in Betrieb zu nehmen. Also brauchte ich eine unabhängige Stromquelle und nahm eine der Taschenlampen aus dem Schreibtisch im Kommandanten-Zimmer; sie lag am nächsten.

Jennice hatte sich entschieden, bei Ejnar zu bleiben. Ihr tat es wohl leid, daß sie sich im Moment seines Zusammenbruchs so vor ihm gefürchtet hatte und wollte es nun wiedergutmachen. Rufen wolle sie mich, wenn er aus seinem ermatteten Schlaf wieder erwache. Derzeit lag er einfach nur bewegungslos mit geschlossenen Augen im Bett, atmete zwar, aber war alles andere als wach.

So stieß ich alleine in die Dunkelheit vor und leuchtete zunächst jede Ecke und jeden Schatten hinter einer Kiste aus, ehe ich mich auch nur einen Schritt vorwärts wagte. Um mich herum stapelten hellgraue und beigefarbige Holzkisten so hoch bis zur Decke, daß ich an die obersten nicht

einmal mit ausgestreckten Arm hinanreichte. Da stand es eine einfache Leiter, aber zunächst gab es genug in Reichweite zu erkunden.

In der einen Hand hielt ich die Taschenlampe, in der anderen das Brecheisen, das ich gleich vorne hinter der Tresor-Tür an der Wand lehrend fand. Mit ihm wollte ich einige der Kisten öffnen, nur um sicherzugehen, daß ich keine potentielle Hilfe für Ejnar übersehen hätte.

Nach einer Stunde war ich fertig und hatte in ungefähr ein Drittel der eingelagerten Kisten hineingesehen. Zumeist fand ich nicht mehr Beachtung, als den Deckel anzuheben und zwischen Stroh und Packpapier die Konturen von etwas Gemalten oder die dickwülstigen Umrisse eines behauenen Marmor-Blocks anzuleuchten. Beinahe alles hatte irgendetwas mit klassischer Kunst zu tun: Gemälde und Statuen hauptsächlich; Statuen aus Marmor, Bronze und anderen Metallen. Nichts wirklich Wertvolles, allenfalls für Kunstverständige. Interessanter, wenn auch nicht hilfreicher, sah ich die alten Abschriften: Bücher und Rollen, Dokumente und Karten, wovon nichts jünger als 100 Jahre gewesen sein kann. Durch meine Zeitnot bemühte ich mich nicht weiter, die verschiedenen Gegenstände aus ihrer Verpackung herauszunehmen. Mir ging es ja im Moment nur darum, etwas für die Heilung von Ejnar zu finden.

Nachdem ich erkannt hatte, daß es in den beiden Lageräumen nur kulturelle und religiöse Schätze gab, ging ich zu den beiden anderen zurück. Beim Gehen dachte ich daran, daß keiner der Gegenstände ihm geholfen hätten – wann auch sonst hätten kulturelle und religiöse Schätze jemals einem Menschen geholfen? In unserer Situation war all das wertlos.

Beabsichtigte man herauszufinden, ob ein Gegenstand wirklich einen *Wert* besitzt, gibt es möglicherweise einen ganz einfachen Test: Man sollte sich in unsere Situation versetzen, das heißt, nachdem ein Atomkrieg den gesamten Planeten verwüstet hat; es keine Regierungen und keine Gesetze mehr gibt, keine Industrie, funktionierende Infrastruktur, Treibstoff, keine Bildung, keine Forschung und sonstiges aus dem bisherigen Leben gewohntes: Was hat *dann* noch einen Wert? Papiergeld? – Nein. Gold? – Nein. Im Grunde nur Nahrungsmittel oder das Wissen, welche Dinge aus der Natur gefahrlos gegessen werden können; wie man Pflanzen anbaut und züchtet; sowie sonstiges im Gehirn gespeichertes Wissen und Erfahrung, die man weiterzugeben fähig ist. Selbst eine einfache Jacke oder ein Schlafsack, eine Dose Bohnen, nahrhaftes Gemüse-Kraut oder sauberes Wasser werden plötzlich unvergleichbar mehr wert sein als alles Gold, das ein Mann nur tragen kann. Die Menschheit beginnt wieder von vorn.

Man ist immer nur so viel wert, wie man kann und weiß. Und nicht, wieviel man besitzt. – Das sagte Ejnar vor ein paar Tagen, als wir zusammensaßen und uns wie fast jeden Abend gegenseitig wärmten. Ich vermisse das. Und ich vermisse das Gefühl der Gewißheit, daß er mit jedem seiner Worte recht behalten wird. Wird es nun bald an mir sein, seine Philosophie weiterzutragen? Der ewige Zweifler am Menschheitswesen? Wen kann ich noch anklagen? Wer ist bereit oder vorhanden, die Schuld auf sich zu nehmen? Und wie läßt sich sicherstellen, daß es nicht wieder geschieht?

Mein Gesicht muß abgeschlaffter ausgesehen haben als das von Ejnar, als ich den Raum betrat. Noch immer hatte er die Augen geschlossen und das änderte sich auch nicht

bis zum Abend.

Kein einziges Wort wechselten wir bis dahin. Jennice und ich saßen nur bei ihm auf dem Bett, hielten abwechselnd seine leblose Hand und beobachteten, wie er atmete. Da gab es auch keine erhöhte Körpertemperatur, etwa Schweiß auf der Stirn, dem man hätte entgegnen können. Er war einfach nur bewußtlos.

Jennice hatte einige Male versucht ihn anzusprechen, und immer wenn sie ihm seinen Namen ins Ohr rief, regte er sich einige Sekunden, zitterte ein wenig mit dem Kopf, so als habe er gerade einen Alptraum und kämpfe gegen die Schrecken des Erträumten. Nur aufwachen tat er nicht.

Einige Stunden später änderte sich sein Zustand jedoch: Er schlug die Augen auf und blickte sich verwirrt um. Entgegen seiner Erwartung, mehrere Tage bewußtlos gewesen zu sein, berichteten wir ihm von den wenigen Stunden geistige Abwesenheit und den verpaßten Erlebnissen; beispielsweise meinen Entdeckungen im gesicherten Lagerraum.

Einige Minuten hatte ich mich mit ihm unterhalten und bei jedem Satz drohte er vor Schwäche wieder einzuschlafen. Anschließend wollte die sonst so schüchternere Jennice ein paar Worte mit ihm wechseln und entschuldigte sich verlegen für ihre Furcht, als er auf die Knie fiel und Blut hustete. Ejnar machte ihr aber nicht den geringsten Vorwurf. Mehr noch, er ermutigte sie diese Angst zu bewahren und immer ernst zu nehmen – denn sie wäre nützlich in einer solchen Umgebung. Was wäre geschehen, hätten wir keine Angst auf dem Hochhaus-Dach vor den Wolken am Horizont gezeigt?, argumentierte er und es schien als wolle er die letzten Stunden seines Lebens dazu nutzen, noch so viel Erfahrung wie möglich an sie weiterzugeben.

»Vielleicht hast du in mir ein Monster gesehen«, stammelte er, »Aber es ist ein Unterschied, ob du in mir ein Monster siehst und dich später dafür entschuldigst; oder ob du in einem fremden Lebewesen, einem Tier wie einer haarigen Spinne, einer dicken Ratte oder sonst einem klassischen Menschen-Schreck ein Monster siehst und nie wieder darüber nachdenkst; ja sogar diese Erkenntnisse an deine Kinder weitergibst! Du hast dich richtig verhalten. Und ich sehe es gerne, daß du dich *so* verhältst. [er verspürte wohl eine Art stechenden Schmerz im Unterleib, denn er verkrampfte die Muskeln und schien das immense ertragene Leid nicht zeigen zu wollen] Ich weiß, kleine Jennice, daß ich nicht dein Vater bin. Und vielleicht bin ich ... in ein paar Tagen tot. Du hast schon viel zu viele Tote für dein junges Leben gesehen und ich bedaure, daß du all das erleben mußt. Ich kann nicht einmal sagen, daß wir Überlebenden *Glück* gehabt hätten, denn wir sind es, die sich in einer zerstörten Welt zurechtfinden müssen. [...] Um mich brauchst du dich nicht zu sorgen. Für mich war dieses Leben nur der erste Schritt, denn ich glaube an ein Nachleben, in dem wir uns – wenn ihr es wollt – wiedertreffen können. Alles, was ich bedaure, ist, daß ich euch Mädchen *hier* nicht weiter begleiten kann.«

— Es waren die Ratschläge eines Sterbenden. Auch wenn sie etwas gewichtiger waren als diejenigen Ratschläge, die man sich selbst herleiten konnte. Etwa, niemals den Schutzzinstinkt einer Mutter zu unterschätzen oder niemals einen Phantombild-Zeichner oder gar Frank Dux auf der Straße zu überfallen.

Vielleicht waren diese Worte von Ejnar mehr wert als der ganze Schrott im gesicherten Lager, von dem wir uns weder

ernähren, noch uns mit ihm einkleiden konnten.

Wird es für die Zukunft wichtig sein, diese Dinge zu bewahren? Möglicherweise ja, wenn es einen überlebenden Teil der Menschheit gegeben hätte, der sich damit zu befassen bereit gewesen wäre.

Selbstverständlich hoffte ich innig, Ejnar würde nicht so bald sterben; es sah danach aus. Und es wäre im höchsten Maße ignorant und naiv gewesen, die vorliegenden Tatsachen zu leugnen. War es die Strahlenkrankheit? Wir hatten uns ja immerhin eine ganze Weile im niedergehenden Fallout aufgehalten. Oder handelte es sich möglicherweise um den pathologischen Vorboden jenes Effekts, der vor einigen Wochen die gesamte Menschheit dahingerafft hatte?

Wenn ihm wirklich etwas passieren sollte, etwa daß er in nächster Zeit sterben wird, könnte ich allein die Schuld daran tragen: Denn ich habe noch nicht alle Optionen ausgeschöpft: Gibt es in den anderen Etagen vielleicht Medikamente, die ihm helfen können? Oder bin ich gar nicht schuld, weil es eine Prinzipien-Frage ist, daß er nicht geheilt werden kann? Verzögern meine Überlegungen nur die Darlegung der unveränderlichen Wahrheit?

Was sollte ich in den anderen Etagen finden? Vielleicht eine Tabletten-Schachtel, auf der steht: *Strahlenkrankheit-Gegenmittel*?! Ich habe keinerlei medizinische Ausbildung, keine Erfahrung mit Strahlenkranken! Ich weiß nicht einmal, ob es eine Strahlenkrankheit gewesen ist, an der Ejnar am nächsten Morgen gestorben ist.

Leider konnte ich keine Gedanken lesen, aber ein paar Sachen hätten mich doch interessiert: Hielt mich Jennice für feige, weil ich die anderen Etagen nicht nach einer Hilfsmöglichkeit durchsuchte? Und war sie der Meinung, daß

genau das Ejnar das Leben gekostet hat? Und fragte sich Ejnar bei sich selbst, ob er nach seinem Tod in dem kleinen Raum enden würde, in dem wir bereits die vier anderen Leichen verbracht hatten? Wollte er in seinem Inneren schnell sterben, damit das Leiden endete? Oder um rascher in eine *bessere Welt* zu gelangen? Wollte er uns nicht länger zur Last fallen?

All das paßte aber nicht zu der Ehrenhaftigkeit seiner Person: So vieles hat er für uns getan, wäre notfalls für uns gestorben ... und ist es auch. Nun endlich verspürte er wohl jenen einzigartigen Schmerz, der nicht vergleichbar ist; seine Theorie mit dem Speer im Kopf. Schon eine Weile hatte ich mich gefragt, was er damit meinte, seitdem er damals im Schlaf davon gesprochen hatte.

Nun war Ejnar einfach tot. Das ging so unglaublich schnell, daß wir es nicht genau verstanden: Gestern noch gesund aussehend, morgen schon dahingeshieden. Aber hatte es sich nicht schon über Wochen angekündigt? Unsere körperlichen Beschwerden?

Im Badezimmer stand ich vor dem Spiegel und suchte auf meinem Gesicht nach vergleichbaren braunen Flecken, die denen von Ejnar entsprochen hätten. Allein, da waren keine. Nur etwas blaß waren meine Wangen, aber das könnte auch am Vitamin-Mangel gelegen haben. Am Haar fest greifend, lösten sich nur ein paar Haare, die sich auch gelöst hätten, wenn all das nicht passiert wäre. Ich zog mich nun eilig vollständig aus, sah an jede Körperstelle, die meine Augen erreichen konnten, ließ Jennice auf meinen Rücken sehen und suchte auch an ihrem nackten Körper nach diesen unheimlichen Flecken. Sie zeigte ebenfalls keine Krankheitsmerkmale, sondern schien weitgehend gesund. Alles,

was sich an mir anormal gezeigt hatte, waren noch immer die schmerzenden Zähne, die differente Iris-Farbe und ein permanenter metallischer Geschmack. Vielleicht würde es nur eine Zeit dauern, bis wir genauso enden wie Ejnar; bis wir eines Morgens einfach nicht mehr aufwachen.

Das Fehlen von Ejnar machte uns beiden zu schaffen: Jennice war nur noch teilnahmslos, sprach kaum ein Wort und wollte nicht essen. War es die Angst vor einem weiteren Toten oder die Trauer um dessen Hinscheiden?

Und was sollten wir fortan tun? Könnten wir auch nur eine weitere Nacht an diesem Ort zubringen, wo wir wissen, daß Ejnar hier gestorben ist? Aber wäre es nicht dumm, diese reich mit Lebensmitteln gefüllte sichere Stellung zu verlassen, um uns erneut der lebensfeindlichen, hungern-den, frierenden Umwelt da draußen zu ergeben? Mein Geist bestand nur noch aus Fragen; und auf nicht eine wußte ich zu antworten.

Letztlich diktierte uns der verschwiegene und ausgehende Tag, die paranoiden Befürchtungen eine weitere Nacht auszusetzen. Ejnar, dessen Körper inzwischen kalt und hart geworden war, ließen wir in dem Bett liegen, wo er starb. Stattdessen zog ich mich mit Jennice in das Zimmer des Kommandanten zurück und wir schworen uns in dieser Nacht, für den Rest unseres Lebens beieinander zu schlafen.

Im Prozeß des Einschlafens erinnerte ich mich an die einzige andere Situation, in der ich die letzte Person war, die einen Menschen kurz vor seinem Tod berührte. Das war vor ein paar Jahren, da befand ich mich auf einer Geburtstagsparty. Und ein Freund des Gratulanten, jemand den ich kaum kannte, wollte an diesem Abend nach Hause gehen

und reichte jedem der Anwesenden die Hand zum Abschied; ich war die Letzte. Nun ja, wie gesagt verließ er die Wohnung alleine und wir anderen setzten die Feier fort. Und als ein paar weitere Gäste etwa eine halbe Stunde später gehen wollten, fanden sie im Treppenhaus genau diesen Jungen vor, der sich als erster verabschiedet hatte; jener Junge, dem ich als letztes meine Hand gereicht hatte: Mit gebrochenem Genick lag er auf den Stufen zwischen zwei Absätzen; den Kopf voran nach unten, die Beine zeigten auf die höheren Etagen. Er lag einfach da, war wohl ausgerutscht oder so und niemand hatte seinen schnellen Tod bemerkt.

Es ist ein seltsames Gefühl zu wissen, daß ich der letzte war, der seinen Willen entgegennahm, als er noch atmete. Und noch viel seltsamer fühle ich mich, wenn ich an seine Pläne dachte: Ging er doch einfach von der Party weg und überlegte sich vermutlich noch während er die Treppen hinunterhüpfte, ob er an diesem Abend seine Freundin anrufen soll; ob er noch seine Tasche für den nächsten Schultag packen muß; ob er dem Gratulanten auch wirklich sein Geschenk überlassen hatte; ob er beim Abschied niemanden vergessen hatte die Hand zu reichen. Und dann war er einfach *weg* von der Welt.

Dieser Tag verdiente nicht minder, als vergessen zu werden.

Mit schwerem Kopf und einem nassen Gesicht wachte ich am nächsten Morgen auf. Ich hatte geweint, im Schlaf geweint. So etwas war mir noch nie passiert, noch hatte ich gehört, daß das überhaupt ging. Aber meine vertränten Augen waren der eindeutige Beweis.

Unersättlich fraß sich die Trauer durch meinen Stolz, mein Gewissen, meine Hoffnung. Alles löste sich auf und nichts Wiedererkennbares blieb. Vielleicht die Erfahrung im Umgang mit der verwegenen Situation und der Anblick von Toten.

Meine Hände zitterten, also griff ich sie ineinander und hoffte, es würde sich beruhigen. Das trat nicht ein, stattdessen legte ich meine Hände auf dem nackten Oberschenkel der vor mir liegenden und noch immer schlafenden Jennice auf; im selbigen Augenblick wie ich ihre warme Haut fühlte, verging mir auch das Zittern und ich beruhigte mich. Aber ein wenig Tränen-Wasser rann mir noch immer über die Wangen.

Ich mußte mich fortan zusammenreißen, ein starkes und ermutigendes Vorbild für Jennice sein. Wenn sie erkannt hätte, daß selbst ich keine Hoffnung auf eine Zukunft hätte, würde mit ihr auch meine Stärke versiegen. So abhängig waren wir voneinander.

Vieles hat auch mit geistiger Disziplin zu tun: Ejnar, den ich erst seit wenigen Wochen kannte und doch zum wichtigsten Mann in meinem Leben geworden war, redete immer davon, daß ein freier, ungezwungener Geist das wichtigste für einen Menschen sey. Denn – so seiner Philosophie nach – gibt es zwei Kategorien von Menschen auf der Welt. Dieses Beispiel wird häufig angeführt und im Scherz verwendet, sagte er weiterhin, beispielsweise wenn man sagt: »Die einen, die sich unterwerfen und die anderen, die führen.«

Diese Form der offensichtlichen Erkenntnis ist nur teilweise wahr. Sehr viel realer ist die binäre Unterscheidung, die er erkannt haben will: Menschen, die Materielles für

wertvoll halten und Menschen, die dieser Illusion erhaben sind und allein Wissen und Erfahrung für wertvoll befinden. Ejnar hängte natürlich letzterem an.

»Allein geistige Überlegenheit ist wichtig im Leben. Sie entwickelt die Menschheit und Kultur. Die meisten Menschen glauben jedoch, Geld ist das Wesentliche und Voraussetzung für Macht und Fortschritt. Dies ist jedoch ein Irrtum. Nur die geistige Überlegenheit definiert dich auf dieser Welt!« – Ich höre seine Worte noch genau vor mir. Und weiter sprach er: »Natürlich kann man auch Kriege statt wegen Geld auch aus Neid führen. Aber im Falle dessen, daß der Neidende gewinnt, hat sich an seinem Ausgangszustand nichts geändert! Geistiges kann man nicht stehlen, höchstens kopieren. Aber wesentliche Erkenntnisse entwickelt nur ein freier Geist! Körperliche Überlegenheit dagegen ist eine Sache, die man nicht mit ins Leben nach dem Tod nehmen kann, aber sie begünstigt das Glück nach Katastrophen.« Und dann schloß er seine Predigt mit folgenden Worten ab: »Reichtum bezeichnet gar nichts. Das Wissen und höfliches, angemessenes und ehrenvolles Verhalten sind die Kennzeichen des Guten im Menschen!«

Diese Worte gingen mir noch den ganzen Tag im Kopf herum, als ich zwischen den Zimmern umherging; mich nicht traute in den Fahrstuhl zu steigen; mich nicht traute den Raum mit dem verstorbenen Ejnar zu öffnen; mir nicht mehr sicher war, was wir in Zukunft tun sollten.

Ejnar's Worten folgend hatten wir gar nichts: All die Kunstschätze und Vorräte, in die wir quasi hineingefallen waren,

bedeuteten uns nicht das Geringste; wir waren nackt. Und andererseits waren wir reich; reich an Wissen und Erfahrung, da wir einander geholfen und uns anständig und ernsthaft benommen haben. Ejnar hätte vermutlich gesagt, unsere Lage wäre überhaupt nicht mißlich, da wir Drei zusammen sind und uns respektieren.

Ich setzte schließlich das Tagebuch des Arbeiters fort und versuchte, meine Gedanken in Worten auszudrücken. Auch mutmaßte ich über die Inhalte der anderen Etagen oder den Zustand der Welt über uns: Gab es in den anderen Etagen ein Funkgerät, mit dem wir jemanden hätten erreichen können? Aber wer sieht nach? Wenn bereits auf der tiefsten und damit sichersten Etage Tote liegen, dann gewiß in den anderen Etagen auch! Wäre ich fähig, noch mehr Opfer zu erschauen, ohne psychologisches Trauma zusammenzubrechen? Um die Wahrheit zu sagen: Ich traute mich tatsächlich nicht, ohne Ejnar an meiner Seite auch nur irgendeine unbekannte Räumlichkeit zu betreten; das ständige Anpassen, Hoffen und Auffinden von Toten drückt enorm auf meinen Verstand und ich wundere mich, mir bis heute keine Schlinge um den Hals gelegt zu haben. Mein Mut starb mit Ejnar und auch ein Teil meines Lebenswillens.

Oder sollten wir einfach hierbleiben? Hier in diesem sicheren Bunker? Aber bis zum Rest unseres Lebens? Mit fünf fortwährend verwesenden Toten auf der gleichen Etage? Was ist, wenn die Welt da oben mittlerweile unbewohnbar geworden ist und wir zum Hierbleiben gezwungen werden? Vielleicht sollten wir auch zusehen, daß wir schnellstmöglich an die Oberfläche kommen, ehe der Strom versagt und der Fahrstuhl uns nicht mehr nach oben bringen kann. Oder die Ventilation hört auf und wir ersticken hier unten. Die

Möglichkeiten sind grenzenlos. Und meine Fantasie leider auch.

Die vielen Gedanken strengten mich an und ermüdeten meinen Geist. So ging ich auf einen *Spaziergang* ins Kunst-Lager, in Erwartung, etwas zum Zeitvertreib zu entdecken.

Wie gesagt waren rund ein Drittel der Kisten schon geöffnet, aber es gab weitere. Immerhin konnte ich mich wie ein Kind zu Weihnachten benehmen und ungefragt alle Geschenke auspacken.

Nun nahm ich auch die Leiter hinzu und stieg bis zur zweiten Regal-Etage vor, die Taschenlampe zwischen die Lippen geklemmt, und hebelte eine der schlankeren Kisten auf. Es lag eine Art gravierte Marmor-Stele darin. Die Schrift konnte ich nicht lesen, sie schien nicht einmal europäisch.

In allen Kisten dieser Regal-Stiege lagen irgendwelche Platten und kleine Ornamente mit der gleichen Beschriftung, das heißt mit den gleichen Schriftzeichen. Sie sahen aus wie Runen, könnte aber sonstwas gewesen sein. Nun, da es keine Menschen mehr gab, die diese Schrift lesen konnten, waren die Zeichen einfach nur noch dekorativ. Irgendwann würde dieses Schicksal auch unsere aktuelle Schrift ereilen.

Vorsichtig legte ich die Tafeln beiseite und grub tiefer. Aber jede Kiste enthielt immer nur einen einzigen Gegenstand, dick mit Stroh umwickelt. Da gab es aber eine kleine Schachtel, die enthielt etwas anderes. Ich fand sie nach einer Weile einige Regal-Stellplätze weiter; sie lag in einer großen Kiste, die abermals Kunstgegenstände, in diesem Fall zwei kleine weiße Büsten enthielt. Die Gesichter waren unspektakulär gehauen, an der einen Büste war kaum zu entscheiden, ob sie ein weibliches oder männliches Gesicht

zeigen sollte. Aber zwischen den beiden Büsten klemmte eine schwarze Decke und wie ich sie auswickelte, entdeckte ich darin die besagte flache Holz-Schachtel, in der etwas klapperte. Aufgeregt öffnete ich nun auch diese und startete sogleich verblüfft auf eine auf ein Samt-Tuch gebettete goldfarbene Kette mit einem großen Schmuckstein daran. Sie sah in meinen Augen wunderschön aus.

Ich nahm sie aus der Schachtel und beleuchtete sie in der Dunkelheit mit der Taschenlampe von oben bis unten. War dies nun ein *wertvoller* Gegenstand, den ich fand? Oder genauso nutzlos wie die Büsten? Vermutlich war dieser Schmuck nutzlos, und doch faszinierte er mich: Vor allem, weil es keine normale Kette für den Hals zu sein schien, sondern für einen anderen Zweck. Der gelblich-braune Schmuckstein war geschliffen und hatte diverse langgestreckte Facetten zu bieten. Er hing genau in der Mitte dieser rund einen Meter langen, aus identischen und sorgfältig verarbeiteten Gliedern aufgebauten Kette. An den Enden der Kette waren insgesamt vier kleine Perlen angebracht, die im Schein der Lampe matt funkelten. Ein wahrlich faszinierendes Schmuckstück war das!

Aber wie sollte man es sich umhängen? Um den Hals sicher nicht! Die Enden der Kette hätten auf Höhe des Bauchnabels gebaumelt! Eher zufällig schaute ich noch einmal in die Kiste mit den Büsten zurück, wobei mir auffiel, daß einer der Köpfe genau diesen Schmuck zu tragen schien! Deutlich erkannte ich nun die Form des Schmucksteins, die lange Kette mit den Perlen-Enden wieder und erkannte weiterhin, in welcher Form der Schmuck anzulegen sey.

Sogleich verließ ich das Lager und stellte mich im Badezimmer vor den Spiegel. Dann setzte ich den Schmuck

genauso auf, wie ich es an der Büste gesehen hatte und schaute mir selbst in die Augen.

Und was sah ich dort? Nur eine grüne und eine blaue Iris? Sah ich lediglich in das müde wenn auch schöne Gesicht einer jungen Frau, die sich irgendwo in einem Bunker verkrochen hatte, einen Schmuckstein auf der Stirn trug und sich für – es gibt wohl kein Wort dafür – hielt?

Was sehe ich? Und was sehen andere an mir? Was sieht Jennice? Keine Frage, das Leben, wie ich es kannte, ist vorbei. Auf meiner Reise erlebte ich Angst, Anstrengung, Hoffnung, Stolz, Frustration und auch Trauer. Mein Weg endet hier. Und hier stehe ich nun. Wer hätte schon vor einem Monat behaupten können, daß ich mich heute hier befinde, auf diese Weise gekleidet bin und mich in der Gesellschaft eines Mädchens sehe, das ich kaum kenne und doch so sehr als meine Familie akzeptiere, wie es mir nur möglich ist. Akzeptiere, was gegeben ist; akzeptiere, wer ich bin. Und akzeptieren sollte, was die Zukunft noch für mich vorsieht. Viel mehr als das werde ich nicht haben.

20 Akzeptiert

Ich habe Jennice in den zwei Wochen, die wir seitdem in der unterirdischen Anlage zubrachten, alles gezeigt und beschrieben, das ich weiß. So brachte ich ihr wie eine Lehrerin all das bei, das ich von meinem letzten Schulunterricht noch wußte; übte mit ihr die Handschrift und Umgangsformen bei Tisch. Ich erzählte ihr von meiner Familie und wie man bestimmte Verwandte nennt, beispielsweise Altgroßvater. Ich erzählte ihr von meinen Urlauben und welchen

Freunden und Fremden ich dort begegnet war. Ich zeigte ihr wie man näht und wie man Kartoffeln am besten schält; wie man Lebensmittel pökelt und wie man ausrechnet, wie lange der Wasser-Vorrat noch reicht. Im Lagerraum öffneten wir zusammen alle Holzkisten und packten die Kunstwerke aus. Gemälde jeder Größe stellten wir in die eine Ecke und standen oft lange davor, um zu rätseln, was das Motiv darstellen soll. Büsten, Stelen, Tafeln und andere klassische Kunstwerke stellten wir dagegen mitten im Raum auf, um sie von allen Seiten betrachten zu können. Auch die alten Bücher schlugen wir auf und versuchten darin zu lesen. (Obwohl ich mir stets bewußt gewesen bin, daß wir die Bücher mit bloßen Händen anfaßten und damit vermutlich zerstörerische Säure auf dem Papier aufbrachten.)

Und trotz all dieser Maßnahmen hatte ich das bittere, wenn auch nicht tödliche Gefühl, daß dies weniger als ein Prozent dessen war, das diese Welt ausmacht; daß nahezu alles erworbene Wissen der Menschheit und Menschlichkeit ... verloren ist und schon gar nicht von Jennice allein weitergegeben werden kann.

Nachdem es nichts mehr zu entdecken, lesen oder anzuschauen gab, trafen wir die Entscheidung weiterzuziehen. So gut es ging, verstauteu wir Lebensmittel und Wasser; Kleidung und Werkzeuge und dann stellten wir uns vor den Fahrstuhl-Türen auf.

Seit unserer Ankunft hatten wir sie nicht gebraucht und uns stets gehütet, in deren Nähe zu gehen. Nun war es an der Zeit herauszufinden, ob sie uns noch an die Oberfläche zurückbringen konnten. Die Oberfläche selbst konnte sich uns in erschreckendem Zustand präsentieren, das wußten wir uns das besprachen wir auch. So beschlossen wir

Taktiken, falls bestimmte Szenarien eintreten:

Wenn alles in Ordnung wäre, suchen wir uns unseren Weg wie bisher. Fällt derzeit noch radioaktiver Fallout wollen wir zu dem kleinen Haus rennen, um uns unterzustellen und dieses nach weiteren Vorräten zu durchsuchen. Und an die dritte Möglichkeit, nämlich daß der Fahrstuhl ohne Strom sey und uns gar nicht mehr nach oben befördern konnte, wollten wir erst gar nicht denken.

Nun, das Glück stand auf unserer Seite und gewährte uns die Flucht zurück an die Oberfläche. Die Türen des Fahrstuhls öffneten sich und der erste Wind blies uns ins Gesicht – er schmeckte und roch so andersartig wie Leitungswasser sich von Orangensaft unterscheidet.

Die Hangar-Tore standen offen und wankten im Wind; das Dach war etwas schief und vom neben dem Hangar befindlichen Haus reichte eine Dachrinne herab, die wohl durch den Wind abgehangen wurde. Überhaupt schienen in den letzten Wochen einige kräftige Stürme über uns hinweggezogen sein; sie demolierten zwar ein wenig die Gebäude, drückten ein paar Fenster ein und ließen Dachziegel abwandern; aber waren scheinbar auch stark genug, um eine Art gesäuberte Luft in unsere Nasen zu treiben. Trotzdem gewinne man nicht den falschen Eindruck, daß wir irgendetwas wiedererkannten: Es war dunkel wie in der tiefsten Dämmerung! Einzelne Wolken waren nicht auszuhalten, jedoch verdeckte ein sehr dichter feiner Grauschleier die Sicht auf die Sonne.

Wir mußten die Augen wegen der Oberflächenhelligkeit nicht einmal zusammenkneifen, denn sie entsprach etwa jener Nuance, an die wir uns wochenlang in der unterirdischen Anlage gewöhnt hatten. So standen wir minutenlang

vor dem Hangar, starrten auf die sich bewegenden Bäume, die Gebäude und den unbekanntem Himmel. Warm war es keineswegs; genau genommen war es klirrend kalt, wie ein eisfreier Januar-Morgen! Es konnten nicht mehr als 15 Grad Celsius gewesen sein! Und das, obwohl die Sonne laut Uhrzeit genau über uns stehen mußte, drangen scheinbar keinerlei wärmende Strahlen bis zum Erdboden vor. Direkte Gefahr durch Fallout-Niederschlag war nicht zu erwarten; trotzdem zogen wir weiter.

Lange Zeit, die ich im Bunker gesessen hatte, machte ich mir Gedanken darüber, welche entlegene Region der Erde aufzusuchen sinnvoll sey; eine Region, in der keine Gefahr von geschmolzenen Kernreaktoren und anderen nicht erwarteten Menschheitstechnik drohte. Kanada war ein guter Kandidat, jedoch unerreichbar. Auch mit einer Wüsten-Region liebäugelte ich, denn wenn es weltweit so abgekühlt wäre, gäbe es in einer Wüste nun vielleicht erträgliche Temperaturen; aber die Beschaffung von Lebensmitteln wäre weiterhin schwierig. Im Grunde war dieser Bunker nicht schlecht gelegen und bestückt; aber mir widerstrebte ein Leben als Maulwurf.

Seuchen bedrohten uns ebenfalls, die gewiß bereits präsent wären, zumal die vielen Toten seit Wochen unbegraben in der Landschaft herumliegen. Europa war eindeutig zu dicht besiedelt. Rußland als Ziel kam auch in Betracht, da es abgelegen und wenig besiedelt sey. Wenn sich jedoch gerade die Supermächte beschossen hätten, war gewiß auch Rußland darunter und könnte einen großen Teil der nuklearen Raketen abbekommen haben. Bevor wir eine so lange und beschwerliche Reise in eine neue Heimat auf uns nehmen konnten, mußten wir uns über die Risiken am Zielort

verständlicher Weise im Klaren sein. Vielleicht wäre auch Lettland nicht schlecht gewesen oder eines der skandinavischen Länder; die waren ja – wenn ich mich richtig erinnere – immer so neutral bei politischen Konflikten. Im Grunde blieb es aber ein Glücksspiel. Vom Weltraum aus, von einem Satelliten oder einer Raumstation, hätte man sich einen Überblick verschaffen müssen!

Ohne Karte oder Kompaß zogen wir also wieder in eine Richtung, die wir für Norden ansahen, hielten unterwegs nach fahrbaren Autos Ausschau und mieden zerstörte Siedlungen wie den Tod. Manchmal kaperten wir tatsächlich ein Auto, benutzten es für Stunden auf unserer Reise und gingen dann wieder tagelang zu Fuß. Das Prinzip war alt bekannt: Schlafen in Decken unter freiem Himmel (der uns nun keine Gefahr mehr war), trinken aus Schalen mit gesammelten Regentropfen oder aus Flaschen, die wir unterwegs in kleineren Geschäften mitnahmen; Essen bekamen wir ebenfalls aus vertrauten Quellen: Snack-Automaten an Tankstellen; aus abgelegenen Lebensmittel-Geschäften, die man manchmal vor Leichen-Gestank nicht mehr betreten konnte, oder die Früchte aus freier Natur. Hin und wieder kamen wir in einen wild zugewachsenen Garten, in dessen Beeten so einiges Köstliches wuchs.

Dieses Nomaden-Leben, so redete ich es Jennice ein, hätte nur solange Bestand, wie wir uns auf der Reise in eine neue Heimat befinden; danach suchen wir uns eine sichere Unterkunft und siedeln uns neu an; Angst vor bedrohendem Fallout oder plündernden Horden mußten wir ja nicht haben. Und jedesmal, wenn wir einige Tage in der Natur unterwegs waren und eben auch tagelang keine Toten gesehen hatten, beruhigten sich unsere Gemüter und fanden

sich mit den Tatsachen leicht ab. Aber sobald wir wieder einmal auf Entfernung einige tote Körper erspähten, waren wir sogleich an die *zweite*, zu verdrängen gesuchte Wirklichkeit erinnert. Nebenbei gesagt waren unsere Schätzungen der Sterbe-Rate weit untertrieben: Es mag sein, daß ich keine eine Million Leichen von zwei Millionen Leichen unterscheiden kann. Aber es gab so viele von ihnen, daß es auf der ganzen Welt nicht zehntausende eventuell Überlebende gegeben hat, sondern vielleicht nur einige Hundert, wenn überhaupt. Würden sich die Überlebenden jemals begegnen?

In den folgenden Monaten entwickelten sich auch meine Krankheitszeichen weiter: Zwar bekam ich keine braunen Flecken auf der Haut, aber meine Sehkraft ließ stark nach, sodaß ich Objekte, die weiter als fünf Meter entfernt standen, nicht mehr scharf auflösen konnte. Und manchmal dachte ich, daß diese Behinderung gar nicht schlecht sey, denn ich mußte keine Welt mehr anschauen, die mir so fremd wie die Oberfläche eines Mondes in einem 1000 Lichtjahre entfernten Sternensystem geworden war. Dagegen konnte Jennice in meinen *5-Meter-Perimeter* eintreten und mich mit ihrem Heranwachsen erfreuen.

Auch mein Handgelenk ließ sich irgendwann nur noch unter Schmerzen bewegen; es schien sich unbemerkt über Wochen versteift zu haben. Sogar mit Flüssigkeitsverlust hatte ich zu kämpfen. Manchmal trank ich am Tag nur einen halben Liter Wasser und mußte einen wieder ausscheiden. Ermattung verbreitete sich, was aber auch mit der langen Reise zu tun gehabt haben könnte. Jennice zeigte keine dieser Schwächungen – sie war vollkommen gesund und kräftig.

Ich fühlte mich wie eine alte Frau, die von ihrer Enkelin umgeben ist und mit ihren siebzig Jahren nach der Jugend sinnt: Katatonisch saß ich auf diesem Ast eines umgestürzten Baumes und blickte belanglos in eine mit dreckigem Wasser gefüllte Pfütze. Es gab Tage, da waren diese Wasserlöcher unsere einzige Quelle für Flüssigkeit. Und dann gab es Tage, da zog sich innerhalb einer halben Stunde wie aus dem Nichts der Himmel mit dunkelgrauen Wolken zu und schüttete Wasser, als entleerte sich der Ozean über uns – so wie jetzt. Ohne aufzustehen, schaute ich weiter auf das Wasserloch und beobachtete die kleinen Krater, die durch die prasselnden, dicken Tropfen erzeugt wurden und sogleich wieder in Nichts verlöschten. Darüber hinaus erstaunte es mich jedesmal neu, wie sich so viel Wasser in Wolken ansammeln kann, wenn die Sonnenwärme kaum ausreicht, um mein tägliches Frösteln zu beenden, geschweige denn irgendwelches Wasser über den Meeren zu verdunsten.

Schwach und gebrechlich fühlten sich meine Glieder an, beide Knie waren dick geschwollen, mein Gesicht eingefallen und abgemagert. Dabei waren wir erst ein halbes Jahr unterwegs!

Bewegten wir uns wirklich auf sicherem Grund? Wie konnten wir wissen, daß der Boden nicht radioaktiv kontaminiert gewesen war und uns langsam *von unten* sterben ließ, während wir wie Todgeweihte über ihm wandelten? Der dichte, in regelmäßigen Abständen auftretende Starkregen wusch vielleicht die ganze atmosphärische Asche aus und verseuchte damit den Boden. Vermutlich war es egal, ob man in unbelebte Gebiete floh, da der Wind die Verseuchung wiederum überallhingetragen hätte.

Wie man bemerkt, entwich mir die Hoffnung auf eine

neue, sichere Heimat, wie die Luft aus einem angestochenen Ballon. Vor allem wegen meines gesundheitlichen Zustandes. Ich sah ab, daß ich so enden würde wie ehemals Ejnar; wollte aber auch, daß Jennice nicht alleine weiterziehen muß. Mein Gott, sie ist erst acht Jahre alt und soll sich alleine in einer solchen Umgebung zurechtfinden?

Jedem wäre der Mut vergangen, wenn er nach dem 2. Sommer seit dem Atomkrieg gesehen hätte, daß es keine Bienen mehr gibt. Viele der Pflanzen waren bis zum Jahresende eingegangen und hatten sich nach dem Winter nicht erholt; nichts blühte, nichts sproß, es war fortlaufend Dunkel: in der Nacht schwarz und am Tag bestenfalls ein lichtiges Grau. Aber nichts ging darüber hinaus, als Dämmerung bezeichnet zu werden. Ewige Dämmerung. Insekten schwirrten kaum durch die Luft, wir hörten keine Vögel, sahen kaum Tiere, hin und wieder einen davonspringenden Rehbock. Erst wenn man die Steine und Blätter wendete, saßen darunter irgendwelche kleinen Biester, die wie wir zu überleben versuchten. Wiesen waren monoton aus einem niedrigen Gras zusammengesetzt, es wuchs kaum etwas, das höher als bis zum Knie reichte. Blumen sahen wir nach dem 1. Winter überhaupt keine mehr; durch die andauernde Finsternis hätten wir uns auch gar nicht an ihren Farben erfreuen können.

Rote und gelbe Farben dominierten unseren Geist, denn es waren die einzigen Farben, die wir noch wahrnahmen; es waren die Farben eines brennenden Lagerfeuers. Es waren auch die vorherrschenden Farben, als die erste Bombe fiel, wie uns Ejnar erzählte.

Jennice hatte so ein Talent, die Dinge nicht so schlimm zu sehen; vielleicht konnte sie die Schrecken und den Un-

mut auch viel gekonnter ausblenden. Denn jeden Abend, sobald wir das Lagerfeuer an unserer Ruhestätte entzündet hatten, holte sie ihr abgegriffenes Puzzle hervor und setzte es auf dem unebenen Waldboden zusammen. Jedesmal begann sie mit einem ganz bestimmten Teil, an das sie zwei andere bestimmte Teile ansetzte. Und erst darum baute sie alles andere auf. Und wie immer fehlte am Ende ein einziges. Und ich ... unterbrach sie nicht bei ihrer sich immer wiederholenden Suche nach diesem.

Dabei schien ihr Geist normalerweise so klar wie meiner und wie der eines jeden anderen. Nur bei dieser einen Sache verfiel sie in diese Psychose, sich auf die vergebliche Suche nach diesem letzten verbliebenen Puzzle-Teil zu machen, alle Taschen zu durchwühlen und mich dann zu fragen, ob ich es gesehen hätte. Und jedesmal antwortete ich ihr: »Nein. Ist wohl verlorengegangen!« – Ein trostloses Spiel, das genau in diese Welt paßt. Wieso nur waren wir alle so dumm?! Die einen, weil sie den Krieg forderten und vorantrieben, die anderen, weil sie ihn zuließen. Wir alle sind schuld. Und wir alle büßen dafür.

So kam ich auch auf die einfache wie wichtige Definition eines Atomkriegs – er ist im Grunde keiner! Ein Atomkrieg ist nämlich kein Krieg im herkömmlichen Sinne, dessen Erstschlag oder *präventive Attacke*, wie man sie auch nennen kann, den Frieden zum Status des Krieges überleitet. In Wahrheit leitet diese erste detonierende Rakete vom Frieden zu keinem Krieg über ... , sondern zum Untergang für uns alle!

Es wird sich herausstellen, daß nichts anderes mehr an Wahrheit enthält. Ist nun *Die Suche* beendet?